This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07079473 4

ZOF

Die Reformation

und

die drei Reformatoren.

Von

Dr. K. Braune,
geheimen Conſiſtorialrathe, Generalſuperintendenten, Mitgliede der hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Gotha,
Friedrich Andreas Perthes.
1873.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
180746B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1942

Ihrer Hoheit

der

Prinzessin

Marie von Sachsen-Altenburg

Herzogin zu Sachsen

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

LOF
Braune

3. Names (Author, M... Luther, Calvin ...)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
180746B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1942 L

Ihrer Hoheit

der

Prinzessin

Marie von Sachsen-Altenburg

Herzogin zu Sachsen

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

LOF
Ergänze.

Durchlauchtigste Prinzessin!

Immer wieder ruhte beim Gang durch die deutsche Reformation mein Blick voll dankbarer Bewundrung auf den besonnenen und festen Freunden und Schutzherren derselben, und das gerade in der Zeit, da ich berufen ward, Ew. Hoheit, über mehr als einen Abschied schmerzlich bewegt, in beschleunigter Konfirmation einzusegnen. Da reihte sich mir an die großen Ahnen die bekennende Enkelin.

Daher kam mir der Gedanke und zugleich der Wunsch, diese Arbeit Ew. Hoheit widmen zu dürfen, und nun die Freude über die Gewähr desselben, und das wieder in einer Zeit, da Ew. Hoheit bei einer vertrauenstärkenden dankbaren Freude über Gottes Führung ein Abschied

42X 29 9

von der Heimath selber bevorsteht, wo liebgewordne Stätten die Erinnrung an die eigne Jugend mit der an die großen Ahnen mischen.

Mir ist, als führe Gott der Herr Eure Hoheit Wege, auf denen unausbleibliche Dissonanzen, wie in den Schöpfungen der tiefsten Meister, in Harmonie sich immer wieder lösen.

In solcher Hoffnung werde auch ich im Geiste, wie so Viele, ehrerbietigst Eure Hoheit begleiten, und verharre in freudiger Unterthänigkeit

Eurer Hoheit

treu ergebenster

Dr. Braune.

Die Reformation und die drei Reformatoren.

Vorwort.

Jakob Grimm, der Meister deutscher Wissenschaft, hat einmal erklärt, die Reformation verhalte sich zur katholischen Kirche fast wie das Christenthum seines Stifters und der Apostel zu dem Glauben der eifernden jüdischen Priester und alle heilsamen Folgen der Glaubensreinigung müßten der ganzen Welt, ja wider ihren Willen und in weitrer Ferne der alten Kirche zu Gute kommen.

Und diese heilsame Strömung ist fast auf allen Lebensgebieten den Völkern Europas und weiterhin zu Gute, aber noch nicht zum Ende gekommen; sie wird schon noch ihren Lauf vollenden, nicht im Sande verlaufen, noch auf die Dauer sich stauen lassen, oder in der Brandung der Revolution ausmünden, obwol sie eingeengt, gespalten, gehemmt, verunreinigt werden kann.

An ihrem Anfange hatte die Reformation auf ihrem heimathlichen Boden das Vorspiel der Revolution zu überwinden; nun hat sie in dem begonnenen Zeitalter der Revolution unter gewaltigen Schwierigkeiten und

Hindernissen ihren Lauf fortzusetzen. Was sie damals zu überwinden gehabt hat, davon wird sie gegenwärtig nicht überwunden werden.

Mit Recht hat ein feiner, charaktervoller Geschichtschreiber der Römer, die sich doch auf Geschichte verstanden, gesagt, eine Macht werde leicht durch dieselben Kräfte bewahrt, durch welche sie anfangs erworben war. Es gilt daher, den Blick immer wieder auf den Anfang zu richten, den die Reformation insbesondre in den Reformatoren gehabt hat. Da werden ihre Kräfte am reinsten erkannt.

Die Thatsache der Reformation und ihre Urheber sind so bedeutend, daß es Einem geht, wie dem Apostel Paulus, der seinen Philippern (3, 1) geschrieben hat: „Daß ich Euch immer Einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und macht Euch desto gewisser."

Mag die Geschichte in ihrem Verlaufe über die Reformation und die Reformatoren ein scharfes Gericht halten, diese werden doch auch als Zeugen immer wieder gehört werden; und das geschieht reichlich.

Dem soll nun auch und wieder einmal diese Zusammenstellung der drei Reformatoren, dieser drei biographischen Skizzen dienen.

An eingehenden und umfassenden Detailforschungen hat es keinem derselben gefehlt; das Material liegt vollständig vor. Luther ist sogar Mittelpunkt einer eignen Literatur geworden, welche das treffliche Werk von Kahnis über die Reformation weiterführt.

Hier kommts auf die Zusammenstellung der drei Reformatoren an.

Wohl ist die Biographie vor Allem darauf angewiesen,

den höchsten, den ewig giltigen Maßstab, den sittlichen, zur Hand zu nehmen, daran ihre Persönlichkeiten mit ihrem Werden, Wesen und Wirken zu messen, da sie den Einzelnen bis ins Innre sehen läßt, während die Völkergeschichte sie als Faktoren bei den Ereignissen behandelt, und doch verfällt natürlich gerade sie leicht einem Heroenkultus, einer besondren Art des beliebten Kultus des Genius, oder einem Parteistandpunkt, von dem aus man über ein Glied der eignen Partei nicht gut, über ein solches der gegenüberstehenden nicht schlecht genug denken und reden kann. Beide Verirrungen vermischen sich sogar mitunter, wie in eigenthümlicher Weise das Buch des Schweizers Heinrich Lang in Zürich über Luther bezeugt.

Die Grundlinien, welche der Meister heutiger Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, über Luther und Zwingli in der deutschen, über Calvin in der französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gezogen hat, sind festzuhalten. Trefflich stimmt dazu, was der ebenso fein- als tiefsinnige Richard Rothe in seinen „Stillen Stunden" (S. 258. 259) treffend gesagt hat:

„Die schweizerische Reformation ist das naturgemäße geschichtliche Resultat der ihr vorangehenden Entwicklung des Christenthums, — die lutherische ist eine neue Offenbarung Christi mitten in dem naturgemäßen Verlauf der christlichen Geschichte. — Luther ist ein Prophet, was Zwingli und Calvin, aber ohne daß dabei ihrer Würde und Bedeutung etwas derogirt wird, nicht sind, — die lutherische Reformation hat bei allen Schwächen die große Stärke, daß sie die eigenthümlich deutsche, Luther der ganze und echte Deutsche ist."

Im Sinne parteiloser Unbefangenheit, wie historischer Wahrheit und Gerechtigkeit sind diese Skizzen zusammengestellt, und zwar im möglichsten Ebenmaß. Die erste Skizze hat den größten Umfang nicht blos wegen der längern Lebensdauer, sondern insbesondre wegen des reichren Lebens des deutschen Reformators.

Mir kam Alles darauf an, die Grundsätze, von denen die Reformatoren geleitet wurden, recht lebendig, und die Melodie, die sie anschlugen, vernehmlich hervortreten zu lassen. Daran festzuhalten galt in den nachfolgenden Bewegungen, gilt auch heute noch und am Ende in der Gegenwart mehr denn je zuvor, und das durch alle Schichten des evangelischen Volks.

Dem zu dienen, ist mein Wille und Wunsch, ist die Aufgabe der schmucklosen Darstellung meiner Geschichte in Lauterkeit; hier herrscht kein andres Vertrauen, als das auf Salomos Sprüchwort (Sal. 2, 7) sich stützt: „Er läßt es den Aufrichtigen gelingen."

Altenburg, den 10. März 1873.

Dr. Braune.

Inhalt.

Dr. Martin Luther.

Seite

I. **Vorbereitung** (1483—1517):

1. Eltern und Kindheit (1483—1496) 3
2. Magdeburg und Eisenach (1497—1500) 6
3. Der Student in Erfurt (1501—1505) 8
4. Im Kloster (1505—1508) 13
5. Anfang in Wittenberg (1508. 1509) 19
6. Die Romfahrt (1510) 21
7. Der Doktor der heiligen Schrift (1512) 25
8. Professor und Prediger (1516. 1517) 27

II. **Entscheidung** (1517—1521):

1. Ablaßhandel (1517) 33
2. Der 31. Oktober 1517 37
3. Die ersten Eindrücke 41
4. Heidelberg und Augsburg (1518) 44
5. Altenburg (1519) 52
6. Die Leipziger Disputation (1519) 57
7. Die Bannbulle (1520) 67
8. Der Reichstag in Worms (1521) 71
9. Wartburg (1521) 82

Seite

III. **Reformation und Revolution** (1522—1525):

1. Die Unruhen in Wittenberg (1522. 1523) . . . 85
2. Der Reichstag in Nürnberg (1522) 90
3. Der Aufbau (1523. 1524) 94
4. Karlstadt (1524) 101
5. Erasmus (1524) 105
6. Der Bauernkrieg (1525) 108
7. Luthers Verheirathung (1525) 112

IV. **Kirchenordnung** (1526 ff.):

1. Der Uebergang (1526. 1527) 116
2. Die Visitation (1528) 119
3. Gespräch in Marburg (1529) 123
4. Luther in Koburg (1530) 128
5. Luthers veränderte Stellung im Kampfe (1531. 1532) 134
6. Luthers Lieder (1533) 139
7. Bibelübersetzung (1534) 142
8. Paul Vergerius (1535) 147
9. Die Wittenberger Konkordie (1536) 151
10. Die Schmalkaldischen Artikel (1537) 155
11. Agrikola, der Gesetzesstürmer (1538) 159
12. Herzog Georgs Tod (1539) 160
13. Schwerer Rath (1539) 163
14. Religionsgespräche (1540. 1541) 167
15. Die letzten Schriften 170

V. **Schluß**:

1. Das Familienleben 175
2. Der letzte Unmuth (1545) 185
3. Mansfelder Händel (1546) 187
4. Luthers Tod (1546) 190
5. Das Begräbniß (1546) 191

Seite

Ulrich Zwingli.

I. **Vorbereitung** (1484—1518):

1. Kindheit und Jugend (1484—1501) 197
2. Lehrer und Student (1502—1506) 200
3. Pfarrer in Glarus (1506—1516) 201
4. In Einsiedeln (1516—1518) 206

II. **Grundlegung** (1519—1523):

1. Der Leutpriester (1519) 212
2. Schwerer Anfang (1519) 215
3. Die ersten Kämpfe (1520. 1521) 219
4. Die Ehefrage (1522) 222
5. Entscheidendes Religionsgespräch (1523) 224

III. **Durchführung der Reformation** (1523—1530):

1. Zwinglis Stellung 229
2. Die große Disputation (1523) 231
3. Neue Ordnung (1524. 1525) 234
4. Innre Feinde (1525) 235
5. Wachsthum nach innen und außen (1526—1528) . 237
6. Bürgerkrieg (1529) 240
7. Zwingli und Luther (1529) 242
8. Das Jahr 1530 244

IV. **Schluß**:

Zwinglis Ende (1531) 248

Johann Calvin.

I. **Vorbereitung** (1509—1536):

1. Kindheit und Jugend (1509—1531) 255
2. Der Bekehrte (1532) 258
3. Der Flüchtling (1533—1536) 261

Seite

II. **Die ersten Einrichtungen** (1536—1541):

1. Genf (bis 1530) 265
2. Farel 267
3. Calvins Anfang in Genf (1536. 1537) 271
4. Die ersten Kämpfe (1537. 1538) 274
5. Calvin in Deutschland (1538—1541) 279
6. Calvins Rückkehr nach Genf (1541) 281

III. **Kampf und Sieg** (1541—1555):

1. Die Grundlegung (1541—1544) 284
2. Kampf gegen die Libertiner 288
3. Aus der Enge in die Weite 293
4. Das Haus 296
5. Züricher Uebereinkunft (1549) 298
6. Bolsec und Trolliet 299
7. Servet 303
8. Die Entscheidung (1555) 309
9. Calvins Feder 313

IV. **Die letzten Jahre** (1556—1564):

1. Das neue Genf 316
2. Nachwirkungen 318
3. Die Akademie (1559) 321
4. Frankreich 323
5. Calvins Ende 329

Dr. Martin Luther.

(1483—1546.)

I. Vorbereitung (1483—1517).

1. Eltern und Kindheit (1483—1496).

Am 10. November 1483, eine Stunde vor Mitternacht, ward Luther in Eisleben geboren.

Der Vater Johannes stammte aus einem Bauergut in Möhra, einem damals henneberg'schen, jetzt meiningen'schen Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, am westlichen Abhange des Thüringer Waldes. Der ältere Bruder Heinrich bewirthschaftete das väterliche Gut nach des alten Heiner (Heinrich) Luther Tode. Johannes verließ, wahrscheinlich bald nach seiner Verheirathung mit Margarethe Lindemann aus Eisenach, als jüngerer Sohn oder, wie die Sage berichtet, wegen eines Vergehens im Jähzorn, die Heimath und zog nach Eisleben. Deshalb sagt Luther: „Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Vater, Großvater, Urahn sind rechte Bauern gewest."

In Eisleben nährte sich Johannes Luther als Bergmann (Schieferhauer) in kümmerlichster Weise. Die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken eingetragen. Beide haben

ſich's blutſauer werden laſſen. Doch gedachte der Sohn gern an ſeinen Geburtsort; er pflegte zu ſagen: „Haec est Islebia! da is Leben!“

Am Martinstage, dem 11. November, ward er in der Peterskirche getauft und erhielt da deshalb den Namen Martin. Der Vater war ein gerader, durchaus rechtſchaffner, thätiger und ſtrebſamer Mann, die Mutter wegen guter Sitte, Gottesfurcht und Gebetsinbrunſt gerühmt. Die Anverwandten haben ſpäter erzählt, der Vater habe oft laut und inbrünſtig Gott angerufen vor dem Bette des Kindes, Er möge dieſem ſeinem Sohne Gnade verleihen, ſeines Namens eingedenk, als ein rechter Luther, lauter zu ſein und zu leben.

Um der äußern Verhältniſſe willen zog der Vater 1484 mit der Mutter und dem halbjährigen Martin nach Mansfeld. Die Erziehung des Knaben war eine ſtrenge, doch in Gottesfurcht. Mitunter ging die Strenge in Härte über. „Mein Vater“, erzählte Luther ſelbſt, „ſtäupte mich einmal ſo ſehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram bis er mich wieder zu ſich gewöhnte. Die Mutter ſtäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut darnach floß. Aber ſie meinten es herzlich gut und konnten nur nicht die ingenia unterſcheiden, darnach man die Strafe abmeſſen muß.“

Auch in der Stadtſchule zu Mansfeld erfuhr er eine ſtrenge Zucht. Als kleines Kind, dem es wohlthat, wenn man es in die Schule trug, was ſein Vater oder ſein ſpäterer Schwager Nicolaus Oemler that, begann er da zu lernen. Die 10 Gebote, den chriſtlichen Glauben, das Vaterunſer lernte er neben dem Donat (einer Kinder-grammatik), dem Kalender und kirchlichen Geſängen fleißig

und schleunig. Aber der mürrische Lehrer hat ihn an einem Morgen fünfzehnmal „gestrichen“. Es sind wohl Rückblicke in diese Zeit, wenn er später von Lehrern spricht, welche „mit Kindern anders nicht, denn gleich als ein Henker und Stockmeister mit einem Stock umgehn“, und an anderm Stellen sagt: „Reicher Leute Kinder gerathen selten, sind sicher, vermessen, stolz, meinen: sie dürfen nichts lernen, weil sie sonst genug haben, davon sie sich nähren können. Dagegen aber armer Leute Söhne müssen sich aus dem Staube arbeiten, müssen viel leiden. Und weil sie nichts haben, worauf sie stolziren können und pochen, lernen sie Gott vertrauen, drücken sich und schweigen still. Eine große Barmherzigkeit ist's, wenn man dem jungen Volke seinen Willen nicht läßt, man bringe nun solches zuwege mit Drohen oder Schlagen. Wiederum ist das eine große Unbarmherzigkeit, ja ein greulicher Mord, wenn ein Vater sein Kind ungestraft läßt. Wenn du deinen Knaben nicht staupest, so wird er zum Buben, und Meister Hans muß ihn mit der tödtlichen Ruthe strafen. Die sich demüthigen und leiden, da werden Leute aus; welche aber stolz sein und nichts leiden wollen, die müssen verderben.“ — So ward in Luther das eifrige, ja leidenschaftliche Streben nach Heiligung gelegt.

Hans Luther hat in Mansfeld guten Verdienst gefunden. Hier fand er auch Nahrung für seinen Geist. Er las gern, unterrichtete sich aus Büchern und übertraf die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Als ein Liebhaber der Gottseligkeit und der Wissenschaften hielt er auch mit Geistlichen und Lehrern gute Freundschaft; er schätzte die Gelehrten. Endlich hat er es dahin gebracht, daß er zwei Schmelzöfen besaß. Zugleich gewann er auch An-

sehn in der Bürgerschaft, er ward zum Rathsherrn erwählt.

Auch Margarethe zog die Aufmerksamkeit auf sich und galt als Muster einer Hausfrau und Mutter.

2. Magdeburg und Eisenach (1497—1500).

Aus dem eben erst beginnenden Wohlstande des Vaters heraus mußte Luther nach Magdeburg, wo er als vierzehnjähriger Knabe die Franziskanerschule 1497 besuchte. Mit ihm zog ein Schulgenosse, Hans Reinekke, Sohn eines braven Bürgers in Mansfeld.

Sie mußten als Currendschüler sich den Lebensunterhalt durch Singen vor den Thüren verdienen. So haben sie einmal mit andern Kameraden zur Weihnachtszeit die benachbarten Dörfer durchzogen; vierstimmig wurden die Lieder vom Christkind zu Bethlehem vor den Häusern gesungen. Aus einem am Ende des Dorfes gelegnen Bauerhause kam der Bauer heraus; scheu flohen die Schüler; sie fürchteten, wie anderwärts, auch hier Drohungen und Schimpfworte. Aber freundlich rief der Mann ihnen nach, sie blieben stehn, gaben die Angst auf und liefen nun hin, die Gabe an Nahrungsmitteln zu empfangen.

Auffällig ist's nicht, wenn Andreas Proles, Vikar des Augustinerordens, der mit dem Bann belegt war, weil er in tiefer, lebendiger Frömmigkeit römische Mißbräuche als Prediger entschieden angegriffen, auf den Knaben keinen bleibenden Eindruck gemacht hat, obwohl dieser sich noch des Fürsten von Anhalt erinnerte, wie er als Barfüßermönch, den Sack auf dem Rücken, nach Brod gegangen sei und, wer ihn angesehn, vor Andacht geschmatzt und seines weltlichen Standes sich geschämt habe.

Auf Befehl der Eltern verließ Luther 1498 Magdeburg und ging nach Eisenach. Sie hofften, der Sohn werde da weniger Noth haben, da der Mutter Freundschaft dort sei. War auch des Vaters Wohlstand gewachsen, war doch auch die Familie und deren Bedürfnisse größer geworden. Dazu war an der Schule zu Eisenach der sehr tüchtige Rektor Johannes Trebonius.

Zunächst begann Luther auch hier als „Partekenhengst", wie er selber von sich diesen Spottnamen armer Schüler gebraucht, welche um Almosen, besonders Lebensmittel (particulae, Brokken), vor den Thüren sangen. Vergebens sang er vor mancher Thür. Nicht Brod, sondern Scheltworte trug er öfter davon. Auf dem Georgsmarkte sah eine fromme Matrone, Ursula Cotta, Conrad Cotta's Frau oder Wittwe, ihn traurig. Sie nahm ihn zu sich an den Tisch, weil sie um seines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirche, wo sie ihn öfter gesehn, eine lebhafte Hinneigung zu dem Knaben gefaßt hatte. Bei ihr ward er wie ein Sohn vom Hause behandelt. Mehr als sein schöner Alt, hatte sein frommes Wesen die edle Frau für ihn gewonnen. Mit seinem Gesang und seinem musikalischen Talent, das bald Laute und Flöte beherrschen lernte, erfreute er die Familie, deren wohlthuende Freundlichkeit ihm das Leben erheiterte und förderte; mit der Würde eines christlichen Hauswesens und mit der Musik ward er hier vertraut. Wie in dieser schönen Häuslichkeit, fühlte er sich in der Schule angesprochen. Der Rektor Trebonius war tüchtiger Pädagog. Vor seinen Schülern nahm er das Barett ab, wenn er in die Klasse trat. Manche fanden das seltsam; er aber sagte: „Unter diesen Knaben sind Leute, aus denen Gott Doctores, Bürger-

meister und andere obrigkeitliche Personen machen kann, obwohl ihr es nicht seht; solche sollt ihr wohl ehren.“ Luther lernte fein fleißig und hurtig; bei seiner schnellen Auffassungsgabe und Anlage zur Beredtsamkeit kam er seinen Mitschülern bald voraus und in allen sprachlichen Uebungen, in Reden und Versen übertraf er sie. Doch liebten sie ihn um seiner Heiterkeit und Gutmüthigkeit willen.

So ward Eisenach Luthern seine liebe Stadt. Der hier glücklich verlebten drei Jahre gedachte er stets sehr gern und dankbar. Merkwürdig ist nur, daß das Schicksal des Franziskanermönchs Johann Hilten hier an ihm spurlos vorübergegangen ist. Dieser Mönch soll verkündigt haben, das Reich der Mönche neige sich zu Ende, bald werde Einer kommen, dem sie nicht widerstehn könnten; er soll sogar das Jahr 1516 als den Zeitpunkt dafür bezeichnet haben. Freilich war dieser Wahrheitszeuge bereits eingekerkert, als Luther nach Eisenach gekommen ist.

3. Der Student in Erfurt (1501—1505).

Noch ungestört in seiner kirchlichen Frömmigkeit bezog Luther achtzehn Jahre alt die Universität Erfurt 1501.

Des Vaters Vermögensverhältnisse hatten sich so gehoben, daß er den Sohn auf der Universität unterstützen konnte, ohne seine Familie zu versäumen. „Er erhielt“, wie der dankbare Sohn erzählt, „mich mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit hat er dahin geholfen, da ich hingekommen bin.“

Je weniger der Vater, als schlichter Bürger, des Sohnes Studien leiten konnte, desto freier stand Luther da. Wie der

Vater aber thätig und unverdrossen bei seiner Arbeit war, so griff auch der Sohn sein Werk an.

Vor Allem mußte ein Kursus in der Philosophie durchgemacht werden. Luther verleugnete auch hier seine glühende Lernbegier nicht. Erfurt bot für die Philosophie Bedeutendes. Johann von Wesel, ein Vorläufer der Reformation, der 1481 im Kerker gestorben war, beherrschte noch mit seinen philosophischen Schriften die Universität. Jodocus Trutvetter, unter dessen Rektorat Luther inscribirt wurde, und Johann Grefenstein sind Lehrer, derer er dankbar gedenkt. Jenen erinnert er später in einem Briefe von 1518 daran, daß er von ihm gelernt habe, nur den kanonischen Schriften Glauben zu schenken; von diesem erzählt er, gehört zu haben, Hus sei durch ungerechte Tyrannen ohne Beweis und Ueberführung hingerichtet worden. Aber von einem Einfluß auf Luthers reformatorische Bildung ist doch keine Spur. Er beschäftigte sich eben nur mit Philosophie und nicht mit Theologie.

Bei seiner leichten Fassungsgabe und seinem energischen Fleiße machte er sich die Philosophie, wie sie damals gelehrt wurde, schnell zu eigen und konnte sich zugleich den klassischen Studien hingeben, da sein Geist mehr und Besseres verlangte. Griechisch ward noch nicht gelernt; war doch das erste Buch in griechischer Sprache von einer Druckerei Deutschlands eben 1501 erschienen. Desto eifriger nahm Luther die Lateiner Cicero, Virgil, Livius und Andre vor; vertraut war er mit deren Aussprüchen, welche gesunden, klugen Blick ins Leben zeigen, weise Lebenserfahrung enthalten; bei seinem treuen Gedächtniß waren solche Sprüche ihm als Früchte seiner Universitätsjahre bis ins Alter gegenwärtig.

Unter seinen Freunden sind besonders drei zu nennen: Johann Lange, der sich später als Lateiner und Grieche auszeichnete, Georg Spalatin, der einem der bedeutendsten Humanisten (Mutianus Rufus in Gotha) nahe stand, und Crotus Rubinianus, der, seit 1498 Student, 1500 Baccalaureus geworden war und durch Keckheit des Witzes bis zum Spott sich hervorthat. Fleißig repetirte er mit ihnen, wie er gern seine Lehrer befragte. Beliebt war er bei Studenten und Professoren wegen seines frischen, fröhlichen Wesens, wie seiner Gaben und Kenntnisse. Er war ein hurtiger, fröhlicher Gesell. Er verschlief und versäumte keine Lektion, hielt auch auf Gebet und Kirche; sein Sprichwort war: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studirt." Oft und gern besuchte er die Bibliothek. Verwundert war er, da er zwanzig Jahre alt eine lateinische Bibel, die er noch nie gesehn, sah und fand, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien waren, als in den Postillen. Beim Blättern kommt er auf die Geschichte des Samuel und seiner Mutter Hanna. Darüber entstand in ihm der heiße Wunsch, Gott wolle ihm dermaleinst auch solch ein Buch bescheeren.

Am 17. März 1503 erlangte er unter großer Anerkennung das philosophische Baccalaureat. Darauf hatte er so angestrengt gearbeitet, daß er schwer erkrankte. Ernste Gedanken bewegten ihn; Furcht vor dem Gericht, das Christus der Weltenrichter über ihn halten werde, ängsteten sein Gemüth. Da hat ein alter Priester, der ihn besuchte, zu ihm gesagt: „Mein Baccalaureus, seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott kann noch einen großen Mann aus Euch machen, der viel Leute trösten wird. Denn wen Gott lieb hat und daraus Er etwas

seligs ziehen will, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschule geduldige Leute viel lernen."

Am dritten Osterfeiertag darauf widerfuhr ihm noch ein Unfall. Er war eben abgereist, nach der Heimath. Unterwegs stieß er mit dem Fuß an den Degen, das Messer schoß heraus und er stach sich so, daß eine Hauptader zerschnitten ward. Das Blut strömte aus der Wunde, ließ sich nicht stillen. Er legte sich auf den Rükken, streckte den Fuß in die Höhe, hielt den Finger gegen die Wunde, und sein Begleiter eilte nach der fast eine Stunde entfernten Stadt zurükk. Das Bein war gewaltig geschwollen, als der Chirurg kam und ihn verband. Er rief in Angst oft: „Maria, hilf!" In der Nacht ging die Wunde wieder auf; er bekam eine Ohnmacht. Darauf rief er wiederholt Maria an. „Damals", erzählte er später, „wäre ich auf Maria hingestorben."

Die philosophischen Studien setzte er mit solchem Eifer fort, daß er 1505 die Magisterwürde mit bedeutender Auszeichnung erlangte. Die Studenten, stolz auf solchen Genossen, brachten ihm einen glänzenden Fakkelzug.

Mit gleichem Ernst hielt er an dem sittlichen Streben fest. Weder die Philosophie und die alten Klassiker, noch der fröhliche Verkehr mit geistvollen, strebsamen Freunden vermochte die bange und unruhige Stimmung in seinem innern Leben zu heben. Er kam von der Furcht vor Christus, dem das Gericht übergeben war, nicht los. Gewissensangst erfaßte hin und her den sittenreinen Jüngling.

Zweierlei Ereignisse erschütterten ihn tief.

Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, Alexius, einer seiner vertrautesten Universitätsfreunde, sei erstochen. Bei dem Gerücht, bald als wahr bestätigt, war sein erster

Gedanke: „Was wäre aus dir geworden, wenn du so rasch wärest abberufen worden?“

Als er im Sommer aus den Ferien zur Universität mit dem Vorsatz zurückkehrte, seines Vaters Willen zufolge, die Rechte zu studiren, ereilte ihn bei Stotterheim, kurz vor Erfurt, ein Gewitter; hart bei ihm schlägt ein Blitz ein; er fühlt sich von Schrekken und Angst des Todes umfangen und gelobt, der Welt zu entsagen und ein heiliges Leben zu führen.

Die Sage hat beide Thatsachen vermischt und den Alexius neben ihm vom Blitze erschlagen lassen. Beide Thatsachen brachten in ihm den Entschluß zu Stande, in das Kloster zu gehn. Dabei war die herrschende Anschauung Roms von der Kirche wirksam. „Da malten sie ein großes Schiff, das hieß die heilige christliche Kirche; darin saß kein Laie, auch weder Könige noch Fürsten, sondern allein der Pabst mit seinen Kardinälen und Bischöfen vorn an, unter dem heiligen Geist, und die Pfaffen, Mönche mit den Rudern zur Seite, und fuhren also dem Himmel zu. Die Laien aber schwammen im Wasser um das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen der heilige Vater aus Gnaden und Mittheilung ihrer guten Werke herauswerfen und ihnen halfen, daß sie nicht ersöffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen.“ Solch Gemälde war ein Bild und kurzer Begriff damaliger Anschauung. Luthers Seele verlangte nach Gott, nach Gemeinschaft mit Gott. Jede Erinnerung an Tod, Ewigkeit und Gericht erschütterte seine zarte Seele aufs Tiefste. So wie er war, konnte er, das war sein lebhaftes Gefühl, vor Gott nicht erscheinen noch bestehn.

Er wollte gar gern Gott dienen und in Ewigkeit gefallen; er bedurfte der Heiligung und dieſe könnte er, nach ſeiner Meinung, doch nur im Kloſter finden. Dahin ging er nun, treu ſeinem Gelübde.

4. Im Kloſter (1505—1508).

Charakteriſtiſch iſt der Eintritt Luthers ins Kloſter.

Es iſt der 17. Auguſt. Der neunundzwanzigjährige Magiſter der Philoſophie und Student der Rechte, Luther, hat ſeine Freunde zu einem einfachen, fröhlichen Mahle bei ſich; unter ihnen hieß er der Philoſoph und Muſikus. Nach heitern und ernſten Geſprächen, auch fröhlichem Geſang und Spiel ſagt er ſeinen Freunden freundlich Lebewohl, nimmt ſeinen Virgil und Plautus und geht aus dem Freundeskreiſe durch das Dunkel der Nacht in das Auguſtinerkloſter. Alles ließ er zurück: Bücher und Sachen, Eltern und Freunde; nur das Epos, Virgil, und die Komödie, Plautus, begleiteten ihn. In ihm ſelbſt war ein großes, erhabenes Epos begonnen, und in das ernſte, gewaltige Gewebe ſeines Lebens miſchten ſich die bunten Fäden des reichſten und tiefſten Humors.

Freunde und Mitſchüler wollten's nicht glauben, daß Luther im Kloſter bleiben werde; ſie umlagerten zwei ganze Tage lang das Kloſter; ſie gedachten, ihn wieder zu bekommen. Während eines ganzen Monats ward Niemand zu ihm gelaſſen. Die Eltern, denen er ſelbſt den Eintritt ins Kloſter ſofort meldete, waren bewegt. Der Vater, der den Sohn wegen der Magiſterwürde bereits „Ihr" nannte, redete ihn wieder mit „Du" unwillig an und ſagte ihm alle Gunſt und väterlichen Willen ab. Erſt als eine Seuche ihm zwei Söhne hinraffte und das Gerücht ſich

verbreitete, auch Martin sei gestorben, dazu die Freund
anlagen, er solle doch auch etwas Heiliges in Ehren
und zugeben, daß sein Sohn Mönch werde, da hat er
gesagt: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerat

Im Kloster glaubte Luther nun in einen Stand zu
der die zehn Gebote weit überträfe, und sich in viel
und bessern Werken üben zu können, als im Evang
geboten seien. Als Mönch wollte er nun mit Beter
guten Werken Gott bezahlen, seine Sünde und
tilgen, Gottes Gnade verdienen. Mit unbeugsamer
fügte er sich in alle Ordnungen und Zumuthungen des Kl
Den Taufnamen legte er ab und nannte sich Augus
Auf seine Bitte erhielt er eine lateinische Bibel. Mit ihr
er bald so vertraut, daß er Alles darin mit dem ersten
fand. Sein Lehrer, Dr. Usingen, sagte aber zu
„Ei, Bruder Martine, was ist die Bibel? Man so
alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Wahrhei
der Bibel gesogen; die Bibel richtet allen Aufruhr
Und die Mönche luden ihm, dem Neuling, die geme
und schmutzigsten Arbeiten auf; er mußte Kirchner
Glöckner sein, die niedrigsten Dienste verrichten. Mit
Bettelmönch mußte er ausziehn. „Mit dem Sack
die Stadt! mit Betteln und nicht mit Studiren dient
dem Kloster.“ Er unterzog sich dem ohne Mißmuth.
die Universität nahm sich ihres Magisters an und ba
Prior, ihn von solchen Diensten zu befreien. Aud
Provinzial, Dr. Staupitz, erinnerte bei einer Visit
des Klosters den Prior, Luthern als Magister und
begierigen Mann human zu behandeln und ihm Zeit
Studiren zu lassen.

Eifrig machte er sich mit den Schriften des Augus

und der bedeutendsten Scholastiker bekannt. Die Werke des Gabriel Biel und Peter d'Ailly konnte er fast auswendig. Auch mit Gersons Schriften ward er vertraut. Allen zog er Wilhelm von Occam als den scharfsinnigsten vor. Diese Lehrer hatten sich gegen des Pabstes Allgewalt erhoben und freisinnig der Autorität der Kirche gegenüber gestanden; doch ward Luther in keiner Weise an der Kirche Roms irre. Einmal kamen ihm Predigten von Hus in die Hände; ihn gelüstete zu lesen, was dieser Erzketzer gelehrt habe. Er fand es unbegreiflich, daß Hus verbrannt worden war, aber er legte doch das Buch weg, weil ihm dieser Ketzer ein Greul war, und tröstete sich damit, er werde die Predigten wohl gehalten haben, ehe er Ketzer geworden. Er hielt Hus für einen so gefährlichen Ketzer, daß es ihm eine schwere Sünde war, auch nur an ihn zu denken. Vom Pabste nur im Geringsten abzuweichen, dünkte ihm eine Sünde, ewiger Verdammniß würdig.

Der Eifer im Studiren ließ Luthern manchmal mehrere Tage vergessen, die Gebetsstunden innezuhalten. Dann schloß er sich in seine Zelle und holte, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, das Versäumte nach. Darüber kam er so von Kräften, daß er einmal fünf Wochen nicht schlafen konnte und fast in Geisteszerrüttung fiel. Im Fasten brachte er es so weit, daß er vier Tage nacheinander nichts aß oder trank. Ein Brödchen und ein Hering war ihm Nahrung für einen Tag.

Am Sonntag Cantate 1507, den 2. Mai, ward er zum Priester geweiht; der Weihbischof Hieronymus Scultetus, Bischof von Brandenburg, gab ihm den Kelch in die Hand und sprach: „Nimm hin die Gewalt zu opfern für die

Todten und die Lebendigen!“ Im heiligen Erbeben Seele hielt Luther seine erste Messe.

Der Vater, vom Sohne zu diesem Festtage herz eingeladen, kam mit zwanzig Pferden nach Erfurt u opferte zwanzig Gulden. Als sie nun bei Tische saß begann Luther in kindlicher Liebe, aber um dem Va Unrecht, sich selber Recht zu geben: „Lieber Vater, war habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret also zorn daß Ihr mich nicht gerne wolltet lassen einen Mönch wer und vielleicht noch jetzo nicht allzu gerne seht; ists doch ein s geruhsam, göttlich Wesen!“ Da sprach der schlichte Ma zu den Doctoren, Magistern und andern Herren: „S Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß n Vater und Mutter ehren soll?“ Der Sohn be sich auf die erschreckliche Erscheinung vom Himmel, di die er berufen sei, Andere redeten auch darein; der Va aber sagte: „Gott gebe, das es nicht ein Betrug u teuflisch Gespenst sei!“ Ihm gefiel des Sohnes Eint ins Kloster nicht; er sagte noch: „Ich muß allhier s essen und trinken, wollte aber lieber davon sein.“ D Vaters Wort aus Gottes Gesetz legte sich dem Sohne der Seele Grund; er verstopfte sein Herz dagegen, so er konnte, und eiferte auf der begonnenen Bahn fort.

Luther war ein frommer Mönch, hat sich fast Wachen, Beten, Lesen, Fasten und anderer Arbeit martert. Um das Leben mit den von Gott gestift Ordnungen kümmerte er sich weiter nicht, hielt auf mönchi Heiligkeit und stand in falschem Vertrauen auf eigne rechtigkeit. Gleichwohl litt er von „Mißtrauen, Furcht, und Lästerung Gottes, als sei Er dem Sünder Feind Bei aller Frömmigkeit war er traurig, weil er mei

Gott sei ihm nicht gnädig. Mitunter beichtete er alle Tage und ward doch nicht befriedigt; als Zweifler ging er zum Altar, als Zweifler wieder davon. Wenn er zum Sakrament gehn wollte, hatte er den Gedanken: „Wer doch nur eine einzige Stunde nach der Beichte rein bleiben könnte, auf daß ich das Sakrament würdiglich empfangen möchte.“ — Er wählte sich 21 Heilige, las jeden Tag Messe, wendete sich immer an drei, so daß er die Woche herum kam; vornehmlich betete er die Jungfrau an, als deren Frauenherz leichter gerührt wäre, den Sohn zu versöhnen.

Das Leid ward noch dadurch vermehrt, daß ihn Niemand verstand. Man kannte ja nur Thatsünde und machte aus sündigen Windungen der Gedanken und sündlichen Windungen der Empfindungen des Herzens nichts. Gerade darüber fühlte sich Luther betrübt; sein Leib verzehrte sich, daß ihm der Athem verging. Kein Mensch konnte ihn trösten; wem er klagte, der sprach: „Von solcher Anfechtung weiß ich nichts.“ Seine Klage war: „Bin ichs denn allein, der ich den Geist der Traurigkeit leiden muß?“

Nur vereinzelt kam ihm ein theilnehmendes Trostwort zu. Sein Präceptor sagte ihm einmal: „Weißt du nicht, daß unser Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen und zu glauben?“ — Ein Bruder, dem er beichtete, rief ihm zu: „Du bist ein Thor; Gott zürnet nicht mit dir, du zürnest mit Ihm; hab' du nur keinen Zorn gegen Ihn; Er hat viel weniger Zorn gegen dich.“ — Nachdrücklich wies ihn ein alter Bruder in der Beichte auf den Artikel im apostolischen Glaubensbekenntniß: Ich glaube die Vergebung der Sünden, und setzte hinzu: „Es ist nicht genug, im

Allgemeinen zu glauben, daß Etlichen vergeben werde, auch die Teufel glauben, daß dem David oder Pet vergeben sei, sondern das ist Gottes Wille, daß Jegli glaube, ihm werde vergeben, wie St. Bernhard sagt: Gla du nun auch das, daß durch Ihn die Sünde dir verge werde; denn das ist des Apostels Meinung, daß der Men aus Gnade gerecht werde durch den Glauben.

Vor Allem machte das väterliche Wort des Dr. Stau auf ihn tiefen Eindruck. Zwar bekannte dieser dem z knirschten Luther, solche Anfechtung niemals erfahren haben, aber er konnte den Mönch doch belehren, daß wahre Buße mit der Liebe der Gerechtigk und Gottes anhebe. Das Wort haftete wie der Pf eines Starken. In der milden Persönlichkeit des Gener vikars nahte der geängsteten Seele Luthers Augustins Ge der vor Allem Gottes Gnade auf den Thron gestellt hat Er wies ihn auch besonders auf den Gott innig liebend Prediger Tauler und das edle Büchlein „Von d deutschen Theologie". Auch auf die rechte Erkenntn der Heilandsliebe Christi wies Staupitz hin. Da Luth einmal klagte, er sei bei der Prozession vor dem Sakrame erschrokken, da hat dieser erwiedert: „Ei, Eure Gedan sind nicht Christus, denn Christus schrekket nicht, sonde tröstet nur." — Schriftlich schüttete einmal Luther d Generalvikar sein Herz aus und klagte: „O meine Sünd Sünde! Sünde!" Da hat Staupitz geantwortet: „ willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte. D mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden steh soll Christus dir helfen, mußt du nicht mit solchem Hump werk und Puppensünden umgehn und aus jedem Bombe eine Sünde machen. Du willst ein erdichteter Sünder s

und einen erdichteten Christum zum Heiland haben. Beherzige, daß Christus ein wahrer Erlöser und du ein wahrer Sünder bist."

Staupitz, der auch nur an Thatsünde dachte, verstand zwar Luthers tiefes Sündenbewußtsein nicht, erkannte aber, daß kräftig eingegriffen werden müsse, um den in sich versunkenen und mit der Arbeit an der eignen Seele einseitig beschäftigten Bruder herauszureißen; dazu werde Thätigkeit auf Andere und für sie besonders gut sein; er müsse mit der Wirklichkeit des Lebens und mit den Menschen vertraut werden.

5. Anfang in Wittenberg (1508—1509).

Bei der Gründung der Universität Wittenberg 1502 war Dr. Staupitz mit Dr. Martin Mellerstadt thätig gewesen. Ihm lag sehr daran, das theologische Studium auf der jungen Universität zu heben. Dazu war die sonderliche Geschicklichkeit und aufrichtige Frömmigkeit des Bruder Martin sehr geeignet. Dieser ward daher 1508 auf Staupitz' Vorschlag vom Kurfürsten als Professor der Philosophie berufen und mußte ins Kloster nach Wittenberg ziehen. Es ging so eilig, daß beinahe die nächsten Freunde nichts von Luthers Abreise von Erfurt erfuhren.

Luther begann als Lehrer der Philosophie nach Aristoteles. Am liebsten hätte er theologische Vorlesungen eröffnet, da die Theologie den Kern der Nuß, das Mark des Waizens und der Knochen erforsche. Den 9. März 1509 ward er auch Baccalaureus der Theologie. Er hielt der Propheten und Apostel Schriften höher, gründlicher und gewisser, denn alle Weltweisheit.

Sein Vortrag war frisch. Die Gedanken strömten wie

Quellwasser, reich, stark, rein, klar. Die Worte erschier bei ihm nicht wie Hüllen, in denen die Wahrheiten a treten, von denen diese zu scheiden wären. Nicht im Wo oder in der Stimme, auch nicht in der Persönlichkeit l das Beredte seines Vortrags, sondern in den ausgesprochen Gedanken und ihrer Gruppirung. Die Rede erwuchs il nicht auf den Lippen, sondern in der Tiefe des Gemütl Er sprach als Zeuge, nicht als Anwalt.

Von allen Seiten zogen Studenten herbei. Sel Professoren wohnten den Vorlesungen Luthers bei, r Staupitz, selbst als Dekan der theologischen Facultät, a Dr. Martin Pollich Mellerstadt, der erste Rektor Universität, Doktor in drei Fakultäten, der Philosoph Medicin und der Rechte, das Licht der Welt genan Dieser sagte: „Der Mönch wird alle Doktoren irre mach eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kir reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apo Schrift und auf Jesu Christi Wort."

Luthers Lehrer, Trutvetter, war auch von ihm n Wittenberg berufen. Auch neue Freunde gewann er zwei Juristen, Christoph Scheurl und Hieronymus Schu An Verkehr fehlte es ihm nicht.

Auf dringendes Zureden Dr. Staupitz' fing Lut auch zu predigen an, zunächst im Klostersaale.

Predigt und theologische Vorlesungen veranlaßten r Luther auch zum Studium des Griechischen und Hebräischen. Er nahm den Brief Pauli an die Röi zur Hand und ward durch den da Kap. 1, V. 17 angeführ Spruch des Propheten Habakuk: Der Gerechte wi seines Glaubens leben, gewaltig ergriffen u bewegt.

Eine große Förderung Luthers zum Reformator erwuchs ihm aus einem Ereigniß in seinem Leben.

6. Die Romfahrt (1510).

Der Konvent der Augustiner wählte 1510 Luthern um, wie man annimmt, in einer wichtigen Streitsache das Kloster in Rom zu vertreten. Er übernahm diese Reise gern; beim Besuch heiliger Orte hoffte er Ruhe und Trost für sein Gewissen zu finden. Vielmehr erlitt der römische Aberglaube, der noch die evangelische Entwicklung niederhielt, einen harten Stoß bei dieser Romfahrt des deutschen Mönchs.

Mit einem Ordensbruder wanderte er aus, über Erfurt, durch Baiern und Schwaben. Wohl that ihm die süddeutsche Gastlichkeit und freundliche Sitte; hart kam ihm die oberdeutsche Sprachweise aus weitem und vollem Munde vor. Auf dem Wege nach Padua hat er bei offnem Fenster schlafen müssen; da ward ihm der Kopf schwer; mühsam wanderte er mit seinem Begleiter den folgenden Tag nur eine Meile. Die Granatäpfel erquikkten ihn; an der Natur erfreute er sich: die großen Weinberge, die schönen Pfirsiche, gegen die die deutschen wie Schlehen seien, die harten Steinfelsen, aus denen Gott die allerschönsten Oelbäume wachsen lasse, erregten seine Aufmerksamkeit.

Auch seine Menschenkenntniß erweiterte sich. Ehe er an das appenninische Gebirge kam, traf er Mönche, die am Freitag Fleisch aßen. Freundlich mahnte er sie, doch zu bedenken, daß der Pabst solches verboten. Darüber erschrokken und gereizt, beschlossen sie, Luther aus dem Wege zu raümen. Der Pförtner des Klosters aber, dem dieser blutige Anschlag kund war, ließ ihn mit seinem Gefährten heimlich ent-

weichen. Luther meinte von den Italienern, sie seien sub Mörder, mehrmals habe Einer dem Andern, selbst a dem Altar, den Kopf zerspalten; sie seien voll Rachsu und Leidenschaft, liebten Mummenschanz, seien verschlage ein sinnreich und gescheidt Volk, das des Pabstes Uebermut und der Mönche Unwissenheit, auch alle Religion als Fabe verspotte.

Doch hielt Luther gern an dem Wort, das ihm oft gesagt ward, Rom sei der Brunnquell der Gerechtigkeit. In reinster Demuth fällt er beim Anblikk Roms auf die Kniee und ruft laut mit emporgehobenen Händen: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal-heilig durch der Märtyrer Blut, das da vergossen ist!“

Gleich bei dem Thor del populo, durch das er einzog, links, ist eine kleine Marienkirche; da soll er in glühendem Andachtseifer gleich eine Messe gelesen haben. Dann nahm er seine Wohnung im nahen Kloster der Augustiner Eremiten. Bei dem Ordensgeneral Aegidius von Viterbo, einem gelehrten Manne, hat er die Geschäfte abgemacht.

Nebenbei ließ er es am Messelesen nicht fehlen. Gern hätte er für seine Eltern in dem heiligen Rom eine Todtenmesse gelesen; es that ihm fast leid, daß sie noch lebten. Von der Kirche zu St. Johann im Lateran ging die Rede: Selig ist die Mutter, deren Sohn da am Sonnabend Messe hält. Gern hätte er seine Mutter selig gemacht. So gedrängt ging es da zu, daß meist zwei Priester an demselben Altar einander gegenüber Messe lasen; Luther kam gar nicht dazu. In der Nähe war die heilige Treppe, die Pilatustreppe aus Jerusalem, vor deren 28 Stufen Jesus einst gestanden haben soll, als er das Urtheil des Pilatus empfing.

Hier rutschte die Menge die Stufen hinauf, um einen

Ablaß von neun Jahren zu erlangen. Auch Luther that so im blinden Glauben. Aber wie eine Donnerstimme, mit überwältigender Macht ertönte in seinem Innern das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!“ Dasselbe Wort soll ihn, als er zu Bologna im Kloster einige Tage recht krank gelegen, wie ein Blitz klar und gewaltig getroffen haben. Verstärkt wiederholte sich es nun in Rom.

Als toller Heiliger machte er ganz entgegengesetzte Erfahrungen. Er hörte bei Tische unter groben Grumpen, wie Einzelne sich rühmten, daß sie bei der Messe über Brod und Wein sagten: „Brod bist du und Brod wirst du bleiben! Wein bist du und Wein wirst du bleiben!“ — Beim Messelesen war sein Nebenpfaff fertig, als er noch beim Evangelium war und mußte hören, wie jener ihm zusprach: „Immer weg, komm davon!“ Ihm ekelte und ihm graute vor solchem Wesen. — Zwei Sprichwörter hörte er in Rom: „Je näher Rom, je ärger Christ“ und: „So eine Hölle ist, muß Rom darauf gebaut sein.“ An Ort und Stelle erkannte er, die seien wahr. Der ganze Trug Roms ging an ihm vorüber: die zwei hölzernen geschnitzten Köpfe Petri und Pauli, die falsche Tafel der Veronika, auf der das dornengekrönte Haupt Jesu ins Schweißtuch eingedruckt sein sollte, und dann die Geldgier und Schinderei für aufgehobene Gelübde, Erlaubniß und Vergebung der Sünde. Man lockte den deutschen Narren das Geld ab, so viel man konnte; gerade die Deutschen wurden verlacht und verspottet, daß sie Alles glaubten. Gemeine Rede war es, wenn man in die Kirche ging: „Laß uns zum gemeinen Irrthum gehn!“ —

Ueber das Weh, das Luthern dieser kirchliche Greul

machte, half ihm die historische Bedeutung und der Aufschwung der Kunst nicht hinweg; doch hat er sich die Betrachtung dieser Schätze nicht entgehen lassen. Er stand auf dem tarpejischen Felsen, der über den aventinischen, quirinischen, kapitolischen Berg hinausragt; den 25 Meilen langen Aquädukt, die Bäder des Diokletian, das 200,000 Menschen fassende Amphitheater hat er in den Ruinen aufgesucht, und nicht ohne Gefahr: der Schutt lag so hoch, daß man so hoch stand, wie früher die Dächer. Gestaunt hat er über den Bau des Münster zu St. Peter. Michel Angelo war damals in Rom beschäftigt; seit 1508 hatte Pabst Julius II. den Meister Rafael zu sich berufen, und dieser malte die erhabenen und schönen Darstellungen der Theologie und Philosophie. Er, der selber Gegenstand der Kunst ward, an einem Ereigniß zu arbeiten Auftrag erhielt, zu dessen Verherrlichnng die Künste die Hände sich reichten, von Dürer uud Cranach bis Kaulbach und Ritzschel, hatte für das Alles empfänglichen Sinn. Aber die Grundsuppe Satans und dessen allerhöllischste Majestät drängten sich in Rom an seinen frommen Sinn.

Kardinäle haben, wie er gehört hat, geaüßert: „Es kann nicht so stehn, es muß brechen." Darin läßt sich der Eindrukk fassen, den das päbstliche Rom auf ihn gemacht. Die Romfahrt war für den künftigen Reformator so wichtig, wie die der Kaiser für ihre Macht, oder die der Dichter, eines Goethe, oder der Kunstkenner, eines Winkelmann, für ihre Durchbildung.

Auf der Heimreise machte Luther zwei wichtige Erfahrungen. In Mailand wollte er, wie in Rom, Messe lesen. Aber es ward ihm nicht gestattet; es hieß: „Wir sind Ambrosianer." Es hatte von den Zeiten des großen

Bischofs Ambrosius, des Lehrers Augustins, her das stolze Mailand seine Eigenthümlichkeit sich bewahrt. Hier war eine gewisse Freiheit von dem Banne römischer Uniformität. — In Augsburg lebte eine Jungfer Ursel, ohne zu essen und zu trinken. Fürsten und Herren besuchten das Wundermädchen. Auch Luther ließ sich zu ihr führen; mit prüfendem Blicke beobachtete er sie und sagte nicht ohne Mißtrauen zu ihr: „Ursel, schau nur, daß recht zugehe!“ Schwärmerei war ihm fern; er hat sich da auch nicht getäuscht; der Betrug kam später an den Tag.

7. Der Doktor der heiligen Schrift (1512).

Wieder in seiner Klosterzelle zu Wittenberg angelangt, studirte Luther unermüdlich weiter. Was ihm als Wahrheit klar ward, ließ er unverkümmert auf sich wirken. Unter die erkannte Wahrheit stellte er vor Allem sich selbst, um sie dann in Vorlesung und Predigt an Andere zu bringen und auf sie wirken zu lassen.

Staupitz wünschte nun, daß Luther Doktor der heiligen Schrift würde. Unter einem Baum im Kloster ward darüber verhandelt. Luther sträubte sich, brachte einen Grund nach dem andern vor, seine Schwachheit und Kränklichkeit, seine Unwürdigkeit, seine Armuth, auch daß er nicht lange leben werde. Staupitz sagt: „Unser Gott wird bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen; darum wird Er viele junge und arbeitsame Doktoren haben müssen, durch die Er Seine Händel verrichte. Ihr lebet nun oder sterbet, so bedarf Euer Gott in Seinem Rathe. Darum folget, was Euer Konvent Euch auflegt, wie Ihr mir und denselben schuldig seid zu gehorsamen. Was die Unkosten anlangt, will unser gnädigster Kurfürst, Herzog Friedrich,

aus seiner Kammer, unserm Gott, der Universität und dem Kloster zur Förderung, aufs gnädigste darlegen." Aus Freude an Luthers Predigt hatte der Kurfürst fünfzig Goldgulden für Luthers Doktorat angewiesen.

So ward denn Luther den 18. October 1512 von Dr. Andreas Bodenstein Karlstadt zum Licentiaten der Theologie und Tags darauf vor zahlreicher Versammlung mit dem Ehrenzeichen eines Doktors in der heiligen Theologie geschmückt, nachdem er den Eid auf die Bibel geleistet: „Ich schwöre, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen."

Am 22. October ward er zum Professor der Theologie ernannt.

Nun hatte er einen gewissen Beruf; der Eid gab ihm Trieb und Halt; er ward ein tapferer gewissenhafter Ritter der Bibel ohne Furcht und Tadel.

Staupitz wirkte auch innerlich auf Luther durch manches Wort. Besonders zwei blieben ihm unvergeßlich. Staupitz pflegte zu sagen: „Das Gesetz Gottes spricht zu dem Menschen: Es ist ein großer Berg, du sollst hinüber! So sagt dann das Fleisch und die Vermessenheit: Ich will hinüber! Darauf spricht das Gewissen: Ich kann nicht! So will ich's lassen, sagt die Verzweiflung. Also macht das Gesetz in den Menschen Vermessenheit oder Verzweiflung." Ein ander Mal sagte Staupitz: „Ich habe unserm Herrgott mehr denn tausend Mal gelobt, ich wollte fromm werden, habe es aber nie gehalten, weiß auch, daß ichs nie halten werde. Darum will ich mirs nicht vornehmen, fromm zu sein; denn ich sehe wohl, ich kanns nicht halten; ich will nimmer lügen, will um ein selig Stündlein bitten. Wo mir Gott nicht gnädig sein will um Christi willen, werde ich mit meinen Gelübden und

guten Worten nicht bestehen können, sondern verloren sein müssen."

Das waren Luther wunderherrliche Reden. Zwar wußte er auch als Doktor noch nichts Anderes, als seine Mönchskappe solle Gott gefallen und sei der Weg zum Himmel. Aber Psalmen und Römer-, dann der Galaterbrief halfen weiter. Von den Scholastikern kam er immer mehr ab. Der tiefe und scharfe Augustin, der innige Bernhard von Clairvaux, der sinnige Tauler und das edle Büchlein der deutschen Theologie halfen ihm, Gott, Christus, Mensch und alle Dinge recht erkennen.

8. Professor und Prediger (1516—1517).

Seit 1516 trat Luther als Prediger in der Stadtkirche auf, zunächst als Gehilfe des kränklichen Pfarrer Heynß, mit Bewilligung des Kurfürsten und der Universität.

Bisher hatte er nur im Refektorium des Klosters und, wie Mykonius erzählt, in einem Kirchlein gepredigt, das von Holz, mit Lehm geklebt, sehr baufällig und auf allen Seiten gestützt war, etwa 30 Schuh lang und 20 breit; ein kleines altes Emporkirchlein faßte knapp 20 Menschen; an der Mittagswand war der Predigtstuhl von alten ungehobelten Bretern. Da hat Gott Sein heiliges Evangelium und das liebe Kindlein Jesum neu geboren werden lassen und aller Welt zeigen. Bald aber ward diese Kirche zu enge, und es ward Luther befohlen, in der Pfarrkirche zu predigen. Also ward das Kind Jesus auch in den Tempel gebracht.

Mittelpunkt der christlichen Anschauung Luthers ward immer mehr der Spruch Röm. 1, 17: Darin wird Gottes

Gerechtigkeit geoffenbart, welche kommt **aus Glauben in Glauben**, wie denn geschrieb steht (Habak. 2, 4): Der **Gerechte** wird sein **Glaubens leben**. Sonst ist er der Gerechtigkeit Got feind gewesen; er fühlte sich vor Gott als großen Sünd und sein Gewissen war voll Angst vor Gottes Gerechtigk wenn er auch vor Menschen unsträflich und ohne Fur war. In Christo hatte er bisher keinen Trost gefund weil er in Ihm nur einen strengen Richter sah. Allmä aber kam er dazu, die Gerechtigkeit Gottes nicht im aktiv Sinne zu fassen, als die, welche Gott der Herr und Rich übt, sondern im passiven Sinne, als die, welche Er in Sei Gnade und Barmherzigkeit durch den lieben Heiland d Welt den Gläubigen zukommen läßt, die Gerechtigkeit, in dem gerechten Christus lebendig ist und vor Gott all gilt. Gleichmäßig erkannte er mit den Sängern der Psalm die Sünde, wie er sie gefühlt hatte; in ihm war t tiefste und stärkste, das wahrste und der Offenbarung heiliger Schrift vollständig entsprechende Sündenbewußtse wie seit Augustin, ja seit der Apostel Zeit kein Mensch erfahren. Nun ward er aber auch getröstet, wie der Apos Paulus. Das ist das Neue und Eigenthümliche in Luthe darin besteht seine Größe und seine Bedeutung für d Kirche.

Charakteristisch ist es, daß Luthers erstes Buch anfan 1517 die „Auslegung der sieben Bußpsalmen ist und ihr zunächst die „Erklärung der zehn Gebote über welche er in der zweiten Hälfte des Jahres 151 bis ins folgende Jahr gepredigt hat, und dann die „Au legung des Vaterunsers" folgten, über das während der Fasten 1517 Predigten hielt. Diese Schrift

sind Beides, Früchte seiner Bußkämpfe und die dem Herrn geheiligte Erstgeburt seiner Bibelübersetzung und Bibelauslegung. Vor Allem kams ihm auf Buße, Vergebung der Sünde, Sinnesänderung an; von da gings dann fröhlich an gute Werke, in ein feines sittliches Leben, das seine Kraft aus dem Verkehre mit Gott im Gebete zog. Gerade das Nächste, Einfachste in der Schrift und in der Kirche hielt er fest und hoch.

Köstlich ist der Blick, den der Brief an den Klosterbruder Georg Spenlein, in Luthers Gemüth und Standpunkt gewährt. Er war von Jenem gebeten, einige ihm zugeschickte Sachen zu verkaufen und das daraus gelöste Geld dem Vikar zu geben, welchem er drei Gulden schuldete. Luther hatte ein Gewand von Brüsseler Spitzen für einen, das Buch eines Eisenacher Gelehrten für einen halben und eine Kapuze für einen Gulden verkauft und das Geld abgegeben. Das theilt nun Luther bald nach Ostern 1516 dem Bruder mit und bittet ihn, wenn er auch unter Dornen wohne, sich nur zu hüten, durch Ungeduld, voreilige Urtheile und verborgenen Stolz selber ein Dorn zu werden. „Mein lieber Bruder", fährt er fort, „lerne Christum und zwar den Gekreuzigten, lerne Ihm singen und, an Dir selbst verzweifelnd, zu Ihm sagen: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin Deine Sünde; Du hast angenommen, was mein ist, und mir gegeben, was Dein ist; Du hast angenommen, was Du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Christus wohnt ja nur in Sündern."

Unerträglich ward Luthern, daß die christliche Wahrheit nicht aus ihren selbständigen, ursprünglichen Quellen in heiliger Schrift geschöpft würde, sondern bei der Philosophie des griechischen Weisen Aristoteles zu Lehn gehe; lehre

doch der elende Menſch in ſeinem beſten Buche von
Seele, ſie ſei ſterblich mit dem Leibe. Schon im
1517 ſchrieb er ſeinem Freund Lange, Ariſtoteles ſt
allgemach von ſeinem Throne und werde bald über
Haufen ſtürzen, vielleicht für immer; es könne in Wittenb
Niemand auf Zuhörer rechnen, wenn er nicht über
Bibel, oder St. Auguſtin, oder einen andern rechten Kirch
lehrer leſen will.

Trotzdem hatte Luther ſeine Freude an den klaſſiſch
Studien. Wie er auf der Seite des Dr. Johann Reuch
ſtand, der mit den Ketzermeiſtern in Köln in Streit lag, w
er nicht dazu rathen konnte, die hebräiſchen Bücher
Juden zu verbrennen, ſo ſchätzte er auch Erasmus hc
der viele gute Köpfe für die lateiniſche und griechiſ
Sprache gewann, auch eine beſſere Lehrweiſe aufbrach
Hiebei zeigte Luther ſeinen feinen tiefſittlichen Takt. D
hatte er von einem Kölner Dunkelmann geſagt, aus d
Eſel ſei, während er ſich in die Majeſtät des Löwen hül
wollte, ein Hund, Wolf oder Krokodil geworden. Aber an
Kampfweiſe der Humaniſten, die in den erdichteten Briefen
Dunkelmänner ein Denkmal des Geiſtes und Witzes ſich geſe
hatte er entſchiedenes Mißfallen, da das Schmähen u
Schimpfen nichts fördere und das klare Zeugniß für
Wahrheit fehle. Mit Erasmus war er nicht zufried
weil er zwar Mönchen und Prieſtern nachdrücklich il
Unwiſſenheit beweiſe, aber von der Lehre Chriſti und ſei
Gnade nichts wiſſe, evangeliſche Wahrheit nicht förde
Bei Erasmus' Geſprächen über die Gebrechen und d
Elend der Kirche Chriſti müſſe man, klagt Luther, lach
und ſollte doch darüber zu Gott ſeufzen und Leid trag
Doch hielt er mit ſolchem Tadel über Erasmus zurü

äußerte ihn nur im vertrauten Kreise, um nicht die Feinde desselben irgendwie zu stärken, und weil er hoffte, er werde noch zur rechten Einsicht kommen.

Als Professor benutzte Luther auch die Disputationen, die unter seinem Vorsitz gehalten wurden. Dabei stellte er wiederholt Thesen auf, in denen er die gefundenen Wahrheiten zur Sprache brachte und verbreitete. Deshalb ward schon von den wittenbergischen Theologen schimpflich geredet, als wollten sie nur neue Dinge aufbringen. Schon hieß Luther hin und her ein Ketzer. „Meine Thesen", hat er einmal gesagt, „mögen Etlichen für paradoxa, den Gegnern für kakodoxa gelten, mir sind sie orthodoxa." Sogar Buchhändler fingen an, ihn anzugehn, er möchte ihnen Vorlesungen oder Predigten zum Druck überlassen.

Auch in Geschäftssachen wurde Luther geübt. Der Kurfürst Friedrich hatte von seiner Reise ins gelobte Land für seine neue, allen Heiligen geweihte Stiftskirche im Schlosse zu Wittenberg eine große Menge Reliquien mitgebracht; er sammelte noch mehr und sandte Dr. Staupitz in die Niederlande, um solch ein Heiligthum aus einem Kloster zu holen. In dessen Abwesenheit mußte Luther 1516 das Generalvikariat verwalten und die Visitation der Augustinerklöster in Meißen und Thüringen abhalten, von Dresden bis Gotha. Da gabs mündlich und schriftlich allerlei zu ordnen, zu schlichten, zu vermahnen. Einem Prior Michael Dressel in Neustadt, der mit seinen Mönchen im Unfrieden lebte, mahnte er erst ernstlich zur Friedfertigkeit, hat ihn aber dann, da es vergeblich war, abgesetzt. — Den Prior Johann Lange in Erfurt bat er, eines gefallenen Bruders freundlich sich anzunehmen. — Dem Probst zu Leitzgau gab er den Rath, bei allem Gefühl der eigenen

Sündhaftigkeit doch die gesetzliche Strenge gegen einen Gefallenen nicht zu versäumen. Hiebei hat er noch weitere und tiefere Blicke in das Klosterwesen gethan und seine edle christliche Weisheit dargethan.

Bei der Pest im Oktober 1516 blieb er in Wittenberg, obwohl man ihn zur Flucht trieb. Er blieb, nicht als ob er den Tod nicht fürchtete, sondern weil er hoffte, Gott werde ihn aus aller seiner Furcht erlösen und die Welt werde nicht mit Bruder Martin zusammenbrechen. Ihn ließ die Treue und der Gehorsam nicht fliehen.

Weit ward seine geistige Kraft von der Höhe seiner Sittlichkeit überragt. Er war auf dem besten Wege, eine literarische Größe zu werden, vor der keine andere in seiner Zeit hätte aufkommen können. Aber nicht eine Spur von stolzem Selbstbewußtsein findet sich bei ihm. Es fiel ihm nicht ein, die von ihm gewonnenen Wahrheiten über seines Berufes Grenzen hinauszutragen und ihrer Tragweite schadenfroh sich zu freuen. Die ruhige Sicherheit und die reiche Fülle seines Glaubens schritt nur auf Wegen einher, die Gott der Herr ihn führte. Sein Eifer für die Wahrheit schlug nicht in ein Drängen nach Außen, auf Andere um; seine eigne Persönlichkeit war das nächste Gebiet für deren Geltung und Wirksamkeit. Nicht ein Geist der Verneinung, nicht ein kritischer Trieb, nicht Opposition bestimmt oder reißt ihn fort. Zuerst ward er reformirt, es vollzog sich die Reformation in ihm. Dann erst kam der Ruf an ihn zum Eintritt in den entscheidungsvollen Kampf.

Eine Thatsache nöthigte ihn von Gewissenswegen und Berufs halber hervor- und herauszutreten in seiner Rüstung, mit seinen Waffen, als ein Held.

II. Entscheidung (1517—1521).

1. Ablaßhandel (1517).

Gerade an dem Punkte, der in Luther sich immer heller herausstellte und in Luthers Persönlichkeit das Centrum, wie in dessen Wirksamkeit den lebensvollen Anfang bildete, hatte die römische Kirche Greul auf Greul in verletzender Weise gehäuft. Die Sündenvergebung war zum Ablaßhandel geworden. Das Innerlichste, Tiefste, Heilvollste des Seelenlebens war in die widerlichste Äußerlichkeit verzerrt. Die wichtigste Lebens- und Gewissensfrage hatte zu einem gemeinen Krämergeschäft geführt.

Der Weg zur Sündenvergebung, der mit dem Erwachen des Gewissens in klarer Sündenerkenntniß und tiefem Schuldbewußtsein beginnt und mit dem kindlichen Vertrauen im Glauben an Gottes Gnade, an Seine in Christo offenbar gewordene Liebe fortgehet, um in dankbarem Gehorsam zur Gabe des ewigen Lebens zu gelangen, lief rasch nach oberflächlicher, äußerlicher Buße in den guten

Werken, Fasten, Almosen und Wallfahren, aus; von ihnen, als zeitlichen Büßungen, konnte die Kirche lossprechen und that es für ein Stükk Geld, das nach den Verhältnissen des Büßenden bemessen wurde. So war der Ablaßhandel entstanden.

Einträglich war das Geschäft und der Pabst, der darüber zu bestimmen hatte, brauchte viel Geld, besonders Leo X. Er baute die großartige Peterskirche, beförderte Kunst und Wissenschaft, hatte die Schauspiele des Vatikan zu unterhalten, Anforderungen von Verwandten zu befriedigen, seine Schwester auszustatten, die er mit dem Fürsten Cibo, einem der sechszehn Kinder, dem natürlichen Sohn des Pabstes Innozens VIII., verheirathete.

Einer der päbstlichen Hauptkommissare war Kurfürst Albrecht, mit dem 24. Lebensjahr Erzbischof von Mainz und Magdeburg, auch Bischof von Halle; leichtsinnig und weltlichgesinnt, zu Zeiten hochherzig, bedurfte er auch viel Geld.

Der eigentliche Geschäftsführer war Tetzel. Er war des Goldschmieds Tietze in Leipzig jüngster Sohn, deshalb der kleine Tietze genannt; daher Tetzel. Talentvoll und fleißig hat er Theologie in seiner Vaterstadt studirt. Seit 1502 war er als Volksredner im Ablaßhandel beschäftigt, zuerst in Zwickau und Umgegend, dann seit 1504 in Brandenburg, Schlesien, Preußen bis Litthauen, seit 1507 wieder in Sachsen, 1512 in Baiern. Aber wegen Ehebruchs vom Kaiser Maximilian I. zum Säkken (in einem Sakke ertränkt zu werden) verurtheilt, durch Fürsprache des Kurfürsten Friedrich von Sachsen zu lebenslänglicher Haft begnadigt, saß er längere Zeit in Leipzig im Gefängniß. Aber schon 1516 war er wieder mit dem Ablaßhandel in

Sachsen thätig und trat besonders seit 1517 als Unterkommissar Albrechts und Inquisitor marktschreierisch und anspruchsvoll auf.

In schönem Wagen, von drei Reitern begleitet, mit großer Dienerschaft, naht der Ablaßkrämer; er läßt dem Magistrat melden: „Die Gnade Gottes und des heiligen Vaters ist vor den Thoren." Da kommt Alles in Bewegung; unter Glockengeläut und mit Musik geht der Zug, Alt und Jung Kerzen in der Hand, des Pabstes Gnadenbulle auf einem sammtenen Kissen, der Händler mit dem rothen Kreuze, in die Kirche. Dort mit Orgelklang empfangen, stellt der Führer das Kreuz auf den Altar und geht nun zur Kanzel und empfiehlt den Ablaß; der Geldkasten wird vor dem Altar hingestellt.

In den Predigten wies Tetzel auf die Sündhaftigkeit des Menschen von Geburt an hin und daß er ohne göttliche Hilfe das Heil nicht erlangen könne; Selbstgerechtigkeit und Gerechtigkeit aus Werken helfe nicht, nur Gottes Barmherzigkeit. Nun fordert er zur Beichte auf und dann zur Annahme der Gnade vom Stellvertreter Christi. Wer nun sein Almosen in den Kasten lege, der habe volle Vergebung aller seiner Sünden und schaffe sich und den Seinen Befreiung vom Fegfeuer.

Ueberall war der Zudrang groß. Sicher und leichtfertig schmückte der nicht unbegabte Volksredner seine Ansprachen mit betrügerischen und frivolen Geschichten und hatte nur das Geldgeschäft im Auge. Das rothe Ablaßkreuz mit des Pabstes Wappen erklärte er für ebenso kräftig, als das Kreuz Christi, und er habe mit Ablaß mehr Seelen erlöst als St. Peter mit seinem Predigen. Später hat Luther ihn den Beutelbreschер genannt. In Leipzig verließen einmal

zwei Studenten mitten in Tetzels Predigt die Kirche ti
entrüstet; einer war der spätere Freund und Biograp
Melanthons, Camerarius. Sprichwort wurde im Volk
„Gebt, gebt, das ist Kopf, Bauch, Schwanz, kurz Summ
aller Rede". Allgemein ward der Unwille; die Betrügereie
der römischen Schurken seien nicht mehr auszuhalten. Fuh
leuten, Wirthen und Anderen, welche Dienste thaten, wurde
Ablaßbriefe für fünf, sechs und mehr Sünden gegeben, s
galten wie Bankscheine, als Papiergeld.

Fürsten und Bischöfe zahlten für einen gewöh
lichen Ablaß 25 Dukaten, Aebte und höhere Adli
10 Dukaten. Kirchenraub und Meineid galten
Mord 8, Vielweiberei 6 Dukaten, so gings herab
auf einen halben, und noch tiefer, wenn nicht mehr zu
halten war.

An Luther trat der Unfug des Ablaßkrams vom Jal
1516 näher heran.

Der Kurfürst Friedrich, der zuvor im heiligen Lar
gewesen war und eine neue Stiftskirche im Namen al
Heiligen in seinem Schlosse zu Wittenberg gebaut hat
ließ in seiner Lust an den Reliquien solche in gros
Menge für seine liebe Schloßkirche sammeln; sie ward n
durch Zahl so durch die Pracht ihrer Reliquien weit u
breit berühmt. Dr. Staupitz war eben nach den Nied
landen geschickt, um aus einem Kloster eine besond
Reliquie zu holen. Auch war 1516 dieser Kirche a
Neue Ablaß gewährt. Wer den 1. November, am Fe
aller Heiligen und der Kirchweihe, diese Schloßkirche
suchte und beichtete, erhielt einen bedeutenden Ablaß.
dem Tage wurden die mit Silber und Gold, Edelstein
und Perlen geschmückten Reliquien ausgestellt. Da zog t

Schauspiel und der Ablaß das Volk in großer Masse aus der Nähe und der Ferne heran.

Tetzel, dem auf Staupitz' Veranlassung das kursächsische Gebiet verboten war, trieb sein Wesen 1516 in Leipzig und Umgegend, und zog 1517 von Berlin und Magdeburg hin nach Jüterbogk, bis in die Nähe Wittenbergs. Mit steigender Frechheit, im schamlosester Weise trat er auf. In dieser Zeit kam es vor, daß Leo X. von seinem Ablaßkommissar 147 Goldgulden forderte, um eine Handschrift des 33. Buchs des Livius ankaufen zu können.

Die erste Aüßerung Luthers über Tetzels Ablaßkrämerei soll, wie erzählt wird, in Grimma 1516 gefallen, da er dort zur Visitation des Augustinerklosters gewesen und ihm über das skandalöse Auftreten des Ablaßhändlers im nahen Wurzen Mittheilungen gemacht wurden. Da habe er erklärt: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, so Gott will."

2. Der 31. Oktober 1517.

Das in Grimma gegebne Wort löste Luther in Treue gegen seinen Beruf ein. Der Irrthum hatte ihn aufgesucht, das Uebel griff ihn. Da baümte sich sein an Gottes Wort gebundnes Gewissen hoch auf; er nahm den Kampf im lebhaften Gefühl seiner Pflicht auf.

Die erste Predigt, in der er den Ablaß behandelte, that er am 10. Sonntag nach Trinitatis 1516. Saüberlich griff er den Ablaß selbst an; er war noch unklar über das Unrecht desselben. Doch wies er ernst auf den Mißbrauch des Ablasses: greulich sei er zum Dienst der Habsucht mißbraucht worden; er warnte nachdrükklich, durch Abläße sich zur Sicherheit und Trägheit verführen zu lassen. Die

Ungunst des Kurfürsten hat ihn nicht abhalten können dieser hatte sein Stift zu lieb, als daß Luther zunächst nicht schlechten Dank bei ihm durch seine Predigt hätt finden müssen.

Schärfer ist schon die andere Predigt am Matthiastage dem Dinstage vor Aschermittwoch 1517. Da beklagt er daß das Volk durch Ablässe lerne, nur die Strafe un nicht die Sünde zu fürchten; sie werden zur Erlaubniß, u gestraft zu sündigen.

Hatte Luther so als Prediger begonnen, seine Pflic in Bekämpfung des Ablasses zu thun, so ging er als Se sorger noch entschiedner ans Werk.

In der Beichte bekannten ihm mehrere Bürger Sünde wie Ehebruch, Wucher, Ungerechtigkeit im Erwerb. ermahnte, belehrte. Erstaunt aber vernahm er, daß ihnen nicht einfalle, von ihrer Sünde zu lassen. Bewe erklärte er ihnen, ihnen die Vergebung nicht zuzusprech Als sie ihre Ablaßbriefe, die sie von Tetzel in Jüterbo erkauft, vorzeigten und darauf sich beriefen, so erklärte um diese Papiere kümmere er sich nicht; unerschütterl forderte er, der Sünde zu entsagen und Gutes zu thu sonst gebe es keine Absolution. Nun wandten sich di Wittenberger nach Jüterbogk an Tetzel; dieser wüthete, sch und maledeite greulich auf den Predigtstuhl, ließ a etliche Mal ein Feuer auf dem Markte anzünden und klärte, er habe vom Pabste Macht, alle Ketzer, die d allerheiligsten Ablaß verachteten, öffentlich zu verbrennen.

Luther ging weiter. Sobald er erfuhr, daß Tetzel sei Instruktion von dem Erzbischof von Magdeburg erhalte wandte er sich an diesen und bat ihn unter Beilage v 95 Sätzen über den Ablaß, dem Tetzel Einhalt zu thu

Als er keiner Antwort gewürdigt ward, schrieb er an den Bischof von Brandenburg, zu dessen Sprengel er gehörte. Dieser antwortete ihm, er würde sich nur Mühe machen, er griffe der Kirche Gewalt an und möge davon lassen.

Darauf ließ Luthern der Doktoreid nicht eingehn. Als Universitätslehrer hatte er noch einen Weg zu betreten. Noch war er nicht zur vollen Klarheit über den Ablaß durchgedrungen. Ihm schien an der in der Kirche getriebnen Lehre und Praxis selber die Unklarheit zu haften. Eine gewissenhafte Disputation sollte die volle Wahrheit ans Licht bringen. Deshalb wollte er die dem Erzbischof vorgelegten Thesen zu einer öffentlichen Disputation bekannt machen. Gerade an der Schloßkirche, den Tag vor der außerordentlich beliebten und besuchten Kirchweihe am Feste Allerheiligen dem 1. November, den 31. Oktober, wollte er seine 95 Sätze anschlagen, und zwar Mittags, im Angesichte der Gemeinde.

Am Morgen dieses 31. Oktober 1517 erzählte der Kurfürst Friedrich, wie von Einigen berichtet wird, auf dem Schlosse zu Schweinitz seinem Bruder Johannes einen Traum, den er des Nachts gehabt und dreimal immer mit neuen Umständen getraümt. Im Gedanken an das Allerheiligenfest eingeschlafen schaut er einen Mönch, den Sohn des Apostels Paulus, von allen Heiligen begleitet; dieser schreibt an die Schloßkirche zu Wittenberg, in so großen Buchstaben, daß sie von Schweinitz aus zu erkennen waren. Die Feder, mit der er schrieb, reichte bis Rom, drang durch die Ohren eines dort ruhenden Löwen und erschütterte die dreifache Krone auf dem Haupte des Pabstes. Da eilen alle Kardinäle, auch die Fürsten herbei, sie zu halten. Entrüstet über den Mönch erwacht der Kurfürst. Wieder ein-

geschlafen traümt er dasselbe weiter. Der Löwe brüllt furchtbar; alle Heiligen und die Stadt Rom laüft hin, um nach der Ursach zu fragen. Der Pabst fordert zum Kampf auf gegen den Mönch, namentlich den Kurfürsten selbst. Beunruhigt erwacht er wieder, schläft aber wieder ein und traümt zum drittenmal denselben Traum weiter. Die Reichsfürsten machen sich auf zum Zuge nach Rom; sie wollen die Feder zerbrechen. Aber die Feder wird immer stärker. Der Kurfürst fragt den Mönch, woher die Feder sei. „Die Feder", sagt dieser, „kommt von einer hundertjährigen Gans; mein Lehrer hat sie mir gegeben; niemand kann ihr die Seele nehmen; ich wundere mich selber darüber." Da ertönt ein heller Schrei und aus des Mönchs Feder wachsen viele andere Federn hervor.

So der Traum des Nachts. Am Mittag aber schlug der Augustinermönch Dr. Luther 95 Thesen an die Kirchthüre der Schloßkirche zu Wittenberg. „Aus Liebe und Verlangen, die Wahrheit an den Tag zu bringen", that er den Schritt. Fest hielt er daran, daß die Buße Sinnesänderung sei und sich über das ganze Leben des Christen zu erstrekken habe. Davon ging er aus. Nur Gott vergibt Sünde und Schuld, der Pabst kann und will keine Schuld vergeben, nur die von Menschen auferlegten Strafen erlassen, dafür nur gilt der Ablaß. Kühn greift Luther nicht den Ablaß, nur den Mißbrauch des Ablasses an: „Die Schätze des Evangelii sind Netze, in denen man vor Zeiten die Leute des Mammon fischte; die Schätze des Ablasses sind Netze, womit man jetzt den Mammon der Leute fischet." Weiter hält er fest, daß der Ablaß mit seinem Erlaß der von der Kirche bestimmten Strafen nur den Lebenden gilt und daß der

Pabst nicht von den Strafen des Fegefeuers erlösen könne, da dieses nur die weitere Reinigung und innere Heiligung fördert. Ihm gehen die Werke der Barmherzigkeit gegen den dürftigen, darbenden Nächsten, auch die Pflichten des Hausstandes über Ablaßkauf. Schonungslos hebt er am Schluß die einzelnen gotteslästerlichen Reden Tetzels hervor, ohne ihn zu nennen.

Gleichzeitig läßt er einen deutschen Sermon von Ablaß und Gnade ausgehn, dem ein Sermon von der Buße folgt. Ihm gilt: „Nimmer thun — die höchste Buße"; die beste Buße ist ein neues Leben. Weil wir aber wollen, was wir sollen und doch nicht können, so müssen wir glauben; der Glaube rechtfertigt, der ein kindliches und starkes Vertrauen auf Christus und Sein Verdienst, auf Gott und Gottes Gnade in Christo ist.

Auch an den Erzbischof von Mainz wandte er sich in einem demüthig ernsten Schreiben.

Was Luther gethan, war der Nothschrei des christlichen Gewissens in einem Seelsorger, den die Verunstaltung der Religion an ihrem edelsten Theile empörte; ihn jammerte des Volkes. Dies und nichts Andres hat ihn zu dem Auftreten bewogen. Seine Pflicht wollte er thun, nichts weiter, aber diese in jeder Beziehung, vollständig; darin hatte er sein Recht gefunden, so zu handeln, wie er es that.

3. Die ersten Eindrükke.

Die frommen Pilger brachten wol ebenso viel Exemplare der 95 Thesen Luthers nach Hause, als Ablaßbriefe. Die lutherschen Sätze fanden sich bald in den Hütten der Armen, den Werkstätten der Handwerker, den Läden der Kaufleute, den Studirstuben der Gelehrten, den

Zellen der Mönche, den Palästen der Fürsten und Bischöfe. Sie sind so wichtig, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sie hat den schönen eisernen Doppelthüren der Wittenberger Schloßkirche eingießen lassen.

Ehe vierzehn Tage vergingen, waren die Thesen Luthers das ganze Deutschland und in vier Wochen die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen vor aller Menschen Augen. Das Aufsehn, das sie machten, ist unglaublich. Sie wurden ins Holländische, Spanische übersetzt. Ein Reisender verkaufte sie sogar in Jerusalem.

Ueberall hörte man günstige Urtheile über Luther und seine Thesen.

Erasmus, der feinste Kopf in seiner Zeit, der größte Gelehrte, aber ein Mann ohne Charakter, hat gesagt, Gott habe nun einen Arzt geschickt, der ins Fleisch schneidet, weil die Krankheit sonst unheilbar würde.

Dr. Fleck, Prior im Kloster Steinlausig, las sie im Refektorium, wo sie angeschlagen waren, und rief voll Freude aus: „Ho, ho! Der wirds thun, er kommt, darauf wir lange gewartet. Alle Welt wird von diesem Weißenberg (Wittenberg) was fort holen und bekommen." Er konnts nicht lassen, Luthern einen ermunternden und tröstlichen Brief zu schreiben.

Reuchlin, im Kampfe grau und matt geworden, sagte fröhlich aufathmend: „Gott Lob, sie haben einen Mann gefunden, der ihnen zu schaffen machen wird, daß sie mein Alter in Ruhe lassen werden."

An bedenklichen Seelen fehlte es freilich auch nicht. Der Kurfürst, für den Frieden besorgt, war zunächst unangenehm berührt; aber ein besonnener Herr, wirklich weise,

der Gottes Wort zu Rathe zog, forschte er mit Fleiß nach der Wahrheit. Der edle Bischof von Würzburg, Lorenz von Bibra, und Erasmus erfreuten ihn durch anerkennende Urtheile über Luther und machten ihn fest in der Fürsorge für ihn. Selbst der Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, ließ dem Kurfürsten sagen, er solle den Mönch fleißig bewahren, es möchte sich zutragen, daß man seiner bedürfe.

Der berühmte Dr. Kranz in Hamburg las die Thesen auf seinem Krankenbette kurze Zeit vor seinem Tode und sagte: „Gehe nur in Deine Zelle, Du guter Bruder, und bete: Herr, erbarme Dich mein!“ Ebenso dünkte einem Geistlichen in Westphalen das Werk zu groß für einen Menschen; er sagte: „Min leeve Broder Marten, wenn Du dat Fegefür und die Papenmarketenderei störmen und wegschludern kannst, bist Du vorwahr ein groter Herr.“

Besorgt um den Orden waren Luthers Prior und Subprior und machten ihm Vorstellungen, daß Luther sie beruhigen mußte: „Lieben Väter, ists nicht in Gottes Namen angefangen, so ists bald gefallen; ists aber in Seinem Namen angefangen, so lasset Denselbigen machen.“ Aehnlich schrieb er an Johann Lange in Erfurt gegen die Vorwürfe der dortigen Theologen und schloß: „Nicht mein, nicht ihr, nicht unser, sondern Dein Wille geschehe, heiliger Vater, der Du bist im Himmel. Amen.“ —

Natürlich erfuhr Luther den vollen Haß Tetzels. Dieser ließ Luthers Thesen verbrennen, stellte mit Hilfe des Theologen Dr. Wimpina an der Universität zu Frankfurt an der Oder Thesen gegen Luther auf und schrieb wider den Sermon von Ablaß und Gnade.

Der oberste Büchercensor in Rom, der Dominikaner Sylvester Prierias (von Prierio), schrieb noch im Jahr

1517 wider Luther, obwohl Leo X., dem Luthers G gefiel, die Sache nur für ein Mönchsgezänke aus N hielt.

Im Frühjahr 1518 trat auch Dr. Eck in Ingolst gegen ihn auf. Das that Luthern weh, der ihn we seiner Gelehrsamkeit achtete und erst kürzlich ihm befreun worden war durch den Nürnberger Patrizier Scheurl.

Ein Angriff von dem Ketzerrichter, dem Dominika Jakob von Hoogstraten in Köln, dem Gegner Reuchli konnte Niemand befremden.

Luther selbst war zuerst erschrocken über die Bewegu welche die Thesen hervorriefen. Die Verbreitung derse berührte ihn fast unangenehm. Pietät gegen seinen K fürsten, den Pabst in Rom und die Kirche, gegen Gott u Christus, den Heiland der Welt, bewegten ihn. Sein F muth ward belobt, aber seine Demuth nicht verstand Für sich und sein Gewissen hatte er Ruhe gefunden; dürstete nach voller Erkenntniß der Wahrheit. An d Beifall der öffentlichen Meinung hatte er nicht sein Genü darin mischte sich Unreines genug. Aber noch weni konnten die ungehörigen Angriffe unedler Gegner e schüchtern; sie übten nur seine Kraft und förderten di Einsicht in ihr Unrecht die Einsicht in sein gutes Re Ein gutes Gewissen gab Luther fröhlichen Muth.

4. Heidelberg und Augsburg.

Mehr noch als den erbitterten Ausbrüchen der W fanatischer Feinde gegenüber sich zu vertheidigen, lag Luth daran, das Verständniß und die richtige Auffassung sei Thesen bei dem zustimmenden Theile der Nation zu förde ihm lag nur die Wahrheit am Herzen; er mochte nicht

Beifall, der mit Irrthum versetzt war und aus unreinen Motiven entsprang.

Mitten in die Beschäftigung mit der Erläuterung seiner Thesen und der Abwehr wüthender Angriffe fiel die Aufforderung, den für das Frühjahr 1518 nach Heidelberg ausgeschriebnen Konvent seines Ordens zu besuchen. Seine Freunde riethen ihm ab: es würden nicht vierzehn Tage oder vier Wochen ins Land gehn, so wäre er verbrannt. So donnerten die Ablaßprediger wider Luther.

Aber er ging doch. Den Sonntag nach Ostern machte er sich zu Fuße auf den Weg. An freundlicher Aufnahme fehlte es ihm nirgends. Getrost und heiter war seine Stimmung allewege. In Erfurt haben sich zwei Ordensbrüder an ihn angeschlossen. Bald darauf traf er mit dem kurfürstlichen Rathe Pfeffinger zusammen, der ihn und seine Begleiter bewirthete. Da schreibt Luther an Spalatin, es habe ihm Freude gemacht, diesen reichen Herrn um einige Groschen zu verkürzen; von Reichen nehme er gern zum Besten der Armen, zumal, wenn diese Reichen seine Freunde seien. In Koburg hätte er gern Fahrgelegenheit gehabt, so ermüdet war er. Zu Fuße mußte er weiter. Da sagt er, für diese Sünde, diese Reise zu Fuß, bedürfe er keines Ablasses; Buße, Zerknirschung und Genugthuung sei zu groß. Freundlich nahm ihn in Würzburg der Bischof von Bibra, ein sehr verständiger und rechtschaffner Mann, auf; da traf er auch mit Staupitz und seinem Prior in Erfurt, Johann Lange, zusammen, mit denen er bis Heidelberg fuhr.

Heidelberg, eine Universität von großer Bedeutung für Südwestdeutschland, konnte Luther nicht blos mit mit Ordensangelegenheiten beschäftigen. Der Pfalzgraf

Wolfgang, an den sein Kurfürst ihn angelegentlich empfohlen hatte, lud ihn zu Tisch, ließ ihn alle Herrlichkeiten seines reichen und herrlichen Schlosses sehn, freute sich seiner Unterhaltung. Luther dachte hier an eine Disputation, arbeitete frisch und keck Thesen aus, die er „Paradoxen“ nannte. Die Universität verweigerte für die Disputation den großen Hörsaal. Da ward ein Saal im Augustinerkloster dazu bestimmt. Doch opponirten fünf Professoren. Luthers Ruf zog Professoren und Studenten, Hofleute und Bürger herbei; er hielt sich so geschickt im Disputiren, daß er der Universität Wittenberg großes Lob machte, und ihm von vielen gelehrten Leuten großer Preis nachgesagt wurde, wie der Pfalzgraf dem Kurfürsten schrieb.

Hatte Luther am 31. Oktober 1517 als Seelsorger seine Thesen für das Volk angeschlagen, so stand er in Heidelberg als Gelehrter da und gewann die Jugend, namentlich den 27jährigen Dominikaner Martin Bucer aus dem Elsaß, den 19jährigen Schwaben Johann Brenz und den 23jährigen Eckard Schnepf aus Heilbronn, drei durch Liebe zur Wissenschaft und Tugend verbundene Freunde. Darin liegt die Wichtigkeit der Disputation in Heidelberg am 26. April.

Sorgfältig ward Luther über Würzburg, Erfurt und Eisleben nach Wittenberg geleitet, wo er wohlbehalten am 13. Mai eintraf; die Reise hatte ihm sehr wohlgethan.

Frisch griff er nun die unterbrochnen Arbeiten wieder an.

Vor Allem lag ihm an der Vollendung der Erläuterung der Thesen, welche er bereits im November 1517 zu veröffentlichen gewünscht hatte. Er gab sie unter dem Titel „Resolutiones“ in den Druck. Vom 22. Mai ist die Zuschrift an den Bischof von Brandenburg, vom 30. Mai die an den Pabst Leo X., mit welcher diese Schrift

erschien; aber erst im August war der Druck vollendet. Den Bischof bat er zu streichen, was er wolle, ja das Ganze zu verbrennen, denn er wisse wohl, daß Christus seiner Hilfe nicht bedürfe. Dem Pabste nahte er in voller Pietät. In der Schrift unterschied er die Person des Papstes Leo von dem Amte. Er sagt, er kehre sich nicht daran, was dem Pabste wohlgefällt oder mißfällt; er ist ein Mensch, wie andere Menschen; er allein kann keine neuen Glaubensartikel machen. Aber er rühmt die Unbescholtenheit und Gelehrsamkeit des guten Pabstes Leo und fügt hinzu: „Aber was kann dieser so liebenswürdige Mann allein ausrichten? gewiß, er verdiente, daß er in bessern Zeiten wäre Pabst geworden."

Zunächst wies er anfangs Juni Tetzel mit zerschmetternder Gewalt ab. Dr. Eck antwortete Luther, durch seine Freunde genöthigt, im August mit scharfem Ernst. Dem Sylvester Prierias, dessen Schrift er schon im Januar erhalten, antwortete er nur, weil dieser vom Pabste zu Luthers Richter ernannt war, aber nur flüchtig, da er die Ungereimtheiten des Angriffs nicht der Mühe werth hielt; doch ist diese Entgegnung im September neu gedruckt worden, da sie von den Dominikanern ganz aufgekauft war, um sie zu beseitigen. Durch ein fliegendes Blatt fertigte er den Ketzerrichter Jakob von Hoogstraten ab.

In diese Arbeiten fiel nun die Citation Luthers vom 7. August, innerhalb 60 Tagen in Rom vor seinen Richtern zu erscheinen. Ihm drohte nun der päbstliche Bann. Etwa vier Wochen vorher hatte er über die Kraft des Bannes gepredigt. Luther war darauf gefaßt; er ließ sich nicht beirren, war nur auf der Hut, „in dieser Prüfung nicht allzu freudig" zu sein, obwol, wie er sagte, er nur

Regen erwartet habe, und nun der Blitz bei ihm eingeschlagen sei.

Für Luther verwendete sich der Kurfürst und die Universität Wittenberg: die Sache möge in Deutschland vorgenommen werden.

Es war gerade Reichstag in Augsburg. Der Pabst wünschte durch den Kardinal Cajetan de Vio einen Türkenkrieg zu bewirken, der Kaiser Maximilian, seinen Enkel Karl zum Nachfolger ernannt zu sehn. Beides hintertrieb der Kurfürst. Wegen des Letzteren zürnte der alternde Kaiser und der Pabst ward dem Kurfürsten freundlich; wegen des Türkenkrieges zürnte der Kardinal und suchte an Luthers Unterdrükkung sich zu erholen. Er bekam durch päbstliches Breve vom 25. August den Auftrag, die Untersuchung wider Luther in Deutschland zu führen.

An demselben 25. August zog Philipp Melanthon, 21 Jahre alt, in Wittenberg ein, wohin der Kurfürst ihn als Professor der griechischen Literatur berufen. Luther hatte seine große Freude an ihm und Melanthon umfaßte, wie er sagte, den Doktor Martin mit voller Seele. Luther ahnte, was er später (1529) ausgesprochen: „Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hekken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber Meister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, sät und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich.“ Schon von Augsburg hat Luther an Melanthon schreiben können: „Ich will lieber zu Grunde gehn, oder, was mir einzig und allein das Allerschwerste ist, Euren mir über die Maßen süßen Umgang entbehren, als daß ich widerrufe, was wohl geredet ist

und so Anlaß gebe, die besten Studien zu Grunde zu richten." —

Luther war getrost, während alle seine Freunde vom Kurfürsten an für ihn besorgt waren und wirkten in Brief und Wort, ja Viele, wie der Graf Albrecht von Mansfeld und der Prior Johann Lange, ihn bestimmen wollten, nicht aus Wittenberg zu gehn. Er ging doch; es war im September, ohne sicheres Geleit, von seinem Fürsten mit Reisegeld versehn. Am Michaelistag predigte er fröhlich in seinem Gott zu Weimar vor dem Hofe. In Nürnberg erfrischte er sich an seinen Freunden, dem Stadtschreiber Scheurl, dem Meister Albrecht Dürer, dem Prediger Wenzel Link; dieser lieh ihm, da sein Kleid abgetragen war, eine bessere Kutte, um vor dem Würdenträger der Kirche anständig zu erscheinen, und begleitete nebst einem Augustinermönch Leonhard ihn nach Augsburg zu Fuße, bis etwa 3 Meilen, wo ihn ein Magenleiden überfiel; da ward ein Wagen genommen, in dem sie am 7. Oktober zu Augsburg ankamen.

Link meldete dem päbstlichen Legaten Luthers Ankunft. Der Legat ließ ihn nun förmlich zitiren. Da kamen die Rathsherren Auerbach, Langemantel, Peutinger, denen der Kurfürst Luthern angelegentlich empfohlen hatte, um ihn zu bestimmen, nicht ohne sicheres Geleit des Kaisers zum Kardinal zu gehn. Sie schickten dieserhalb zum Kaiser, der nicht mehr in Augsburg, sondern auf der Jagd war.

Inzwischen kamen des Kardinals Diener wiederholt und rühmten dessen Leutseligkeit. Zudringlich war ein Italiener, Urbanus von Serra Longa, gab Luthern mit vielen Worten heilsame Rathschläge, redete ihm zu, dem Legaten zuzustimmen,

zur Kirche zurückzukehren und seine Irrthümer zu widerrufen. Als er zum dritten Male kam und Luther erklärte, er komme ohne kaiserliches Geleit nicht, weil er dem Rathe der Männer folgen müsse, denen sein Kurfürst ihn empfohlen habe, frug Urbanus entrüstet: „Meinest Du, der Kurfürst werde Dir zu Lieb seine Länder in die Schanze schlagen?" Luther, der vor Allem wünschte, daß dem lieben Kurfürsten nicht etwa durch ihn Nachtheil entstehe, sagte: „Das verlange ich ganz und gar nicht." „Wo", frug Urban, „willst Du denn bleiben?" Luthers Antwort war: „Unter dem Himmel." Urban ging und kam nicht wieder. Man sagte damals Luthern, es handle sich nur um 6 Buchstaben, revoca (widerrufe); er meinte, es seien wohl andere, occide (tödte).

Am 11. Oktober ward Luthern das kaiserliche Geleit ausgestellt. Tags darauf, Dinstags, ging er mit Wenzel Link und andern Begleitern zum Kardinal. Dieser war ein anspruchsvoller, prunksüchtiger Mann; hatte er doch gefordert, als Legat, auf einem weißen Zelter mit Zaumen von Karmoisinsammt einzuziehen und in einem Zimmer mit Karmoisinatlas zu wohnen. In dessen Nähe sah Luther nun Herrn Urbanus wieder. Ehrerbietig warf Luther sich vor Cajetan nieder. Auf des Legaten Geheiß erhob er sich. Alles drängte sich um ihn, ihn zu sehn. Alle schwiegen. Ehrfurchtsvoll brach Luther das Schweigen mit der Bitte, ihm zu eröffnen, was von ihm gefordert werde. Freundlich ward der Widerruf zweier Sätze gefordert: der Schatz des Ablasses sei nicht das Verdienst Christi, und: wer das Sakrament empfangen wolle, müsse Glauben haben. Luther erklärte sich bereit, des Pabstes Macht und Gewalt anzuerkennen, nur nichts wider die Schrift.

Nach einigem Hin- und Herreden bat Luther um einen Tag Bedenkzeit.

Als er in die Herberge kam, fand er Staupitz, der von Salzburg hergeeilt war, ihm Beistand zu leisten. Mit diesem, dem kursächsischen Ritter von Feilitzsch und drei kaiserlichen Räthen erschien Luther Mittwochs den 13. Oktober wieder vor dem Legaten und protestirte im Beisein eines Notars, nichts gegen heilige Schrift, Kirchenväter, päbstliche Dekretalen oder gesunde Vernunft gelehrt zu haben, so viel er wisse. Der Kardinal wies die Protestation als unnöthig zurück und ermahnte Luthern, in sich zu gehn und zu widerrufen; es handle sich nicht um eine Disputation. Mit Mühe erlangte Staupitz, daß Luther schriftlich gehört werde.

Am dritten Tage gab Luther in Gegenwart des Ritter von Feilitzsch und des Dr. Johann Rühel, die im Auftrag des Kurfürsten dabei waren, die schriftliche Antwort au die zwei ihm vorgehaltenen Punkte. Der Legat warf unwillig die Schrift bei Seite und schrie, er solle widerrufen. Ruhig fordert Luther Beweis. Lachend versucht der Legat ihn zu geben. Scharfsinnig wies Luther mit aller Ehrerbietung darauf, daß dieser Versuch verunglückt sei. Klüglich wollte der Legat darüber hinweggehn. Luther hält ihn heftig dabei fest. Da steht der Legat auf und sagt: „Geh und komm mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß Du widerrufest.“ Auch soll er gesagt haben: „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden; denn sie hat so tiefe Augen und wunderliche Anschauungen in ihrem Kopfe.“

So ward dieser Akt geschlossen, in dem Luther als einfacher Christ, als Zeuge vor dem Gericht der Kirche gestanden.

Staupitz hatte zwar, nachdem er es abgelehnt, Luth zum Widerruf zu bewegen, vom Kardinal erreicht, daß Luthern schriftlich die Artikel stellen wolle, die dieser wid rufen oder halten solle. Der Kardinal schien gelind Saiten aufziehn zu wollen. Allein es erfolgte Nich Staupitz und Link reisten ab. Luther wartete noch bis z 20. Oktober. Schon am 16. Sonnabends hatte er weg seiner Heftigkeit den Kardinal brieflich um Verzeihu gebeten; er war ohne Antwort geblieben. Montags schr er abermals und bat um Bescheid; vergeblich. Da ei er nun bei dem bedenklichen Schweigen seiner Gegner dem Pferde, das Staupitz ihm geschickt, mit Hilfe Rathsherrn Langemantel unter Begleitung eines vom R ihm gestellten Führers des Nachts durch ein Pförtchen d der Stadt. Ohne Hosen, Stiefeln, Sporen ritt er ersten Tag acht Meilen. Todtmüde stieg er ab und strakks in die Streu.

Zwei Tage nach Luthers Abreise von Augsburg wu dort am Dome seine Appellation vom schlecht unterrichteten den besser zu unterrichtenden Pabst förmlich angeschlagen.

Am 31. Oktober war Luther wieder in Wittenbe und der Kardinal hatte, wie Luther sagte, „den Aal d Schwanz".

5. Altenburg (1519).

Alle Welt war mit Luther und seiner Sache beschäfti Diesem mit tiefer innerer Erregung verbundenen allgemein Interesse entsprach die innere Entwikklung. An der G habenheit seiner Gesinnung bemißt sich die Großartigk seines Werks.

Luther erwartete fast stündlich den Bannfluch Ror

sah ihm aber mit Ruhe und siegreicher Zuversicht entgegen. Er beschloß die Augsburger Verhandlungen bekannt zu machen, das päbstliche Breve, das er erst in Nürnberg kennen gelernt hatte, mit einer Glosse herauszugeben, auch eine Appellation an ein allgemeines Konzil aufzusetzen. Der Flüchtling von Augsburg war ohne Feigheit, voll hohen Muthes. Zwar dachte er auch daran, sein liebes Wittenberg, wo es so eifrig gehe, wie bei den Ameisen, zu verlassen und etwa nach Frankreich, Paris zu gehn, weil er in Deutschland der Freiheit zu sprechen und zu schreiben entbehrte, welche die gallikanische Kirche bot, und um nicht seinen Kurfürsten Verlegenheiten zu bereiten. „Denn", sagt er, „meine Feder geht schon mit viel Größerem schwanger; ich weiß selbst nicht, woher mir jene Gedanken kommen; meines Bedünkens hat die Sache noch nicht einmal ihren rechten Anfang genommen." Furchtfrei war also Luther, in dem sich die drei großen reformatorischen Schriften bereits vorzubereiten begannen.

Am 19. November erhielt der Kurfürst einen Brief des Cajetan über seine Verhandlungen mit Luther. Der Landesvater ließ denselben Luthern vorlegen, und dieser, unwillig, daß aus dem edlen Kurfürsten ein Pilatus gemacht werden sollte, berichtigt durch ausführliche Erzählung des Verlaufs die Angaben des Legaten. Der Kurfürst, den Spalatin und die für Luthern eintretende Universität Wittenberg wohl berathen hat, antwortete unter dem 8. December, obwohl er die Absicht Luthers, Wittenberg und Deutschland zu verlassen, billigte, dem Kardinal, er hätte gehofft, der von ihm nach Augsburg geschickte Luther würde väterlich und wohlwollend behandelt, nicht aber ohne Untersuchung zum Widerruf genöthigt werden; er werde, der fürstlichen

Pflicht gemäß, gottlose und unhaltbare Lehre nicht schützen; er bäte zu wissen, weßhalb Luther ein Ketzer sei; unüberführt könne er ihn dafür nicht halten. So mannhaft rat der Kurfürst hier zum ersten Male für Luther ein.

Luther erhielt von diesem Briefe Kunde, er hatte große Freude daran. Um so mehr thats ihm leid, daß der gewinnsüchtige Drukker, bei dem Luther bereits die am 28. November verhandelte Appellation an ein künftiges allgemeines Konzil hatte drukken lassen, um sie, wenn er sich zurükzöge, sofort verbreiten zu können, gegen den Vertrag, kein Exemplar auszugeben, fast alle verkauft hatte, ehe Luther eins in die Hände bekam. Diese Veröffentlichung war auch dem Kurfürsten sehr unangenehm.

Der Pabst überrascht plötzlich Alle durch den Versuch der Milde gegen Luther. Der päbstliche Kammerherr Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, ein gewandter, kluger, aber oberflächlicher Weltmann, kommt im December 1518 als Legat mit wohl 70 Breves an den Kurfürsten, dessen Räthe, den Bürgermeister von Wittenberg und Andere; zugleich hatte er Auftrag, dem Kurfürsten Friedrich die geweihte goldene Rose zu überbringen. Die Rose, die Blumen aller Blumen, war Sinnbild des Leibes Christi; alljährlich fein in Gold gearbeitet und geweiht war sie das angesehnste Geschenk, das einem Fürsten vom Pabst gewährt wurde. Im Jahre 1515 hatte der Kurfürst sich um diese Gabe beworben. Für ihn schien sie jetzt den Geruch verloren zu haben. Uebrigens mußte er noch warten, da Miltitz erst mit Cajetan sprechen und die Rose ihm nachgesandt werden sollte. Der Kurfürst nahm sie nicht persönlich, sondern durch drei Edelleute in Empfang.

Am 27. December traf Miltitz in Altenburg ein.

Zuerst beschied er Tetzeln vor sich, wol in kluger Berechnung auf Schein von Gerechtigkeit. Doch dieser kam nicht, wie er sich entschuldigte, aus Furcht vor den Mächtigen, die Luther wider ihn erregt habe. Es war Furcht vor Miltitz, der ihn später grober Unterschleife und unsittlichen Lebens überführte.

Anfangs Januar 1519 hatte Luther eine Zusammenkunft mit Miltitz. Er rechnete auf Luthers Pietät, auf seine Liebe zur Kirche, seine Ehrfurcht vor der Obrigkeit, Ueberliefrung und Geschichte, und seine friedliche Natur. Es wurde viel verhandelt. Der Kammerherr sparte die Worte nicht; er sprach unter der Firma gutmüthiger Biederkeit: er habe auf der Reise hin und her gehorcht, wie die Leute gesinnt seien; Drei wären immer für Luther, wenn Einer für den Pabst sei; wenn er gefragt habe, was man vom päbstlichen Stuhle halte, habe er die Antwort erhalten, wie könne man wissen, ob in Rom steinerne oder hölzerne Stühle seien; er wage nicht mit einem Heere von 25,000 Mann Luthern aus Deutschland nach Rom zu führen; auch in Rom habe keine Sache seit 100 Jahren so viel zu schaffen gemacht, man gäbe 10,000 Dukaten darum, um diesen Handel los zu werden. Miltitz hat Luthern auch bei Tisch gehabt, auch geweint, ihn sogar geküßt. Luther hat dabei an den Judaskuß und Krokodilsthränen gedacht.

Zu einem Widerruf verstand Luther sich nicht; er könne ihn nicht leisten, ohne des Irrthums überwiesen zu sein, und er sei unnütz, da die Sache zu weit gediehn sei. Aber er erklärte sich bereit, vom Ablaß zu schweigen, wenn die Gegner schweigen, auch an den Pabst zu schreiben und eine Schrift ausgehn zu lassen, daß er die Wahrheit vielleicht

einseitig und zu hitzig an den Tag gebracht, aber dieß der Kirche nicht zur Schmach gereichen dürfe, sondern Jeder ihr gehorsam und ehrerbietig sein müsse.

Noch im Januar, den 12., starb der Kaiser Maximilian, und Kurfürst Friedrich ward Reichsverweser. Das Ansehn, das der Kurfürst genoß, kam nun Luther mit zu Gute; aber trotz dem Ansehn, in dem er bei dem Kurfürsten stand, machte er sichs nicht zu Nutze. Hatte die Schmeichelei von Miltitz Luthern nicht beruhigt, so konnte auch diese günstigere Lage ihn nicht in seiner Zusage schwankend machen. Luther wollte, soviel an ihm war, Frieden; er brachte persönliche Opfer.

Am 3. März schrieb Luther demüthig an den Pabst, als ein Sohn der Kirche, die er wie seine Mutter liebe und deren Gewalt über Alles sei im Himmel und auf Erden, außer Jesus Christus, und ließ gleichzeitig einen Unterricht auf etliche Artikel drucken, die ihm von seinem Abgönnern auferlegt und zugemessen worden; er ließ noch Manches von Anrufung der Heiligen, Fegfeuer, Ablaß, guten Werken stehn, das er später nicht mehr hielt. —

Ohne Widerspruch mit sich selber konnte Luther Solches thun. Schweigen konnte er, weil er demüthig sich nicht für unentbehrlich hielt, da Gott hundert Dr. Martini machen könne, wie Er wolle, die Bewegung auch eine allgemeine geworden war und er doch in seinem Berufe treu fortwirken könnte. Sein Beruf war ja nicht Opposition gegen den Pabst, Polemik gegen Widersacher; das waren untergeordnete Fragen; ihm galt, Jesu Christo zu dienen, Sein Evangelium neu zu beleben. Von einer Kirche, in der St. Peter und Paul, 46 Päbste, viele Hunderttausende Märtyrer ihr Blut vergossen, Hölle und Welt überwunden,

mochte Luther sich nicht leichtlich trennen. Ueber Manches war er noch nicht im Klaren: noch wuchs in ihm die Reformation; er war noch nicht fertig.

Entschieden wies Luther aber Miltitz' spätern Antrag zurück, daß er vor ihm und Cajetan vom Erzbischof Richard in Trier zu Coblenz sich verhören lassen möchte.

Jedenfalls hat Miltitz ein großes Verdienst um die Reformation: er hat durch seine Freundlichkeit und Nachgiebigkeit Luthern verhindern wollen, Sachsen zu verlassen, weil er fürchtete, er könne sich irgendwohin begeben, wo er sich freier als in Deutschland bewegen könnte; er dachte an Paris.

6. Die Leipziger Disputation (1519).

Die Streitigkeiten auf dem kirchlichen Gebiete schienen zu erlöschen. Luthers Streit mit Tetzel und seinem Anhang war zum Abschluß gekommen; Tetzel ist bald darauf in Leipzig, noch von Luther mit einem Trostbrief bedacht, verstorben. Jetzt handelte sichs um Maximilians Nachfolger, um eine Kaiserwahl; damit hatten Fürsten und Stände zu thun.

Luther kam gerade in dieser Zeit durch kirchengeschichtliche Studien vorwärts. Spalatin schrieb er: „Ich lese die päbstlichen Dekretalen und sage Dirs ins Ohr, daß ich nicht weiß, ob der Pabst nicht der Antichrist oder doch dessen Apostel ist, so sehr ist Christus in ihnen entstellt und gekreuzigt."

Eck ließ aber Luthern keine Ruhe, das bei sich zu behalten; er hatte mit Dr. Karlstadt seit einiger Zeit eine Disputation verabredet, die nun in Leipzig gehalten werden sollte. Dazu ließ Dr. Eck 13 Thesen ausgehn, von denen gerade die letzte den Primat des Pabstes aussprach; er

nannte Karlstadt seinen Gegner, meinte aber Luthern g
unverkennbar. Auf acht Universitäten in Deutschland,
Lombardei und Ungarn hatte der ehrsüchtige Mann d
seine Kunst im Disputiren Siege gewonnen; er wollte
einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit gelten. N
Sporen wollte er an Luther verdienen.

Luther wäre gern ruhig geblieben, glaubte aber n
schweigen zu dürfen und erhielt auch die Erlaubniß v
seinem Kurfürsten, an der Disputation Theil zu nehm
da der Angriff Ecks auf Luther und die Universität Witt
berg klar war.

Die Leipziger Theologen und der Bischof von Merseb
wollten die Disputation durchaus hintertreiben. Aber
aufrichtige ehrliche Widersacher Luthers, Herzog Geo
erklärte unwillig, wenn die Theologen ihr Amt und Ehr
titel, die Wahrheit zu erforschen und an den Tag
bringen, nicht verfechten wollen, so könnte man mit leichte
Unkosten und mit mehreren Nutzen alte Weiber oder jur
Kinder ernähren. Das half, die Universität willigte nun ein

Herzog Georg, der selber zur Disputation nach Leip
kam, ließ auf der Pleißenburg, seinem Schlosse, den größt
Saal mit zwei Kathedern, Bänken und Tischen einricht
und schön schmücken. Der Rath sorgte für angemesse
Herberge der Gäste, auch ließ er die Bürgerwehr ins G
wehr treten.

Dr. Eck kam noch vor dem Fronleichnamsfest n
Leipzig und feierte es prächtig mit. Freitag darauf a
Johannisfest, kamen die Wittenberger: Dr. Karlstadt vora
dann Luther und Melanthon und viele andere Doktor
und Magister, selbst der Rektor Magnifikus Herzog Barni
von Pommern und an die zweihundert Studenten, die n

Spießen und Helleparten nebenher liefen. An der Thür des Kirchhofs der Pauliner Kirche zerbricht Karlstadts Wagen, daß der Doktor in den Schmutz fiel, während Luther und Melanthon ungefährdet vorbeifuhren und ausstiegen. Das nahmen die Zuschauer für eine üble Vorbedeutung: der wird unterliegen!

Die Stimmung in Leipzig war den Wittenbergern sehr ungünstig. Der Sitte gemäß erhielten sie ein Geschenk an Wein, aber Luther und Karlstadt wurden nicht besucht noch gegrüßt, während man sich an Eck fast jenen zum Hohne hängte. Hart disputirten die Studenten von Leipzig und von Wittenberg miteinander; ein Buchdrukker mußte einen mit der Helleparte halten, damit bei Tische nicht der Friede gebrochen würde. Auf dem Schlosse waren stets Bürger in ihren Harnischen mit ihren besten Wehren, um Ordnung zu halten. Der Zudrang war außerordentlich von allen Seiten.

Nach einer lateinischen Begrüßung der Gäste Seitens der Universität im großen Kollegium und einem darauf folgenden Gottesdienste in der Thomaskirche am 26. Juni wurde Montags die Disputation durch den Professor der Beredtsamkeit Petrus Mosellanus und den Gesang: Komm heiliger Geist — eröffnet. Eck und Karlstadt disputirten den 27. und 28. Juni und 1. und 3. Juli über den freien Willen. Den 29. Mai am Peter-Paulstage predigte Luther auf Veranlassung seines Rektors vor großer Menge. Man wünschte, er habe seine Predigt gen Wittenberg gespart, und gestattete es ihm nicht wieder. Vom 4. bis 8. und 11. bis 14. Juli disputirte Eck mit Luther, vom 14. bis 16. Juli wieder mit Karlstadt.

Herzog Georg, der einmal Luther allein zu sich kommen

ließ, um mit ihm über dessen Schriften eingehend zu sprec
verfolgte aufmerksam und theilnehmend die Disputati
Auch der Rektor Herzog von Pommern, der nie feh
Aber auf Ecks Seite saßen Leipziger Theologen, die m
so sanft schliefen, daß sie geweckt werden mußten, da
sie die Mahlzeit nicht versäumten.

Der Schwer- und Mittelpunkt der ganzen Disputatio
lag in den fünf Tagen, da Eck mit Luther zuerst über
den päbstlichen Primat disputirte. Denn in der Dis-
putation über Fegfeuer, Ablaß, Reue, Absolution und
Genugthuung, welche vom 8. Juli Nachmittags an be-
sprochen wurden, kamen Beide zusammen, ohne zusammen
zu gerathen, nur daß Eck die heilige Schrift scheute, wie
der Teufel das Kreuz. Aber von dem Primat des Pabstes
behauptete Eck, er sei göttliche Stiftung, Luther ließ nur
dessen menschliches Recht gelten, das erst später in der
Kirche aufgekommen, nicht vom Anfang gewesen sei; ihm
war Christus das Oberhaupt der Kirche, und die Autorität
der heiligen Schrift ging ihm über die der Konzilien, ja
er ließ sich von Eck dahin führen, daß er aussprach, unter
den Artikeln des Hus und der Böhmen seien einige ganz
christlich und evangelisch, die das Kostnitzer Konzil ver-
worfen. Dabei geschah es, daß Herzog Georg beide Arme
in die Seite stemmte, den Kopf schüttelte und heftig mit
lauter Stimme sagte: „Das walt die Sucht!“ Eck rief:
„Dann seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner!“ Hussitisch
und Böhmisch war, wie früher Luthern, so den Meisten
noch immer ein Greul; um der öffentlichen Meinung willen
wünschte Eck eben Luthern zu solcher ihn verdächtigenden
Behauptung zu bringen.

Am 16. Juli mußte die Disputation wegen der be-

vorstehenden Ankunft des Markgrafs von Brandenburg abgebrochen werden, der auf seiner Rükkkehr von Frankfurt, wo der König Karl von Spanien einmüthig den 28. Juni als Kaiser erwählt worden war, als Gast vom Herzog Georg auf der Pleißenburg erwartet wurde. Sie schloß mit einer Rede und einem Te deum laudamus.

Luther war kurz vor dem Schluß abgereist. Man legte es ihm übel aus, daß er in Bestrafung Anderer rükksichtsloser und bissiger sei, als es Jemand, der Neues aufbringt, wagen darf, oder einem Theologen wohl ansteht. Aber durch sein freundliches und höfliches Wesen im Umgange, durch sein sichres Auftreten und sein heitres Angesicht auch argen Widersachern gegenüber hatte er einen guten Eindrukk gemacht. Seine Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß hatte Bewundrung erregt; wie er fast Alles am Griffe habe, wie es ihm nie fehle und ihm ein großer Vorrath von Sachen und Gedanken zu Gebote stehe, ward gerühmt. Theilnahme erwekkte schon sein von Sorgen und Studien mitgenommner Leib.

Eck dagegen, vierschrötig, auf einen Schauspieler oder Ausrufer angelegt, ließ eher einen Fleischer oder Soldaten, als einen Theologen vermuthen. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, schwächer sein Verstand. Er häufte Citate zusammen, ohne zu bemerken, wie matt seine Gründe seien; er brachte einen großen Wust zusammen, um Ungelehrten blauen Dunst vorzumachen. Gerieth er seinem Gegner ins Garn, so brachte er die Rede kekk und prahlerisch auf Andres. Er reiste bald darauf nach Rom, um mit der Bannbulle gegen Luther zurükkzukehren.

Das war das Ende der Leipziger Disputation, aber sie hatte ihre Folgen in mancherlei Weise.

Luthern erwuchsen neue Gegner und neue Arbeit. Die Franziskaner, welche 14 Sätze Luthers noch vor der Leipziger Disputation als ketzerisch bezeichnet hatten, um ihn beim Bischof von Brandenburg zu verklagen, fanden an Eck einen Gehilfen, der einen fünfzehnten beifügte und die Sache demselben Bischof übergab; er brachte auch in diesem Jahre noch den Namen „Lutheraner" auf. Dr. Emser in Leipzig, ein auf sein Geschlecht stolzer Mann, der sein Wappen mit einem Bock gern auf seinen Schriften sah, brach nun auch mit Luther und verdächtigte ihn als einen Böhmen. Dem schloß sich der Franziskaner von Alveld in Leipzig an; er schrieb für den päbstlichen Primat. Der Bischof von Meißen warnte vor Luthers Abendmahlslehre. Aus Rom warnte der kurfürstliche Gesandte von Teutleben seinen Herrn, Luthers Vermessenheit und Unbescheidenheit sich fern zu halten. Der Herzog Georg selber schrieb an den Kurfürsten, daß Luther die Ketzerei in Böhmen fördre; ihrer seien 6000 mehr geworden. Die theologische Fakultät zu Köln hatte am 28. August, die von Löwen den 7. November Luthers Schriften als ketzerisch verboten; Erfurt hätte sich beinah dem angeschlossen.

Weit bedeutender war der Zuwachs an Freunden und Erhebung für Luther. Polianber, Ecks Schüler und Sekretair, ward für die Reformation gewonnen. Professor Cellarius, der Hebräer, ging nach Wittenberg, als Luthers Schüler. Als die Studenten wegen der Pest Leipzig verließen, zogen die meisten nach Wittenberg, unter ihnen der 16jährige Kaspar Cruciger, ein Leipziger. Böhmische Geistliche versicherten Luthern ihrer Theilnahme, und einer schickte ihm ein Buch von Hus; was einst Hus in Böhmen gewesen, sei er nun in Sachsen. Die Edelsten der deutschen Ritter-

schaft, der mächtige Sylvester von Schauenburg, der unerschütterliche Franz von Sickingen, der gekrönte Dichter Ulrich von Hutten ermuthigten ihn durch Zuschriften voll Anerkennung. Wakker nahm sein Kurfürst sich Luthers wider seinen Vetter und seinen Gesandten an; er theilte sogar demselben die Briefe seiner Gegner vertrauensvoll mit. Der Fürst Georg von Anhalt, der als 12jähriger Prinz neben dem Herzog Georg bei der Leipziger Disputation gesessen, lud ihn zu sich nach Dessau und verzichtete auf kirchliche Würden, die ihm angetragen wurden. In seiner klaren, anmuthigen Weise schrieb Melanthon für Luther. Für diesen nahm auch Oekolampadius in Basel und Erasmus noch das Wort. Einer deutschen Vertheidigung konnte Luther sich von dem Nürnberger Rathsherrn Lazarus Spengler erfreuen.

Am unverkennbarsten erstarkte Luther innerlich unter Arbeiten; ihm flossen die Schriften aus der Feder; er hatte nicht mühsam sie hervorzubringen. Was er erlebt hatte, wurde ihn immer klarer zu unumstößlicher Thatsache. Mit der Tiefe lebendigsten Sündenbewußtseins hatte er die pauliniſchen Wahrheiten in seinem Innern erfahren, daß der Mensch Gottes Gesetz nicht völlig erfüllen kann, jede Sünde die heilige Liebe Gottes zum Zorn aufregt, keine Sünde an sich läßlich ist, in jedem, auch dem besten Werke Sünde mit unterläuft und vor Gott erkannt ist, daher nur die vertrauensvolle Hingabe des in Bußfertigkeit wachsenden Glaubens an Christus zur Rechtfertigung vor Gott hilft. Unter wiederholtem Erleben dieser Wahrheiten erkannte er immer mehr, daß er es nicht blos mit Mißbräuchen der Kirche, sondern mit einer in Haupt und Gliedern verderbten Kirche zu thun habe. Nicht der Pabst, nur Christus sei das

Haupt der Kirche, das, den Seinen nahe, keinen Stellvertreter in Rom brauche; nicht die Konzilien, sondern die heilige Schrift habe entscheidende Stimme, sei einzige Autorität, die die Kirche nicht missen dürfe. Unerträglich wars Luthern, daß er nicht belehrt, nicht überführt werden sollte, sondern ihm nur die formale Lehrautorität Roms entgegengehalten wurde. Daher wuchs die Schärfe seiner Polemik. Dem „Emserschen Bock" schrieb er, viel Witzworte, Spötterei, Ironieen gebe ihm der natürliche Mensch ein, die Christus wieder unterdrükke. Auf den vom Bischof von Meißen zu Stolpen erschienenen Zeddel sprach er von einem Neidhard, der mehr tölpisch als stölpisch sei. Dem Leipziger Romanisten Alveld sagte er, Huld und Geduld habe Keiner zu erwarten, der seinen Herrn Christus angreife. Die Fakultäten zu Köln und Löwen mußten von „Kindern und weibischen Gesellen" hören, die in ihnen der Gemeinde gesetzt seien. Schon nahm er sich der Böhmen im Sermon vom hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi im December 1519 an und ließ demselben noch eine „Erklärung" folgen; hier forderte er schon die Abendmahlsfeier in beiderlei Gestalt. Unterdeß bat er Anfang des Jahres 1520 in einem Schreiben nach Madrid demüthig den Kaiser um Verhör, schrieb auch ehrerbietig an den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Merseburg und ließ sich wegen seiner scharfen Schriften sagen, wie auch Spalatin, sehr aufgeregt wegen der wachsenden Feindschaft wider Luther, ihm Vorstellungen machte. Luther aber meinte, Gottes Wort sei ein Schwert, und daraus lasse sich keine Flaumfeder machen. Mit großem Fleiß beschäftigte sich Luther mit der heiligen Schrift. So erschienen noch 1519 seine Arbeiten über die Psalmen, eine lateinische

Auslegung der Psalmen 1—22, und darnach die Auslegung des Briefs an die Galater, die er seine Epistel nannte. Dann folgte eine ganze Reihe von Lehr- und Trostschriften, die ihm mehr Feinde machten, als alle seine Streitschriften. Im Februar 1520 erschien ein tröstlich Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines jeden christgläubigen Menschen, im März das Büchlein von der Beichte, dann der dem Herzog Johann, des Kurfürsten Friedrich Bruder, gewidmete Sermon von guten Werken, auch die kurze Form, die zehn Gebote und Vaterunser zu betrachten. Vor Allem sind die drei bedeutenden reformatorischen Schriften hervorzuheben: gegen Johannis 1520 an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, darin er den Kaiser, die Fürsten und den Adel anredet, dann im Oktober das köstliche Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen, und gleichzeitig vom babylonischen Gefängniß der Kirchen, ein Angriff der römischen Tyrannei, schärfer denn je zuvor.

Der Gedanke zur ersten Schrift kam Luthern einmal unterwegs; er reiste mit Lorenz Süß, einem Klostergenossen, in Erfurt, kniet plötzlich vor seinem Wagensitz in längerem ernstlichen Gebet, und sagt, als er sich erhob: „Nun habe ich meine Büchse geladen.“ Auf die Frage, wie das zu verstehn sei, hat er geantwortet: „Ich hab eine Büchsen geladen; geht die mir recht abe, so soll sie gewiß durchdringen; ich will an den Adel ein Büchlein schreiben; gelingt es mir damit, daß sie zum Wort Gottes treten, so sollt Ihr sehn, was folgen wird.“ Der Adel war ihm der erste Stand des Volks, vom Kaiser bis zum Ritter. Da hob er hervor, daß jeder Christ geistlichen Standes ein

Priester, nicht der Pabst unfehlbar und Herr der heiligen Schrift sei, der auch über den Konzilien gelte. Hier gab er die Grundzüge einer neuen Weltliche und Geistliche umfassenden Gesellschaftsordnung. Die Theilnahme, die dieser Schrift entgegenkam, war so groß und lebendig, daß bis zum 23. August 4000 Exemplare ausgegeben waren und eine zweite Auflage nöthig war. Zum Schluß dieser Schrift hatte Luther gesagt: „Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen; juckert sie das Ohr, ich wills ihnen auch singen und die Noten aufs Höchst stimmen."

Das geschah in der Schrift vom babylonischen Gefängniß der Kirchen — in Rom. Da wurden unter vernichtender Kritik der römischen Zustände und kirchlichen Mißbräuche im Drängen auf den Glauben die Grundlinien für die christliche Gottesdienstordnung gegeben.

In dem Büchlein von der Freiheit geht er davon aus, daß der Christ durch den Glauben ein freier Herr sei über alle Dinge und Niemand unterthan, durch die Liebe aber ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. So gibt er die Grundlinien echt christlicher Sittenlehre.

Merkwürdig, daß Luther diese Schrift noch mit einem ehrerbietigen Schreiben an den Pabst Leo geschickt hat. Miltitz nämlich hatte nichts zu Stande gebracht und hätte doch gar gern Friede gemacht. Obwohl Eck bereits mit der Bannbulle wider Luther in Deutschland war und Luther darum den Bruch für unheilbar hielt, so bewirkte Miltitz doch eine Zusammenkunft mit Luther den 12. Oktober in Lichtenburg. Hier stellte er diesem vor, der Bann würde erst nach 120 Tagen rechtskräftig, Eck sei mit seinem raschen Vorgehn zurechtgewiesen, er möchte nun in einem Brief mit dem Datum des 6. September, also vor der Publi-

tation des Bannes, an den Pabst sich wenden und demselben eine Schrift zuschikken und erklären, er habe nie daran gedacht, die Person des Pabstes anzutasten. Dem fügte sich Luther, indem in ihm die angeborne und angelobte Ehrfurcht vor der Kirche, dem Heiligsten, das er in der Welt kannte, die Scheu vor der Schmach und Verantwortlichkeit der Ketzerei und das Mißtrauen in die Kraft seines eignen Geistes der Erkenntniß der von ihm erlebten Wahrheiten des Evangeliums, der Anerkennung der Autorität der heiligen Schrift und dem durch Zartheit kühnen und freien Gewissen die Wage hielt. Sein Brief war sehr geschikt abgefaßt: voll Pietät gegen den Pabst Leo, ohne Untreue gegen sich und seine Aufgabe.

Doch war natürlich das auch vergeblich. Der Versuch fiel ins Wasser, wie wirklich später, der ihn gemacht, Miltitz, als er in Mainz beim Gastmahl sich berauscht und bei der Wasserfahrt darnach ertrank.

7. Die Bannbulle (1520).

Was in Luther auf edlem Grunde vereinigt war, der Wunsch, auf friedlichem Wege vorwärts zu kommen, und heller Muth, der vor keinem Kampf zurükschrekt, fand sich getrennt zu Rom in beispielloser Mischung. Die Einen meinten, die Macht der Kirche und die List Italiens würden noch den Mönch gewinnen und ruhig machen; die Andern, Wuth schnaubend, wollten durch den Bann Luthern verderben. An der Spitze Jener stand der genußsüchtige Pabst mit seinen Kardinälen, diese waren vor Allen Mönche. Er aber setzte es durch, daß unter dem 4. Mai 1520 die Bannbulle ausgefertigt wurde, in welcher 41 Sätze, wie: nimmer thun ist die beste Buße; die höchste Buße ist ein neues

Leben; Ketzer verbrennen ist wider den Willen des heiligen Geistes — verdammt werden. Wenn Luther nicht binnen 60 Tagen widerrufe, wäre er gebannt, jeder Ort, da er sich aufhielt, unter dem Interdikte; die Schriften Luthers, in denen die verworfenen Sätze sich finden, sollten verbrannt werden.

Eck hatte den Auftrag, die Bannbulle wider Luther in Norddeutschland, die Legaten Caroccioli und Aleander, sie am Rhein durch den Erzbischof von Mainz zu publiziren.

Das war keine leichte Sache. Die Theilnahme für Luther war dem Umfang wie der Tiefe nach bedeutend gewachsen. Kaum einen Winkel gab es, wo die reformatorischen Zuckungen nicht empfunden worden wären; am stärksten war die Bewegung im kurfürstlichen Sachsen und Thüringen, am Rhein, in Schwaben und Franken. Besonders in den Reichsstädten waren unter den Gebildeten und der leichterregbaren Bevölkrung ganze Gruppen für Luther gewonnen, in den größren fanden sich persönliche Freunde und eifrige Schüler desselben. Mit überraschender Entschiedenheit nahm der Kurfürst Friedrich seiner Universität und des Dr. Luther sich an, wenn Gewaltstreiche drohten. Die Humanisten, an deren Spitze Erasmus, ein charakterloses Talent erster Größe, sprachen sich für Luther günstig aus. Ulrich von Hutten, mit warmem Interesse für seinen Stand und seine Nation, band den Humanismus und seinen Patriotismus immer mehr an die Reformation; der Ritter wurde des Mönchs Schildknappe; er wirkte persönlich unter seinen Standesgenossen und durch begeisterte Schrift in weitern Kreisen für Luther. Auch Ulrich Zwingli, der beim Nuntius in der Schweiz einen Versuch gemacht hatte, die Bannbulle zu hintertreiben, erhob seine Stimme für Luther. Luthers Schriften fanden außerordentliche Verbreitung. Der

große Buchhändler Frobenius in Basel hatte eine Ausgabe besorgt, die in deutsche Länder, aber auch nach Italien, Frankreich, Spanien, England versandt werden mußte; auf der Frankfurter Messe verkaufte ein Buchhändler 1400 Exemplare von Luthers Büchern.

Mit der Bannbulle kam nun Eck im September in solche Bewegung; seit dem August schon wurde er erwartet. Den 21. September schlug er sie in Meißen an; dann geschah dasselbe in Merseburg, Brandenburg. In Leipzig litten es Bürger und Studenten nicht; Eck mußte sogar fliehn, obwohl vom Herzog Georg mit einem vergoldeten Becher und einigen Dukaten beschenkt. Nach Wittenberg hat er sich nicht gewagt. In Erfurt wurde die Bannbulle feilgeboten; die Studenten kauften sie und warfen sie mit den Worten ins Wasser: „Nun ists erst recht eine bulla (Wasserblase), sie mag auf dem Wasser schwimmen!“ Mehr Glück hatte Aleander bei der Veröffentlichung des Bannstrahls: in Mainz und andern Städten wurden Luthers Schriften verbrannt; doch warfen in Löwen die Studenten dafür scholastische und päbstliche ins Feuer. Aber doch fehlte es in keinem Theile Deutschlands an Ausbrüchen des Volkszorns, Verboten der Obrigkeit, Verweigerungen selbst geistlicher Fürsten.

Luther selbst war gar nicht vor der Bannbulle entsetzt; Anfangs Oktober kam sie ihm zu Gesicht. Er leugnete ihre Echtheit nicht, charakterisirte sie aber als Produkt seines grimmigsten Feindes, als er von den neuen Eckischen Bullen und Lügen schrieb. Doch schrieb er, nachdem er seine Appellation von dem Pabst als von einem Frevler auf ein allgemeines Konzil förmlich erneuert hatte, schon im November wider die Bullen des

Antichrist, hier nennt er den Pabst den Antichristen zum ersten Male, oder den Endechrist, der Christum verwerfe und verlästere, und zwar mit Recht, obschon wir im Revolutionszeitalter, in dem Materialismus noch einen Antichrist kennen gelernt haben; denn damals gab es nur Jenen, so daß Luther nicht sagen konnte: einen Antichrist, sondern sagen mußte: den Antichrist. Er fordert den Pabst zum Widerruf seiner Bulle auf. Es fehlt nicht an Ausbrüchen heftigen Zornes und tiefster Entrüstung. Dem völlig ungerechtfertigten Banne gegenüber, der nur bei gänzlichem Nichtverstehn der evangelischen Lehre Luthers möglich war, fühlte Luther, daß er in einem Kampf der mehr und besser berechtigten Kirchengewalt gegen die anspruchsvolle, anmaßliche, heillose, minder berechtigte Macht stehe und festzustehen habe. Daher läßt er eine ausführliche Rechtfertigung der verdammten Sätze ausgehn in der dem Ritter Fabian von Feilitzsch gewidmeten Schrift: Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt sind. Während des Druckes dieser Schrift ließ er sich zu einem Akt der Gewalt fortreißen, der zeigen sollte, daß es keine Kunst sei, Bücher zu verbrennen, die man nicht widerlegen könne. Durch Anschlag am schwarzen Bret wurden die Studenten förmlich für den 10. December 9 Uhr vor das Elsterthor zur Verbrennung antichristlicher Schriften Roms gefordert; da richtete ein Magister die Brandstätte zu, legte Holz zusammen und brannte es an. Luther warf in Gegenwart einer großen Menge Doktoren, Studenten und Bürger die päbstlichen Dekretalien, einige Schriften Ecks und Emsers samt der Bulle Leo's X. ins Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre

dich das ewige Feuer.“ Unter ernstlicher Vermahnung forderte er nach der Lektion zum Kampf wider die rasende römische Bestie, die unzählige Seelen beschädigt und verdirbt, auf und gab noch eine den Gewaltakt erklärende Schrift: Warum des Pabstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind. Laß auch anzeigen, wen da will, warum sie Dr. Luthers Bücher verbrannt haben, heraus.

So war der Bruch Luthers mit Rom vollzogen. Rom hat ihn ausgeschlossen aus seiner Gemeinde, und Luther wollte, daß jedes seiner Worte eine Donneraxt sei, denn der Pabst war ihm ein Antichrist mit drei Kronen: die erste wider Gott, da er den Glauben, die andere wider den Kaiser, da er die weltliche Obrigkeit, und die dritte wider die Menschheit, da er die Ehe verdammt.

8. Reichstag in Worms (1521).

Nun kam Luther in seiner Sache vor Kaiser und Reich.

Das hatte etwas zu bedeuten: der Kaiser war der römische Kaiser, er galt als die oberste Macht in der Christenheit nächst dem Pabste.

Zwar ein junger Mensch von 20 Jahren besaß diese Macht, Karl V., aber er trug zugleich die Kronen Spaniens, Neapels, Siciliens, Oesterreichs, Burgunds, der Niederlande, Mexikos und Perus, ein mächtiger, reicher Herr.

Als Enkel des verstorbnen Kaisers war er endlich einstimmig von den deutschen Fürsten den 28. Juni 1519 gewählt worden. Der geachtete, besonnene und wohlwollende Landesherr Luthers, Kurfürst Friedrich von Sachsen, hatte nicht den kühnern Ehrgeiz, aber das klare Bewußtsein, daß seine Hausmacht bei den schwankenden Verhältnissen und

der Gährung in allen Volksschichten nicht ausreichend se und ihm selber die rasch und entschlossen eingreifende Energi abgehe; er hatte die Annahme der Kaiserkrone verweigert Der Fürst, der sie gar zu gern gehabt hätte und groß Summen Geldes deshalb verwendete, der glänzendste Ritte seiner Zeit, einer der gebildetsten und liebenswürdigste Männer, der König Franz I. von Frankreich, ein Franzo durch und durch, hatte bei den bessern Fürsten um weniger Sympathie, als ein Ulrich von Württemberg, de Brutalität eines verwahrlosten Ritters mit der Heimtück eines Despoten verband, mit französischem Gelde Söldne warb und über die Reichsstadt Reutlingen herfiel. De deutsche Nationalsinn wandte sich von dem Franzosen a und deutsche Pietät dem Enkel des Kaisers Max zu.

Erst gegen Ende des Jahres 1520 konnte Karl nac Deutschland kommen. Den 23. Oktober in Aachen gekrönt zog er im December nach Worms, wohin er den Reichsta ausschrieb. Am Tage Karls des Großen, den 28. Januar 1521 ward er eröffnet: er wollte mit Hilfe der Königreich mächtigen Länder und Verbindungen, die Gott ihm verliehe der gesunknen Monarchie wieder zu der alten Glorie helfe Er konnte der größte Fürst in Europa werden, wenn ih nicht gefehlt hätte, was Luthern so groß machte, der tie Wahrheitssinn und der unerschrokkne Muth. Die äuß Mäßigung, an die er von früh an gewöhnt war, unterhie seine schwache und schwankende Gesundheit; er war mel zur Ueberlegung, ja mißtrauischer Beobachtung, als plötzlichem Entschluß und entschlossner Ausführung angeleg diese Anlage bildete sich mehr aus, da er Staatskunst m Verstellungskunst verwechselte. Darin war eine auffälli Uebereinstimmung, daß, wie in ihm selber, so in sein

Lage Schein und Wahrheit sich widersprechen: er schien unermeßlich mächtig und reich zu sein, und war genöthigt, die Mittelmäßigkeit seiner Mittel und die Abhängigkeit seiner Unternehmungen zu verbergen. Ihm lag der Kampf mit Frankreich vor Allem am Herzen, und doch war die Reform der Kirche für den deutschen Kaiser die wichtigste Aufgabe, und dieser verstand weder die deutsche Sprache noch die deutschen Gedanken. Zu jenem Kampf gegen Franz bedurfte er Verbindung mit dem Pabst; darunter mußte Luther leiden.

Nachdem in den ersten Wochen über das Reichsregiment und den Antheil der Kurfürsten daran, das Gerichtswesen, die Finanzen und eine Kriegsverfassung berathen war, jedoch ohne der Gährung im Bauerstand, der Aufregung in der Ritterschaft und dem übel vermerkten Drukke der Städte abzuhelfen, ward Luthers Sache in Erwägung gezogen. Schon mit Rükksicht auf den Kurfürsten Friedrich, von dessen Anschlägen, Rath und Weisheit der Kaiser wundervel hielt, war er mild gegen Luther gestimmt. Bereits im Mai 1520 machte der Gesandte Karls in Rom seinen Herrn aufmerksam, er könne durch Gunst gegen den deutschen Mönch dem römischen Hof Besorgniß einflößen. Der Kaiser machte dem Pabste immer weitere Konzessionen wider Luther, um dem Pabste sich zu verbinden. So nahm der Pabst Breven zurükk, in denen er eine Mildrung der Inquisition ordnete, deren Schärfe gerade das spanische Volk liebte; dafür stellte der Kaiser die Unterdrükkung der lutherischen Bewegung in Aussicht. Dahin brachte es der päbstliche Nuntius Aleander in den Verhandlungen. Er wollte nun, daß der Kaiser den päbstlichen Bann sofort vollziehe.

Der Kaiser mußte aber auch auf die Stimmung und Stellung des deutschen Volks in dieser Sache Rükksicht nehmen und konnte Luthern nicht ungehört in die Reichsacht erklären. Insbesondre forderte der Kurfürst von Sachsen entschieden, daß nichts wider Luther vorgenommen werde, ohne ihn zuvor gehört zu haben. So kam es unter dem 6. März zur Citation Luthers nach Worms vor Kaiser und Reich.

Nun kam aber Alles auf die Entscheidung der Stände an. Bei diesen galt die Opposition gegen den päbstlichen Stuhl und dessen unerträgliche Eingriffe und Mißbräuche völlig berechtigt. Soweit waren sie fast ganz auf Luthers Seite; hier stimmten die Beschwerden der Nation wider den Pabst mit Luthers Angriffen. Handelte es sich aber um die Lehre der Kirche und den Glauben der Väter, so stand die Mehrheit zum Pabst wider Luthern. Selbst der Beichtvater des Kaisers, Glapio, voll Interesse für Luther, der ein gewaltiges Werkzeug der kaiserlichen Politik zu werden versprach, drängte den Kaiser auf eine Reform der Kirche in der Verfassung und gab sich viel Mühe, erst den Kurfürsten von Sachsen und dann Franz von Sickingen zu bewegen, daß sie Luthern bestimmten, er möge nur bei dem gemeinschaftlichen Kampf wider die weltliche Herrschaft von Rom stehn bleiben.

In großer Spannung sah man Luthers Ankunft und Auftreten entgegen.

Der kaiserliche Ehrenhold, Caspar Sturm, traf den 26. März, Dinstags nach Palmsonntag, in Wittenberg ein; er sollte Luthern nach Worms geleiten. Luther war in großer Arbeit: täglich zwei Predigten halten, an der Postille arbeiten, mit dem Psalter beschäftigt, Druk seiner

lateinischen Schriften besorgen, Widersachern antworten, die Bulle bekämpfen, sich vertheidigen, Briefe schreiben, Besuche und Unterredungen haben. Aber überrascht hat ihn die Citation nicht. Spalatin hat ihn schon kurz vor Weihnachten gefragt, was er wohl thun würde, wenn er vom Kaiser vorgeladen würde, und Luther antwortete: „Wenn ich gerufen werde, so will ich, so viel auf mich ankommt, krank hinfahren, wenn ich gesund nicht kommen kann.“ An seinen Kurfürsten schrieb Luther im Januar, wenn er ein frei Geleit erlange, wolle er sich in Worms stellen, damit männiglich erfahre, er habe bisher nichts gethan aus frevlem, unbedächtigem, ungeordneten Willen, sondern seinem Gewissen, Eid und Pflicht nach, als ein armer Lehrer der heiligen Schrift, Gott zu Lob, der ganzen deutschen Nation zu Gut. Sobald er nun Charfreitag und Ostern mit der Gemeinde gefeiert hatte, zog er gelassen ab, etwa den 2. April; der Wittenberger Rath gab ihm die Fuhre. In Weimar war das Gerücht verbreitet, Dr. Martinus und seine Bücher seien bereits verdammt; ja sogar Boten kamen, die das Mandat anschlagen sollten, Dr. Martinus sei vom Kaiser verdammt. Der Herold frug ihn, ob er fortziehen wolle. Luther hielt sich an das kaiserliche Geleit und blieb unverzagt; er spielte in der Herberge seine Laute und predigte in Erfurt, Gotha, Eisenach. Mit ehrfurchtsvoller Theilnahme oder mit theilnahmlosem Staunen über des Mönchs Muth ward er an den verschiedenen Orten empfangen; fast nur an die Gefahr, der er entgegengehe, ward er erinnert und übel getröstet; er werde wie Hus zu Pulver gebrannt werden; in Naumburg ward ihm ein Bild des Märtyrers Savonarola geschenkt. Aber Luther hat gesagt: „Und wenn sie gleich ein

Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, dem Behemoth in sein Maul treten und Christum bekennen und denselben walten lassen." — In Eisenach ward er krank, mußte zur Ader lassen und war unwohl bis Frankfurt. Kurz vor Worms erhielt er noch eine Warnung Spalatins. Allein er erklärte: „Hus ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm; ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind."

So kam Luther den 16. April, Dinstags nach Misericordias Domini, gerade um die Mittagszeit nach Worms; er saß auf dem offenen Rollwagen, vor ihm ritt der Herold. Alles eilte auf die Straße, den Mönch zu sehen. Mit den Worten: „Gott wird mit mir sein!" stieg er ab, im deutschen Hof. Von vielen Grafen und Herren, Weltlichen und Geistlichen ist er besucht worden. Luthers Feinde dagegen rathschlagten zum Theil, man solle ihm das Geleit nicht halten; aber der Kaiser erklärte auch seinen geheimsten Räthen, die ebenso riethen, entschieden: „Was man zugesagt, das soll man halten."

Am andern Tage ließ der Kaiser früh durch den Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim Luthern sagen, daß er um 4 Uhr Nachmittags im Reichstag zu erscheinen habe. In brünstigem Gebete stärkte er sich und folgte zur bestimmten Stunde denen, die ihm da Geleite gaben, dem Erbmarschall und dem Herold Caspar Sturm. Noch im Vorsal trat der tapfre Ritter Georg von Frundsberg zu ihm, klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht

gethan haben; bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Von Pappenheim erinnerte ihn, nichts zu reden, er sei denn gefragt. Nun trat er ein und stand vor dem Kaiser, den Kurfürsten, vielen andern geistlichen und weltlichen Fürsten, edlen Grafen, würdigen Vertretern der Städte, Feinden und Freunden. Der Anblick dieser erhabnen und prächtigen Versammlung von mehr als 200 Personen schien ihn doch zu blenden. Der Kanzler des Erzbischofs von Trier, Dr. Johann Eck, der vor einem Tisch mit einem Haufen Bücher stand, frug Luthern, ob er diese Bücher als die seinen anerkenne und ob er sie und ihren Inhalt widerrufen wolle. Da forderte Luthers Beistand, Dr. Hieronymus Schurff, daß zuvor die Titel der Bücher verlesen würden. Darauf bat Luther mit vernehmlicher, doch ziemlich schwacher Stimme um Bedenkzeit. Ein Tag wurde gewährt. Das Volk jauchzte ihm auf dem Heimwege zu. Eine Stimme rief: „Selig ist der Leib, der Dich getragen hat." Viele vom Adel kamen und sprachen ihm tröstlich zu. Ulrich von Hutten schrieb ihm begeisterte Trostbriefe.

Am Donnerstag, den 18. April, um 4 Uhr, ward Luther wieder in des Kaisers Hof geleitet, mußte aber bis 6 Uhr warten, da Geschäfte drängten. Die Versammlung war fast noch zahlreicher. Das Volk war in großen Massen herbeigeströmt, ein großer Haufe drängte und drückte von der Straße herein, fast bis in den Saal. Die Spannung war allgemein und außerordentlich. Als nun Luthern endliche Antwort abgefordert ward, erklärte er, zwar in sehr bescheidner Weise, aber mit fester Stimme und in freudiger Zuversicht, voll Ruhe, seine Schriften seien ver-

schieden: erstlich handelten sie vom christlichen Glauben und guten Werken, zweitens von den Mißbräuchen des Pabstthums; drittens seien es Streitschriften zu seiner Vertheidigung; in den ersten erkenne selbst die Bannbulle Gutes an, diese könne und dürfe er nicht widerrufen, um nicht die Wahrheit zu verdammen; die zweiten widerrufe er auch nicht, weil sonst die deutsche Nation völlig unterdrükkt und ausgesaugt werde; aber auch die dritten werde er nicht widerrufen, um die Widersacher nicht frecher zu machen und dem tyrannischen Regiment Beifall zu geben. Doch meine er nicht, irrthumsfrei und fehllos zu sein; aber nur wenn ihm der Beweis gegeben sei, er habe geirrt, wolle und könne er es eingestehn. So hatte Luther in deutscher Sprache ausführlich sich erklärt. Man begehrte aber diese Erklärung auch in lateinischer Sprache und er wiederholte seine ganze Rede lateinisch, daß sein Kurfürst großes Wohlgefallen an ihm hatte. Der Kanzler Dr. Eck war aber nicht zufrieden und erinnerte an die Unfehlbarkeit der Konzilien; diese leugnete Luther. Jener forderte in sträflichem Tone nach einigem Hin- und Herreden eine runde Antwort. Luther, der wol eine Belehrung erwartet hatte und sich nun getäuscht sah, aber unerschrokken den auf Ketzertod denkenden Feinden gegenüberstand und von allgemeiner Theilnahme sich gehoben fühlte, antwortete darauf: „Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, denn ich glaube weder dem Pabste noch den Konzilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben; so bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe, und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort und kann und mag darum nicht

widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Ganz entgegengesetzt waren die Eindrükke, welche Luthers Erscheinung und Verhalten in der großen Versammlung gefunden. Der Kaiser sagte: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Die Spanier sahen einen aberwitzigen Mönch in ihm. Ein Venetianer fand ihn weder gelehrt, noch klug, noch tadellos.

Der Herzog Erich von Braunschweig schikkte Luthern, sobald er abgetreten war, einen silbernen Krug mit Eimbekker Bier zur Erquikkung. Der Kurfürst Friedrich sagte Abends zu seinem Hofprediger: „O wie gut hat Dr. Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen!" Die Fürsten suchten Luthern in seiner Behausung auf und sprachen ihm ihre Theilnahme und Anerkennung aus. Der Landgraf Philipp von Hessen gab ihm beim Abschied die Hand mit den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott!"

Ein Anschlag am Rathhause kündigte einen Bund von 400 Rittern an, zum Schutz des gerechten Luther wider seine Feinde, besonders den Erzbischof von Mainz. Es war eben eine Gährung in der ganzen Nation.

Der Kaiser erklärte dem Reichstag schriftlich am 19. April, er werde zwar Luthern das gegebne Geleit halten, dann aber den Ketzer dem Banne gemäß verfolgen.

Der wohlwollende Erzbischof Richard von Trier versuchte nun noch den 22. April in Gegenwart mehrer Fürsten und Herren Luthern zu einiger Nachgiebigkeit und Zurüknahme einiger seiner schroffsten Meinungen gütlich zu bestimmen. Der Kaiser gewährte dazu eine Frist von

einigen Tagen; man hatte ihm vorgestellt, es sei Empörung zu besorgen, wenn man zu rücksichtslos gegen Luther vorgehe. Die Verhandlung war vergeblich; der Ausgang charakterisirt sie trefflich. Der Markgraf Joachim von Brandenburg sagte am Schluß zu ihm: „Herr Doktor, wenn ich Euch recht verstehe, ist das Eure Meinung, ihr wollt nicht weichen, ihr seid denn mit der heiligen Schrift überwunden?" „Ja, gnädigster Herr", hat Luther geantwortet, „oder mit klaren und öffentlichen Ursachen und Gründen." Dabei blieb Luther fest, Menschen dürften nicht über Gotteswort und wider dasselbe erkennen, die heilige Schrift müsse Meisterin und Richterin sein. Er war zu sehr vom christlich-religiösen Element durchdrungen, um getrennt von diesem nur die römischen kirchlichen Mißbräuche zu bekämpfen; sein tief erregtes frommes Gemüth ließ ihn nicht blos den Nachfolger Petri bekämpfen, der Deutschland als Fischteich für seine Netze behandelte. Auch auf ein Konzil konnte er seine Sache nicht verweisen lassen; mit der Kirche Roms, die gerade auf den Konzilien ruhte und nicht auf der heiligen Schrift, hat er nun völlig gebrochen.

Den 26. April, Freitags nach Jubilate, zog Luther um 10 Uhr von Worms mit seinen Begleitern ab. Dem Kaiser schrieb er lateinisch, den Ständen des Reichs deutsch, wie die ganze Versammlung verlaufen, erklärt, er habe sich erboten und erbiete sich noch zu Allem, sowie Gottes Wort frei sei, beklagt, nicht mit der Schrift widerlegt, nur zum Widerrufe gedrängt worden zu sein, und dankt endlich für das gehaltne freie Geleit. Mit diesem Schreiben schickt er den Ehrenhold am 29. April zurück; er war ja bereits auf hessischem Gebiet und hatte vom Landgrafen Philipp einen Geleitsbrief. Von Eisenach ging Luther blos mit

Amsdorf nach Möhra zu seinen Verwandten. Als er, den 5. Mai von seiner Heimath abgereist, in der Nähe von Altenstein war, in einem Hohlwege, ward sein Wagen von zwei Rittern mit zwei Knappen angehalten; Luthers Bruder Jakob, der ihn begleitete, eilt rasch davon, ein Knappe klaut Amsdorfs Fuhrmann. Luther muß einen Reiterrock anziehn und ein Pferd besteigen; so reiten die Ritter mit ihm in den Wald. Luther wußte wohl wohin und warum; er ließ sichs getrost gefallen.

Gerade um die Zeit, da Luther vom Schauplatze der Geschichte verschwand, war zwischen dem Kaiser Karl und dem Pabst Leo ein enges Bündniß geschlossen: sie wollten dieselben Freunde und ohne Ausnahme dieselben Feinde haben, der Kaiser alles Unrecht, dem päbstlichen Stuhl angethan, rächen, gleich als geschähe es ihm selber, auch die den katholischen Glauben verlassen und den apostolischen Stuhl lästern, mit aller Macht verfolgen.

Nach einer Pause in den Geschäften, während welcher mehrere von den Ständen abgereist sind — auch der Kurfürst von Sachsen —, hat der Kaiser am 25. Mai auf dem Rathhause die Formalität der Annahme der Reichstagsbeschlüsse vollzogen, wird von den noch anwesenden Ständen in seine Wohnung begleitet; dort läßt er eben eingelaufne Breven von Rom mittheilen, auch das in der lutherischen Sache auf seinen Befehl von einem päbstlichen Nuntius abgefaßte Edikt, das nicht schärfer sein konnte: Luther wird als von der Kirche abgehaunes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in Acht und Aberacht erklärt; seine und seiner Anhänger Schriften werden verboten und zum Feuer verurtheilt. Aleander läßt schnell zwei Reinschriften, eine deutsch, die andere lateinisch, fertigen; der Kaiser, der

eben in der Kirche ist, muß sie da unterschreiben; es war Sonntags, den 26. Mai. Aber das Edikt war vom 8. Mai datirt, weil da der Reichstag noch ziemlich vollständig gewesen war.

So hatte der Pabst den Kaiser auch wider Luther gewonnen und erregt.

9. Wartburg (1521).

Friedrich der Weise hatte, noch ehe Luther nach Worms kam, seinem Bruder Johann geschrieben, er möchte Luthern gern Gutes thun, und später erklärt, er wolle ihm zum Rechte helfen, Gott werde ja die gerechte Sache nicht verlassen. So entstand dem Kurfürsten der Plan, Luthern einige Zeit bei Seite zu bringen, und dieser ging darauf ein, obwol er viel lieber frisch und offen fortgekämpft hätte.

Luther war nun auf der Wartburg. Dahin hatte der Schloßhauptmann von Berlepsch mit seinen Gehilfen ihn gebracht; er hielt ihn überaus gut. Aber Luther mußte das Mönchsgewand mit einem Ritterkleid vertauschen, Bart und Haupthaar wachsen lassen, daß keine Erinnrung an die Tonsur blieb. Anfangs suchte er in der Nähe der Burg Erdbeeren im Walde, noch schüchtern. Bald ging er weiter. Als Junker Georg galt er und durfte mit einem verschwiegnen Begleiter Ausflüge nach Belieben machen. Unerkannt war er in einigen Klöstern der Umgegend gewesen, Selbst Verwandte erkannten ihn nicht. Ende November und Anfang December war er sogar einige Tage unter seinen Freunden in Wittenberg, ohne daß Andre davon erfuhren. Dahin zogen ihn immer seine Gedanken. Oefter sprach er, wenn er ganz still da saß, plötzlich: „Ach, wer zu Wittenberg wäre!“

Schwer ward Luthern der Aufenthalt auf der Wartburg; er nannte sie sein Pathmos. Leibeskrankheit hat ihn einige Zeit gedrükt. Mehr litt er an geistlichen Anfechtungen. Er klagte sich arger Trägheit zum Gebet, Theilnahmlosigkeit gegen Freunde an. Solche Kämpfe wurden ihm saurer, als die mit den Menschen. Düstre Gedanken peinigten ihn öfter.

Doch hat er fleißig in der hebräischen und griechischen Bibel studirt, schrieb guten Freunden, predigte seiner Umgebung an Feiertagen. Nichts entging ihm in seiner Einsamkeit. Als der Ablaßkram in Halle wieder eröffnet wurde, schrieb er wider den Abgott in Halle, hielt jedoch auf des Kurfürsten und Spalatins Rath zurükk. Aber den Erzbischof von Mainz hat er aufgefordert, den Abgott abzuthun, und der Erzbischof, Deutschlands Primas, antwortete in großartiger oder verächtlicher Demuth, falls sie erheuchelt war, dem Geächteten. — Gegen Latomus, einen Theologen von Löwen, schrieb er ohne alle Hilfsmittel, außer der Bibel, eine meisterhafte Streitschrift. — Die Schrift von der Beichte, ob sie zu gebieten, der Pabst die Macht habe, eignete er dem Ritter Franz von Sickingen zu. — Seinen Augustinern in Wittenberg schrieb er vom Mißbrauche der Messen, um die schwachen und die verzagten Gewissen zu trösten und zu stärken, da die tägliche Privatmesse unterlassen wurde. — In der Schrift von den geistlichen Klostergelübden machte er der Freiheit Bahn, welche nur an Gottes Wort sich zu binden habe, aber nicht ein Deckel der Bosheit sein, noch dem Fleische Raum geben dürfe. Ihm war die kühne Vermählung der Priester Seydler in Meißen und Feldkirchen im Kemberg eine Freude, da so der Zwang der römischen Eheloſigkeit bei den Dienern der Kirche durchbrochen ward;

bei Mönchen schien solches ihm noch nicht ohne Bedenken. — Auslegungen des 68. und des 36. Psalmes sollten den Wittenbergern Trost und das Evangelium von den zehn Aussätzigen seinen Deutschen einen Vorschmakk geben von der Postille, an der er arbeitete.

Seine Hauptarbeit war die Uebersetzung des neuen Testaments ins Deutsche. Melanthon hatte ihn dazu gedrängt. Bei der Arbeit erfuhr er aber erst, was für eine schwere Sache solche Arbeit sei und warum Solches bisher Niemand unternommen. Er vollendete die Uebersetzung des neuen Testaments bald nach dem Beginn des Jahres 1522. Das alte Testament meinte er nicht anrühren zu dürfen ohne den Beistand seiner Freunde; mit ihnen freilich wollte er schon eine Uebersetzung zu Stande bringen, die es verdiene von Christen gelesen zu werden. Die Schrift ohne alle Erklärung war ihm die Sonne, von der alle Lehrer Licht erhalten. Wie zur Erdwärme die Sonnenwärme von oben her kommen muß, daß die Saat zur Ernte wird, so trat nun die wunderschöne, verdeutschte Bibel neuen Testaments als eine Sonne hervor, um die im Kampf ausgestreute Saat evangelischen Glaubens und Lebens im Volke zur Reife zu bringen.

III. Reformation und Revolution.

1. Die Unruhen in Wittenberg (1522).

Die Schreckenskunde durchflog Deutschland: Luther ist in die Hände seiner Feinde gefallen! er ist ermordet! Tief wurde von Vielen geklagt und getrauert, wie von dem Maler Albrecht Dürer in Nürnberg.

Die päbstlich Gesinnten frohlockten; zumal sehr bald das scharfe kaiserliche Edikt erschien.

Rasch aber wich Angst und Schrekken vor Freude. Es ward klar: Luther lebt, er ist in sicherm Gewahrsam. Für die Ausführung des päbstlichen Bannes und des kaiserlichen Edikts geschah so gut wie nichts.

Der Kaiser war in den Niederlanden; der Bund mit dem Pabst war abgemacht. Der bevorstehende Krieg mit Franz von Frankreich beschäftigte Karln mehr als Luther und das Edikt wider diesen Ketzer. Mitunter ging der Kaiser in einer niederländischen Stadt auf dem Marktplatz an einem Feuer vorüber, darin Luthers Schriften loderten,

und er lächelte schalkhaft dazu. In Deutschland wagte selbst der Erzbischof von Mainz nicht, das Edikt des Kaisers zu vollziehn. Nur sein Bruder Joachim I. von Brandenburg ließ die Lutherischen in seinen Landen seine eiserne Hand fühlen.

Kaum war die Dinte der Unterschrift des Wormser Edikts trokken, da wurde es schon gebrochen. Nicht blos anonyme Flugschriften erschienen; auf einer, die den Nuntius Aleander als Verfasser des Edikts angriff, nannte sich Hutten. Drei Männer in Paris, welche Luthers Verdammung und Verfolgung vertheidigten, Beda, Quercus, Christophorus, nannte man Bellua (wildes Thier), Stercus (Mist), Christotomus (Christzerschneider). Das entsprach der herrschenden Ansicht im Volke.

Wie im Frühling das frisch geackerte und besäte Land die Körner nicht lange birgt, sondern die Sonnenwärme die Erdwärme weckt und belebt, daß allenthalben die Saat aufschießt, ohne alle Arbeit und Mühe eines Menschen, so wars in Deutschland, im Volke überall. Es war eine allgemeine Gährung. Die Unzufriedenheit, daß die nationalen Bedürfnisse auf dem Reichstage unbeachtet geblieben waren, ward zum Unwillen, der die von Luther begonnene Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete nur beschleunigte. Zerstörende Kräfte, auflösende Mächte wurden wach und regten sich stark.

Zuerst trat ein Liberalismus hervor, dem Pietät abging. Bald folgte die Fortschrittspartei mit ganz radikalen Tendenzen, welche auf Sozialismus und Kommunismus führten.

Auf Anregung eines begabten und begeisterten Augustinermönchs, Gabriel Zwilling in Wittenberg, verließen 13 Klosterbrüder das Kloster; „in der Kutte könne man

nicht selig werden." Die Privatmessen wurden abgeschafft, erst in der Klosterkirche. Dasselbe geschah in der Stadtkirche, und da nicht ohne aufrührerische Bewegung der Studenten und Bürger.

Karlstadt begann eine Fortschrittspartei zu bilden. Sein Muth reichte weiter als seine Gelehrsamkeit; er sah die Gelehrten wie Verkehrte an. Es ward ihm zweifelhaft, ob Moses die ihm zugeschriebnen Bücher; Apostel die Evangelien geschrieben. Die aufgeregte Menge wirkte auf ihn, wie der Stachel eines Treibers; dafür war sein Ehrgeiz empfindlich. In feurigster Beredsamkeit riß er die Bürger fort. Am Weihnachtsfest 1521 richtete er eine Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt ein; die folgenden Sonntage wiederholte er sie. Anfangs des Jahres 1522 nahm er eines armen Edelmanns Tochter, Anna von Mochau, nicht ohne besondres Aufsehn zu machen, zum Weibe; er richtete ein großes Hochzeitmahl aus und traute einen Pfarrer mit seiner Köchin.

An Karlstadt machten sich Schwärmer, die von Zwickau kamen, wo der Magistrat sie vertrieben, zwei Tuchmacher, Nikolaus Storch und Thomas Marx, mit einem schon damals unvermeidlichen Literaten Markus Stübner. Diese dünkte es beschränkt, an Gottes Wort in der Bibel sich zu halten; sie rühmten sich als neue Propheten, Gott habe unmittelbar mit ihnen geredet. Sie rissen Karlstadt mit sich fort. Das Meßgewand, die Ohrenbeichte, das Fasten ward abgethan; an den Bildern der Heiligen, „diesen Oelgötzen", vergriff man sich. Studiren helfe nichts; jeder Laie tauge zum Prediger.

Melanthon und der Rath waren der Bewegung der Studenten und der Bürger nicht gewachsen. Der Kurfürst,

von diesem Handel tief bewegt, erklärte, ehe er mit Wissen wider Gott handelte, wollte er seinen Stab in die Hand nehmen und davongehn. Er wußte, nur Luther könne helfen, doch wollte er, in Fürsorge für diesen, ihn nicht von der Wartburg lassen.

Luther, stets gut unterrichtet, ließ sich aber nicht halten. Abends am 2. März erhielt er ein Schreiben, in dem der Kurfürst ihn bitten ließ, zu bleiben. Den Morgen darauf ritt er ganz früh davon. In Erfurt war er zu Mittag mit einem Pfaffen zusammen, der sich damit breit machte, aus Luthers Büchern könne er Jedem wol hundert Irrthümer nachweisen. Der unerkannte Luther bat um zwei oder drei und der Pfaffe vermochte das nicht. Abends war Luther in Jena im schwarzen Bären; er las in seinem hebräischen Psalter; da traten zwei Schweizer Studenten, Keßler und Reutiner, die nach Wittenberg wollten, ganz durchnäßt ein und setzten sich bescheiden nicht weit von der Thür. Luther erkannte sie an ihrer Sprache, unterhielt sich treuherzig und heiter mit ihnen, trug ihnen Grüße an Dr. Schurff auf, den sie besuchen wollten, und zahlte ihre Zehrung. Sie hielten ihn für Hutten; der Wirth hatte dem Einen heimlich zugeflüstert, das sei wol Luther; der Andre meinte, er habe gewiß Hutten gesagt. Von Borna aus, wo Luther Ruhe zum Schreiben fand, antwortete er den 5. März seinem Kurfürsten, gegen dessen Rath und Befehl er nach Wittenberg reiste: der Jammer zu Wittenberg habe ihn getrieben; wenn er nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei den Seinen sei, hätte er an der Sache verzagt, nun aber komme er in einem höhern denn des Kurfürsten Schutze, begehre auch nicht seinen Schutz, wollte vielmehr ihn schützen. So bescheiden, aber

auch so gehoben schrieb er; in so großartigem Heldenmuth kam er, nicht wie ein Gebannter und Geächteter, sondern als ein Gewaltiger, des Sieges gewiß, den 7. März Freitags nach Wittenberg.

Universität und Bürgerschaft athmeten freudig auf, als Luther wieder da war. Sonnabends besprach er sich mit seinen Freunden bei Dr. Schurff; da begrüßte er auch die zwei Schweizer lächelnd als alte Bekannte.

Sonntags predigte er in überfüllter Kirche; er predigte jeden Tag und hat durch acht Predigten die Ruhe wiederhergestellt. Er sprach mild wie ein Freund, gewaltig wie ein Held und zärtlich wie eine Mutter; kein Wort verletzte; keine stichelnde Anspielung auf die Urheber der Unruhen kam vor; nur die Heiligkeit der Sache und das Heil der Seelen bewegten ihn; gemäßigt und schonend, belehrend und beruhigend war er in jeder dieser Fastenpredigten. Nur was Gottes Wort deutlich verwarf, das bekämpfte er; der Glaube ohne Liebe war ihm nicht genugsam, ja gar nicht ein Glaube, sondern ein Schein des Glaubens. Er wollte eben allein das Wort treiben und das allein wirken lassen; das nimmt allmächtig die Herzen gefangen, und sind die gefangen, so muß das widrige Werk von selbst verfallen. Er wollte keine Neurung aufrichten, das Evangelium sei denn durch und durch gepredigt. Ihm ist die Summa: „Predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand.“ Nicht Halbheit und Schwäche, sondern Besonnenheit und Klarheit, Zuversicht und Gewißheit des Rechts und des Siegs sprach aus ihm. Diese Reden, großartige Meisterwerke populärer Beredsamkeit, leisteten das Größte: sie beruhigten das aufgeregte Volk völlig.

Gabriel erklärte, das sei eines Engels Stimme, und gestand, er habe Unrecht gethan. Selbst Karlstadt schwieg und verhielt zunächst sich ruhig.

Nur die von Zwickau gekommnen Schwarmgeister gaben nicht nach. Diese regten in der Umgegend die Gemeinden auf, als Luther ankam, eilten aber schnell nach Wittenberg. Es kam zu einer Zusammenkunft Luthers mit ihnen. Er hörte sie ruhig an, wies sie ruhig zurecht. Sie rühmten sich göttlicher Offenbarung. Dann müßten sie, sagte Luther, wie Paulus auch durch Wunder und Zeichen ihren Gottesgeist beweisen. Da hat Stübner in Ruhe mit Entschiedenheit gesagt: „Ich will Dir sagen, Martin Luther, was in Deinem Gemüthe vorgeht — Du fängst an, an die Wahrheit meiner Rede zu glauben." Nach kurzem Besinnen fährt Luther auf: „Strafe Dich Gott, Satan!" — Später gestand Luther, das sei wirklich in ihm vorgegangen. Aber so fest stand Luther auf Gottes Wort in heiliger Schrift, daß er Alles abwies, was wider dieses stritt.

Die Schwarmgeister zogen ab. In Wittenberg war wieder Ruhe. Luther blieb im Kloster, trug seine Kutte fort. Nichts that er ab, als was ganz klare und gründliche Schrift wider sich hatte. Auch das Abendmahl feierte er in der frühern Weise, nur nicht als Opfer, und mitunter unter beiderlei Gestalt. Allgemeine oder Privat-Beichte ließ er je nach dem Bedürfniß der Einzelnen vorangehn.

2. Der Reichstag in Nürnberg (1522).

Kaum hatte Luther Ruhe in Wittenberg hergestellt, so trat der Reichstag in Nürnberg zusammen (den 23. März 1522).

Der Kaiser war in Spanien. Dorthin nöthigten ihn

Unruhen, den beschäftigte ihn der italienische Krieg und die Eroberungen in Amerika.

Den Krieg des Kaisers mit Frankreichs König benutzte der Christenhaß und die Eroberungssucht des Türken; er drohte dem Reiche mit furchtbaren Schaaren.

Anfangs war die Stimmung auf dem Reichstage der Reformation ungünstig. Die Herzöge Baierns hatten unter dem Eindrucke der wittenberger Unruhen am 5. März ein Mandat erlassen, das bei schweren Strafen dem Glauben der Väter treu zu bleiben gebot. Pabst Hadrian VI. (seit dem 9. Januar 1522), sehr gemäßigt, wollte auch eine Reformation, aber Schritt für Schritt, einen etwa alle hunderttausend Jahre, wie Luther spottete. Der Erzherzog Ferdinand, der sich an des Kaisers Statt fühlte, war voll Eifer wider Luther; er wollte lieber, seine Schwester Elisabeth, Königin von Dänemark, ertränke im Meer, als daß sie zu Luther hielt. Aber die politische Opposition trat stärker gegen den Pabst auf, als zuvor, und seit die Unruhen in Wittenberg beseitigt waren, ward die Meinung über die Reformation immer milder. Die Nürnberger Reichstagsbeschlüsse im Anfang des Jahres 1523 waren das gerade Gegentheil der Wormser: ein Konzil, an dem auch weltliche Stände theilnehmen sollten, ward gefordert, und es sollte nur das rechte, reine, lautre Evangelium gelehrt werden. Luther fand, das Wormser Edikt sei eigentlich zurückgenommen. Während dieses Reichstags arbeitete Luther unverdrossen fort. Bald nach Ostern war er nach Zwikkau gereist, um dort völlige Ruhe zu schaffen. Unterwegs predigte er in Borna und Altenburg. Den 28. April kam er in Zwikkau an, predigte unter unglaublichem Zulauf von 14- bis 25000 Menschen aus den umliegenden Städten

und Dörfern viermal, in der Marienkirche, auf dem Schlosse, vom Rathhause. Anfang Mai war er wieder in Wittenberg.

Nun nahm er mit Melanthon die Uebersetzung des Neuen Testaments durch und ließ sie drukken. Sie erschien im September in 3000 Exemplaren, anspruchslos: „Das Neue Testament. Deutsch. Wittenberg." Im Jahre 1533 gab es bereits 17 Wittenberger, 13 Augsburger, 13 Straßburger, 12 Baseler, 1 Leipziger, 1 Erfurter, 1 Grimmasche Ausgabe; das Exemplar kostete etwa 1 Thaler. Der Vertrieb überstieg alle Erwartungen. Es war aber auch Gotteswort, ein Volksbuch und ein Nationalwerk in Einem. Schuhmacher, Weber, alles Laiengesindel, klagte man, lese es mit größter Gier. Das Verbot des Herzogs Georg war nur eine Wasserblase: er klagt später, sein Mandat sei vergeblich gewesen. Der König von England verklagte das Buch bei dem Kurfürsten; das war auch vergeblich. Das deutsche neue Testament Luthers kam in Aller Hände und trug die Reformation in Häuser und Herzen, während sie Melanthons Glaubenslehre, die im 16. Jahrhundert seit 1521, die Uebersetzungen gar nicht gerechnet, 67 Auflagen erlebte, in die Hörsäle und Studirzimmer und die nach Klarheit ringenden Gemüther einführte.

Der Tumult der neuen Propheten, der sich nach Thüringen gezogen hatte, zog Luthern dahin. Nach Erfurt, wo die Schwärmer die Heiligenverehrung gewaltsam bekämpften, hatte Luther an seinen Freund Lange öfter geschrieben, reiste selber im Oktober mit Melanthon und einigen Freunden dahin; auch hier halfen seine Predigten.

Klar und wahr und warm hatte Luther auf Alles Acht. Sickingens Partei war niedergekämpft; ein fränkischer Ritter Hartmuth von Kronberg, ein guter Lutheraner,

der in diesen Fehden seine Güter verloren, erhielt ein köstliches Trostschreiben von Luther, und König Heinrich VIII. von England, der sich den Titel eines Vertheidigers des Glaubens durch eine gelehrte Schrift erworben und Luthern Höllischen Wolf, des Teufels Glied u. s. w. nannte, erfuhr schonungslos eine zermalmende Kritik. Die Böhmen, die sich an ihn gewendet, belehrte er in theilnehmender Freundlichkeit. Mit beißenden Bemerkungen gab er die römische Bulle heraus, welche jährlich zu Rom am grünen Donnerstage die Ketzer, namentlich Luther, verdammt. Der treuen Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten, die er bereits auf der Wartburg verfaßt, aber nun erscheinen ließ, fügte er den 1. Januar 1523 eine Schrift von weltlicher Oberkeit, wie man ihr Gehorsam schuldig sei, hinzu. Auch der Wissenschaft diente er durch die Herausgabe der Bemerkungen Melanthons zu Pauli Briefen an die Römer und die Korinther, ohne dessen Wissen.

Man merkte es Luthern nicht an, daß er ein Gebannter und Geächteter sei, in steter Todesgefahr; so war er immer noch anzusehn.

In Brüssel wurden am 1. Juli 1523 zwei Antwerpner Augustinermönche, Heinrich Vols und Johann Eschen, um ihres evangelischen Bekenntnisses willen verbrannt; der Prior Heinrich Müller von Zütphen, vorher verjagt, kam nach Bremen; aber auch da vertrieben, ward er nach Melndorf in Dithmarschen gerufen und hier durch trunkne Bauern erschlagen (den 11. December 1524).

Aber auch in Deutschland fehlte es nicht an Verfolgungen der Evangelischen. In Augsburg und der kurmainzischen

Stadt Miltenberg wurden evangelisch gesinnte Geistliche verfolgt, in Halberstadt ein Prediger grausam verstümmelt, in Freiburg drei Hoffräulein, darunter Ursula von Feilitzsch, vertrieben, weil sie Luthers Bücher gelesen.

Trotzdem konnte man immer noch hoffen, daß, wie in Nürnberg auf dem Reichstag eine wachsende Majorität für die Reformation gewonnen war, ganz Deutschland ihr sich anschließen werde.

3. Der Aufbau (1523. 1524).

Die Aussichten auf das Durchdringen der Reformation in allen Gebieten deutschen Lebens waren reichlich vorhanden.

Nicht blos die Augustinermönche nahmen an der von einem Ordensgenossen erregten reformatorischen Bewegung Theil. Auch Franziskaner, wie Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach, zwei geistvolle Männer von eminenter Rednergabe, Dominikaner, wie Martin Butzer, Benediktiner, wie Ambrosius Blaurer, schlossen sich an. Andre, wie Johann Bugenhagen, nahmen Luthers Bücher als Feinde in die Hand und legten sie als gewonnene Freunde wieder hin. Die Mönche, diese stehenden Heere des Pabstthums, verließen ihre Fahnen und sammelten sich um das Panier des Evangeliums.

Nicht Weltlust, nicht unordentliche Begierde, sondern tiefe Ueberzeugung war der innere Trieb bei den Meisten; Viele bewiesens durch die That; sie erlitten Verfolgung, wichen der Gewalt, gaben aber ihre Ueberzeugung nicht auf.

Selbst ein Bischof, Polenz von Samland, entschied sich für Luther, predigte selbst evangelisch und stellte gleichgesinnte Prediger an. Darüber ging Luthern das Herz auf; solch'

ruhige, gesetzmäßige Entwicklung war nach seinem Sinne. Aehnlich gings auch anderwärts, insbesondre in Städten.

Auch Laien, selbst Frauen, traten für Luther auf. Unter Ecks Augen in Ingolstadt las ein begeisterter Webergesell einer großen Volksmenge aus Luthers Schriften vor, und als ein junger Magister, Seekofer, der aus Melanthons Heften vortrug, zum Widerruf genöthigt werden sollte, nahm sich Frau Argula von Grumbach, geb. von Staufen, seiner an.

Die Wellen der Bewegung schlugen schon kräftig über Deutschlands Grenzen. Den 28. März 1523 durfte Luther schon die Herren deutschen Ordens und im August die „auserwählten Freunde Gottes in Riga, Reval und Dorpat" in Zuschriften ermuntern, auch den Herzog von Savoyen als Liebhaber unsrer Gottseligkeit den 7. September beglükwünschen.

Die Ideen, die eine neue Welt in sich trugen und hervorbrachten, traten in engem Zusammenhange mit der Kirche auf.

Die Kirche war nicht mehr eine Anstalt mit dem befleckten, sündenvollen Oberhaupt, dem Pabste, sondern eine lebendige und lebensvolle Gemeinde, deren Haupt Christus selber ist; sie ist eine selige Gemeinschaft, die nicht äußerlich erscheint und im Himmel und auf Erden ist. Der Glaube hängt an Christo; er ist lebendig und mächtig und geschäftig in der Liebe voll Erbarmens. Luther sagt sehr schön zu dem Spruch (Matth. 7, 12): Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten: „Hörst Du hie, was der Inhalt sei des ganzen Gesetzes und aller Propheten? Nicht sollt Du Gut thun Gott und Seinen Heiligen, sie bedürfens nicht, viel weniger dem Holz und

Stein, welchen es nicht nutz noch noth ist, sondern den Leuten, den Leuten, den Leuten. Hörst Du nicht? Den Leuten sollst Du thun Alles, was Du wolltest Dir gethan haben. Ich wollt ohne Zweifel nicht, daß Du mir einen Kirchthurm bautest oder Glokken gössest; ich wollt nicht, daß Du nur eine Orgel mit 14 Registern und zehnfach Flötenwerk machtest. Davon kann ich weder essen noch trinken, weder mein Weib noch Kind versorgen, weder Haus noch Acker halten. Die Augen magst Du mir damit weiden und die Ohren kitzeln, was gebe ich aber derweil meinen Kindern? wo bleibt meine Nothdurft? O toll, toll, toll! .. So merke nun, gegen Gott und Seine Heiligen darfst Du kein Gutes thun, sondern nur Gutes holen, suchen, bitten und empfahen durch den Glauben von Ihm. Christus hat Alles für Dich gethan und ausgericht, Sünde bezahlet, Gnad, Leben und Seligkeit erworben, laß Dir an ihm begnügen, denke nur, daß Du Ihn je mehr und mehr in Dich bringest und solchen Glauben stärkest. Darum alles Gutes, das Du thun kannst, und Dein ganzes Leben richte dahin, daß es gut sei; dann aber ist es gut, wenn es andern Leuten nutz ist und nicht Dir selbst." — Des Glaubens Quelle ist die heilige Schrift, in der der barmherzige Samariter der Welt immer wieder naht, um zu einem barmherzigen Samariter am Nächsten zu machen. Da wird das Herz getrost und fröhlich im Gottvertrauen, das aus der Sündenvergebung kommt und in seiner allgegenwärtigen Gnade ruht. So glücklich macht unsre Buße, die nicht mit der Welt, aber mit der Sünde bricht und Christo sich zuwendet und Ihn ergreift. Die wirkliche Gegenwart Christi in seinem Abendmahle schafft selige Gemeinschaft. Hier ist die Religion Friede und Freude und

Dankbarkeit, Befriedigung, schon im Diesseits, in dem sich nun frische, sittliche Thätigkeit regt.

Darauf wies schon eine kleine Schrift vom alten und vom neuen Gott aus dem Jahre 1521. Auf dem Titel stehn links die Vertreter des neuen Gottes, der Pabst, einige Kirchenväter und Aristoteles, unten Kajetan, Sylvester, Eck und Faber; rechts sind der wahre alte Gott, der dreieinige, die vier Evangelisten, Paulus mit dem Schwert und Luther.

Der deutsche Geist war in großer Bewegung, in heftigem Kampfe; seine Reife war gekommen. Alles drehte sich um Luther. Erasmus klagte, man wolle nur Schriften für oder wider Luther lesen.

Alles strömte nach Wittenberg; da sammelten sich die Verfolgten, die mannhaft ringenden, die jugendlich strebenden Geister. Hier war eine Freistatt für Verbannte, ein Mittelpunkt der Literatur. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen durchschnittlich etwa 40 deutsche Drucke, meist unbedeutende Sachen. Luther bringt große Bewegung; die Schriften vermehren sich unglaublich. Das macht der Luther und Wittenberg. Es erschienen

1518	an	Schriften	71,	von	Luther	allein	20,
1519	„	„	111,	„	„	„	50,
1520	„	„	208,	„	„	„	133,
1521	„	„	211,	„	„	„	40,
1522	„	„	347,	„	„	„	130,
1523	„	„	498,	„	„	„	183.

Man spürt beim Jahr 1521 die Sammlung zum Kampfe in Worms und die Einsamkeit auf der Wartburg. Von da an treten seine Freunde und Jünger mit ein. „Selbstherrschender, gewaltiger ist wol nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein

Andrer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden, treuherzigen Menschenverstand mit so viel Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte." (Ranke.)

Hans Sachs sang 1523 das Lied von der Wittenbergischen Nachtigall. An den Psalmen, mit denen Luther sich von Anfang an mit Vorliebe beschäftigte, hatte er singen gelernt. Sein neues Lied, den niederländischen Märtyrern zu Ehren gesungen, war sein erstes überhaupt, sein erstes Kirchenlied: „Nun freut Euch, liebe Christen gmein"; das erschien mit einigen andern 1524, darunter: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir". Nun wurde der Gemeindegesang ein andrer; die Gemeinde trat thätig mitsingend im Gottesdienste hervor.

Gleichzeitig erschien zuerst lateinisch: Eine Weise christliche Meß zu halten und zum Tisch Gottes zu gehn; 1526 ließ Luther seine Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes mit der Erklärung erscheinen: „Doch will ich hiermit nicht erklären, daß diejenigen, so bereits ihre gute Ordnung haben, oder durch Gottes Gnade besser machen können, dieselbige fahren lassen und ausweichen. Denn es ist nicht meiner Meinung, daß ganz Deutschland soeben müßt unsre wittenbergische Ordnung annehmen." Er konnte nicht einmal den Kurfürsten Friedrich bestimmen, in seiner Schloßkirche die alte Form des Gottesdienstes zu ändern. Auf äußre Gleichförmigkeit kam es Luther nie an.

Rechte Freude hatte er an einer Ordnung, die in Leisnig, einem sächsischen Städtchen an der Mulde, aufgekommen war. Da hatte sich ein Kirchenvorstand gebildet, um die Einkünfte der Pfarrei zur Besoldung der Geistlichen und Lehrer ordentlich zu verwalten, die Baulich-

keiten zu bestreiten, Arme zu versorgen und den Straßenbettel zu beseitigen. Dem Vorgang wünschte Luther viele Gemeinden als Nachfolger.

So weit griff die Reformation, ohne irgend ein gewaltsames Eingreifen des Reformators.

Was Luther schon 1520 in der Schrift an den Adel ausgesprochen, das führte er in der Schrift: An die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, 1524 in ebenso durchgreifender als für Jahrhunderte, auch noch die Gegenwart maßgebender Großartigkeit aus. Die Schule soll nicht für den geistlichen Stand, sondern für allgemeine Bildung berechnet sein; es sei der Schulzwang so gut berechtigt, als daß die Bürger Spieß und Schwert tragen für den Krieg; man brauche Leute, die die Geschichte kennen, in den Sprachen gebildet seien. Ihm schwebte die Idee des gelehrten weltlichen Beamtenstandes vor. Klaren Blicks erkannte er, das Klassische und Antike sei in den alten Heiden mehr zu schätzen, als das Heidnische der alten Klassiker zu fürchten; er klagte, daß er nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe.

Auch das Gebiet der Kunst öffnete sich der Reformation. Lukas Kranach, in Wittenberg mit Luther vertraut, diente mit Anmuth und Lieblichkeit. Albrecht Dürer in Nürnberg brachte in echt deutscher und echt reformatorischer Art die vier Hauptapostel, Paulus und Markus, Johannes und Petrus, mit den vier Temperamenten in Verbindung.

So drang die Reformation gestaltend in Gottesdienst und Gemeindeleben immer weiter, zog Kunst und Wissenschaft in ihren Dienst und diente ihnen wieder.

1807468

Vom Reichsregiment wurde nichts erwartet, war auch nichts zu erwarten; es war genug, daß es nichts wider die Reformation that und beschloß, und sofort entfaltete diese allüberall ihre Fruchtbarkeit und ihren Segen.

Einen Einblick gewährt Nürnberg, wo den 14. Januar 1524 ein Reichstag eröffnet wurde. Der neue Pabst, Klemens VII., ein Vetter Leos X., trat entschiedner auf, als sein den 14. September 1523 verstorbner Vorgänger. Unter den Augen des Legaten Campeggi, der, in Augsburg verspottet, in Nürnberg ohne alle Cerimonie einzog, ward das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert; Tausende nahmen daran theil, auch Mitglieder des Reichsregiments, sogar des Erzherzogs Ferdinand Schwester, Isabelle, Königin von Dänemark. In den Predigten wurde der Pabst ohne Scheu der Antichrist genannt.

Dem gegenüber gewannen die Herzöge von Baiern den Erzherzog und mehrere Bischöfe, auch vom Oberrhein, zu einem Bündniß. Ende Mai fanden sich diese in Regensburg zusammen, einigten sich in einzelnen reformirenden Bestimmungen, die nur auf den niedern Klerus und Äußerlichkeiten sich bezogen. So riß ein Theil Deutschlands von der Reformationsbewegung sich los. Noch ward den Evangelischen gesagt, man werde ihnen das Evangelium um die Ohren blauen, daß sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen sollten. Diesen Worten entsprechen auch die grausamen Verfolgungen, die nun in den Gebieten der Verbündeten stattfanden.

Kräftiger, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit, traten nun Fürsten und Städte für die Reformation auf.

4. Karlstadt (1524).

Luther hatte den gewaltsamen Ausbruch und Umsturz der Bilderstürmer in Wittenberg überwunden und die Freude erlebt, wie die Reformation überall guten Boden fand und kräftig sich entwikkelte ohne Gewalt. Aber wie sich eine Gegenreformation verbreitete, schlich der revolutionäre Sinn weiter und sammelte sich zu neuem Durchbruch.

Karlstadt war im Anfang, als die Ruhe in Wittenberg wiederhergestellt war, ruhig geblieben. Er hatte während Luthers Abwesenheit auf der Wartburg plötzlich, ein neuer Meister, an Luthers Statt Reformator werden wollen; mit Professur und Archidiakonat hatte dieser ehrgeizige, eitle Mann nicht genug. Vor Luthers überwältigender Macht hatte er freilich zurüktreten müssen. Luther, der seine Empfindlichkeit kannte, behandelte ihn großmüthig nach dem Sieg, wie er ihn während des Kampfs außerordentlich geschont, kaum einmal genannt hatte, obwol er einer der schlimmsten Unruhstifter gewesen. Aber stärker, als das Gefühl der Beschämung und Uebereilung, war in Karlstadt der beleidigte Stolz und der Druk, zurüktreten zu müssen. Feig und unwahr, wie er war, schrieb er gegen Emser, meinte aber Luther. Dieser setzte sich hochherzig darüber hinweg, ruhig abwartend, was er wol thun oder was aus ihm noch werden würde.

Karlstadts Vorlesungen wurden sehr gut besucht, aber er hielt sie nicht regelmäßig. Oefter ging er zu seinem Schwiegervater aufs Land, kaufte sich auch ein Gütchen und spielte den Bauer. Bei einer Doktorpromotion, die er von Amtswegen zu vollziehn hatte, erklärte er, er handle klüglich, weil sie ihm zwei Gulden einbringe, gegen die Schrift, weil Niemand Doktor oder Meister heißen solle in

Gottes Reich. Plötzlich nannte er sich auf einer erbaulichen Schrift nicht mehr Doktor, sondern „ein neuer Tag". Mit Thomas Münzer, der sich in Allstedt aufhielt, stand er in brieflichem Verkehr.

Noch im Jahre 1523 ging er nach Orlamünde. Die Einkünfte dieser Pfarrei waren dem Archidiakonus in Wittenberg zugewiesen; die Geschäfte derselben besorgte ein Vikar, damals Konrad Glükk. Dieser war mit der Gemeinde zerfallen. Das benutzte Karlstadt; er ließ sich von den Bürgern zum Pfarrer wählen. Nun warf er die Bilder aus der Kirche und richtete den Gottesdienst nach seinen Grundsätzen ein. Seine Praxis war alttestamentlich; er eiferte für den Sabbath, rieth sogar einem Manne zwei Frauen zu nehmen, wie Abraham, Jakob; Luther dachte, er werde die Beschneidung einführen. Doch that er auch alles Priesterliche ab, ging im grauen Rokk mit Filzhut und ließ sich Bruder Andres nennen. Auf kirchlichem Gebiet war er Revolutionär: der Obrigkeit bedürfe man nicht zur Reformation, jede Gemeinde, klein oder groß, habe für sich zuzusehn, was recht sei, und auf Niemand zu warten. Mit Hilfe seines Freundes, des Pfarrers Martin Reinhart in Jena, errichtete er dort eine Druckerei und eröffnete eine gegen Luther und sein Werk feindselige Schriftstellerei.

Die Universität forderte Juni 1524 Karlstadt auf, nach Wittenberg zurükkzukehren; er blieb in Orlamünde. Weiter ging er nicht; zu einem gewaltsamen Angriff auf die Obrigkeit ließ er sich auch durch Münzer nicht verleiten, sagte sich sogar nun von ihm los; nur auf kirchlichem Gebiete hielt er Selbsthilfe für berechtigt.

Nun sandte der Kurfürst Luther nach Orlamünde zu

gütlichen Verhandlungen. Luther kam den 21. August nach Jena, predigte Tags darauf wider Schwärmer, Bilderstürmer, Aufruhr, ohne Karlstadt zu nennen. Dieser hatte die Predigt gehört, begehrte eine Unterredung mit Luther. Luther lud ihn zu sich in seine Herberge; da saß er mit seinen Gästen zu Tische; er setzte Karlstadt sich gegenüber. Er beschwerte sich, Luther habe gegen ihn gepredigt; Luther entgegnete, er habe ihn nicht genannt; fühle er sich getroffen, so sei das seine Sache; die Orlamünder hätten ihm einen groben Brief geschrieben, dessen Urheber wol Karlstadt sei. Dieser beschuldigte nun Luthern, er lehre falsch vom Sakrament. Luther forderte ihn auf, wider ihn zu schreiben, aber öffentlich, nicht heimlich. „Wenns Euch so jach danach ist, solls Euch zu Theil werden", sagt Karlstadt. Luther erklärt: „Thuts, ich will Euch einen Gulden drauf geben"; er zieht einen Goldgulden hervor und gibt ihn Karlstadt mit den Worten: „Nehmt ihn hin, greift mich tapfer an, frisch auf mich." Karlstadt nimmt den Gulden, gibt Luthern die Hand, Luther trinkt ihm darauf zu und Karlstadt thut Bescheid und bittet, ihn nur nicht zu verfolgen oder seine Nahrung zu hindern, die er vom Pfluge haben werde. —

Luther ging über Kahla. Hier erkannte er Karlstadts Entschluß. Luther predigte hier; auf der Kanzel fand er ein zerbrochnes Kruzifix: bewegt schob er die Stükke auf einen Haufen und that dann eine lehrhafte Predigt mit treuer Warnung, Glauben und gut Gewissen sich zu bewahren, ohne mit einem Wort des Frevels zu gedenken.

In Orlamünde hatte Luther mit dem Rath und der Gemeinde einen harten Stand. Es war Ende August. Die Leute kamen vom Erntefeld in die Stadt. Luther machte

ihnen Vorstellungen über ihren unziemlichen Brief; da ka[illegible] Karlstadt dazu; Luther fordert ihn auf, zu gehn; er w[illegible] nicht; nun befiehlt Luther, wegzugehn, sonst gehe e[illegible] Da ging Karlstadt. Luther begann nun, über den Bilder[illegible] sturm zu reden. Die Bürger entgegneten mit Karlstadt[illegible] Gründen, allmälig immer frecher, ihn duzend. Luthe[illegible] richtete nichts aus, war froh, daß er nicht mit Steinen und Dreck geworfen ward; er hörte, wie sie ihm nachschrieen: „Fahr hin in tausend Teufel Namen, daß Du den Hals brächest, ehe Du zur Stadt hinauskommst.“ —

Karlstadt schrieb nun gegen Luther. Gleichzeitig aber verklagte er mit der Gemeinde Luthern beim Kurfürsten. Daher ging dem milden Friedrich dem Weisen die Geduld aus: er verbannte Karlstadt aus seinem Lande. Dieser ward unter strömenden Thränen von der Gemeinde, die ihm unbedingt anhing, entlassen; er ging nach Straßburg, von wo er Luthern auf das Heftigste angriff; er unterschrieb: „Andreas Bodenstein, unverhört und unüberwunden durch Martinum Luther vertrieben.“ Kräftig vertheidigt sich Luther in der Schrift: Wider die himmlischen Propheten, im Anfang des Jahres 1525; es war für Karlstadt eine vernichtende Schrift. Mit aller Macht bekämpfte er den Rükkfall ins Judenthum; nicht Luther oder Karlstadt, aber auch nicht Moses dürfe Christum in den Hintergrund drängen; der nur schaffte ein fröhliches, friedsames Herz zu Gott. Der Pöbel, der Herr Omnes, mache mit Bilderstürmen ein Loch, um dann Mord anzurichten in der Welt. Gott aber habe die Obrigkeit gewollt, daß es ordentlich zugehe in der Welt. —

Ehe es zu dem befürchteten Kampfe mit weltlicher

Revolution kam, ward Luther in einen wissenschaftlichen Streit verwikkelt.

5. Erasmus (1524).

Dem Träger und Helden der Reformation konnte der Kampf mit dem Träger der Bildung in diesem Jahrhundert nicht erlassen werden; Beide, Luther und Erasmus, mußten sich messen.

Erasmus, der in sich, wie in einem Brennglas, alle Strahlen der damaligen Bildung, des Humanismus, auffing und wie ein leuchtender Mittelpunkt die den humanistischen Studien zugewandten Geister um sich sammelte, hatte fast zu der Zeit, da Luther mit seinen Thesen hervortrat, das neue Testament griechisch herausgegeben. Die zweite Ausgabe, nach der Luther übersetzte, erschien 1519, die dritte 1522, und nun ließ er Anmerkungen und Paraphrasen dazu folgen, in klarer, schöner Sprache. So entfremdete er die strebenden Zeitgenossen der Geschmacklosigkeit der Theologen, begeisterte junge Talente für die Ursprache des neuen Testaments; auch geißelte er mit bittrer Satyre und scharfem Witz Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der Mönche. Groß waren in dieser Beziehung seine Verdienste um die Reformation.

Luther erkannte das voll an. Aber seit 1517 verliert er am Vertrauen zu ihm; das Menschliche ist dem Erasmus gewaltiger, als das Göttliche.

Auch Erasmus war Luthern anfangs günstig; aber Luthers derbe, energische, rükksichtslos und schonungslos durchbrechende Kampfesart war ihm unangenehmer, als die Mißbräuche, die er bekämpfte. Auch mochte es ihn verletzen, daß vor Luther, der alles Interesse bei Freund und

Feind in Anſprach nahm, er, der 16 Jahre ältre Mann, in den Schatten trat. Es fielen hin und her ſpitze Worte wider Luther.

Das fühlte Luther; aber er wollte dem allerberedteſten Erasmus freundlich begegnen, keine Veranlaſſung geben, wider ihn etwas vorzunehmen. Das wünſchten der Pabſt Hadrian, Heinrich von England, Erasmus' beſondre Gönner. Dieſer wich allen Reizungen aus, wider Luther zu ſchreiben.

Ernſtlich wollte Luther Friede mit Erasmus halten. Noch 1524 ſchrieb ihm Luther treuherzig, ohne Rückhalt: „Ich habe es nicht ſo übel genommen, daß Du in etlichen Stellen Deiner Bücher, um bei den Papiſten Gunſt zu verdienen, mich etwas beißend durchgezogen haſt, da ich wohl ſehe, daß Dir nicht der Muth und Sinn von Gott gegeben ſei, um den Ungeheuern, mit denen ichs zu thun habe, frei und getroſt mit mir entgegenzutreten." Zum Schluſſe bittet er ihn, nur als Zuſchauer bei dem Trauerſpiele ſitzen zu wollen und ſeine Truppen nicht zu denen der Feinde ſtoßen zu laſſen. Das gab den Ausſchlag.

Mit vornehmer Kälte antwortete Erasmus im Mai, und bald darauf erſchien ſeine Schrift vom freien Willen. Er hatte der Schmeichelei der Großen nicht widerſtehn können und darüber ſelbſt ſeinen freien Willen verloren. Merkwürdig iſt, daß der kampfesmuthige Held die Eintracht wünſcht und der Mann des Friedens, der bedenkliche, ſcheue Gelehrte, den Kampf beginnt.

Das ließ ſich von Erasmus erwarten, daß er nicht Äußerlichkeiten, Nebendinge zum Gegenſtand ſeiner Streitſchrift wider die Reformation machen werde. Er griff ſie im eigentlichſten Mittelpunkt an; er griff Luthern ans Herz.

Luther las Erasmus' Schrift ganz und genau; er erkannte ihre Bedeutung. Aber sie ekelte ihn an, wie keine andre: Erasmus meinte hin und wieder, man solle ihn nirgends halten und fassen können, er sei schlüpfriger, wie ein Aal, wolle auf Eiern gehn und doch keins zertreten, sagen und doch nicht sagen, schließen und doch nicht schließen. Er wollte nicht antworten; das Buch sei zu schwach. Aber um des Erasmus Person und seiner Geltung willen that er es endlich und sagts ihm: „Du führst also lose Gerede und Argumente, daß ich mein Lebelang kaum ein loser, blöder oder schwächer Buch vom freien Willen gesehn habe, ausgenommen die zierlichen geschmückten Worte, die da nur wenig hier thun."

Luthers Schrift, daß der freie Wille nichts sei, erschien erst Ende des Jahres 1525; gewaltig und tiefsinnig redete hier Luther von Gottes Wirksamkeit, die ihm Alles ist; von ihr wird der Mensch ergriffen, geleitet; ohne Ihn kann er nichts thun, nicht etwas, nicht wenig, sondern — nichts. Offenbar sei Gottes gnädiger Wille, daß allen Menschen geholfen werde; aber er sei noch ein verborgner, heimlicher Wille Gottes, den man schweigend anbeten müsse.

Erasmus galt bei Luther als ein vollkommen Ebenbild des Spötters Lukian und des Lebemanns Epikur. Als Erasmus bitter und gereizt antwortete, blieb Luther still und ruhig; diesem war jener als unwahrer Charakter verächtlich, so hoch er seine Talente geschätzt hat.

Die in Erasmus auftretende Geistesbildung und Wissenschaft brachte es eben nicht bis zu einer sittlichen That von reformatorischer Art und Geltung, während Karlstadt und seine Anhänger neben der Reformation vorbei auf kirchlichem Gebiete in revolutionäres Treiben verfielen. An

dieſes aber ſchloß ſich noch Aufruhr gegen die welt Obrigkeit, für welche Luther zu derſelben Zeit kr eintrat.

6. Der Bauernkrieg (1525).

Es wäre ein Wunder geweſen, wenn Aufruhr geblieben wäre.

Alles war in Gährung, Alles wankte. Auf k lichem Gebiete hatte eine Umwälzung begonnen; die geiſt Obrigkeit war als widerchriſtlich erkannt, das römiſche ward abgeſchüttelt. Die Forſchungen der Wiſſenſcha drängten auf Aendrung des Beſtehenden. Die Stände Reichs waren wider einander, zum Theil wider Kaiſer. Warum konnte nicht auch die weltliche Obri bedroht werden?

Unzufriedenheit bewegte auch den Bauernſtand längrer Zeit. Schon im vorigen Jahrhundert, auch dieſem war es ſchon zu Unruhen gekommen (1502 1514).

Jetzt unterſtützte die Schwärmerei, welche Alt- Neuteſtamentliches vermiſchte, den grollenden Volksg In Eiſenach kam der Ruf auf: „Keine Zinſen!“ Straßburg hieß es: „Der Zehnten iſt durch das Teſtament aufgehoben.“ Die Ständeunterſchiede ſo vor dem Evangelium ſchwinden, das Alle für Kinder e Vaters erkläre.

Thomas Münzer, ein Mann von heißem Kopf kaltem Herzen, ein feuriger Volksredner, der von Zwi nach Böhmen geflohen war, brachte die czechiſche Lei ſchaft der Huſſiten mit und wollte ein Reich der Glaub aufrichten, und zwar mit Gewalt.

Es erschienen die 12 Artikel. Sie enthalten dreierlei Ansprüche. Zuerst treten die kirchlich reformirenden Bestrebungen auf: sie wollen die Geistlichen selbst wählen und absetzen, nur den großen Zehnten geben und nicht mehr Leibeigne sein. Die zweite Abtheilung fordert Freiheit der Jagd, des Fischfangs, des Waldes und Minderung der Frohnen. Endlich Abstellung einiger neuer Lasten und Strafen. Mit der Forderung der Prüfung dieser Artikel nach der Schrift und der Zusage, abthun zu wollen, worin sie geirrt haben, schließen dieselben.

Mitte des Jahres 1524 begann der Bauernaufstand im Schwarzwald, wo die schwarz-roth-weiße Fahne vorkommt. Dann besonders seit 1525 in Kempten, im Allgau, am Bodensee, in Franken, am Rhein, Westfalen, Oesterreich, Salzburg, Thüringen. Den Bauern schlossen sich, theilweise gezwungen, erst die kleinen, dann auch größre Städte an. Für Thüringen ward Mühlhausen von Münzer zum Sitz erwählt.

Luther hatte sich weder von der Ritterschaft unter Sickingens Führung, noch von den Fürsten in Worms zu politischen Unternehmungen fortreißen lassen; noch weniger focht ihn die Bewegung der Bauern unter Münzers Leitung an. Er warnte die Reichsstadt vor dem falschen Propheten, der in Schafskleidern einhergehe, aber inwendig ein reißender Wolf sei. Seinen Kurfürsten und Herzog Johann mahnte er, dem Unfug zu wehren und dem Aufruhr zuvorzukommen; es sei ihre Schuldigkeit und Pflicht; sie müßten sagen: „Die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande hinaus."

Münzer schrieb wider das geistliche, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg, nannte Luthern Jungfer Martin, keusche

babyloniſche Frau, Doktor Ludibrii (des Hohns), Doktor Lügner, Fürſtenheuchler, tükkiſcher Kukkrabe u. ſ. w.

Luther ließ ſich nicht abhalten, mit einer Ermahnung zum Frieden, auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben, noch einen Verſuch zu machen, den Aufruhr in Thüringen aufzuhalten; weil ſie Belehrung aus der Schrift begehrten und auf ihn ſich beriefen, ſo wollte ers nicht unterlaſſen. Zuerſt hat er die Fürſten und Herren ernſtlich ermahnt, freundlich und billig zu ſein. Sodann wendet er ſich an die Bauern, es ſei nicht zu ſcherzen, es gelte Leib und Seele ewiglich: wer der Ordnung Gottes widerſtrebt, wird Verdammniß überkommen. Am Schluß weiſt er die Herren auf das gewaltſame Ende der Tyrannen, und die Bauern, daß durchs Schwert umkomme, wer es nimmt, und räth zu gütlicher Verhandlung vor einem Schiedsgerichte.

Auch hat er, vom Grafen Mansfeld gleich nach Oſtern, Ende April, gerufen, um eine Schule in Eisleben einzurichten und zur Ruhe und Gehorſam zu helfen, dieſe Reiſe benutzt und in Nordhauſen, Erfurt, Weimar, Orlamünde, Kahla, Jena, oft nicht ohne Gefahr des Leibes und Lebens, gepredigt, um den Aufruhr zu ſtillen.

Vergeblich. Münzers Rede verfing mehr bei dem Volke. „Gott“ — ſchrieb er dem Grafen von Mansfeld, den er als einen Bruder mit Du anredet, „hat die Gewalt der Gemeinde gegeben, an Deine lahme, ſchaale Fratze werden wir uns nichts kehren und wider Dich fechten, wie wider einen Erzfeind des Chriſtenthums.“ Den Bergleuten Mansfelds hat er geſchrieben: „Das ganze Deutſch-, Franzöſiſch- und Welſchland iſt wach, der Meiſter will ein Spiel machen, die Böſewichter müſſen dran. . . Nun

dran, dran, dran! . . es ist Zeit! . . dran, dran, dran! Laßt Euch nicht erbarmen! . . Seht nicht an den Jammer der Gottlosen! . . Laßt Euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden."

Die Bauern brachen los. Bei einem Trinkgelag sammelten sie sich, dann gings ans Zerstören von Schlössern und Klöstern, an Brennen, Rauben und Morden. Es sollte das Unkraut ausgerauft werden aus dem Weingarten Gottes in der Zeit der Ernte; sie wollten die faulen Christen ausrotten, da's die Fürsten nicht thun wollten.

Luther konnte nicht ruhig zusehn. Schon 1522 erklärte er, es zu halten und halten zu wollen mit dem Theil, der Aufruhr leidet, wie ungerechte Sache er immer haben möge, und zuwider sein dem Theil, der Aufruhr macht, wie gerechte Sache er immer habe. Erregt und entrüstet trat er nun mit der furchtbar, zum Theil maßlos strengen Schrift wider die raüberischen und mörderischen Bauern auf im Mai 1525. Ihm war Aufruhr das unnatürlichste Thun, das greulichste Uebel. Er fordert die Obrigkeit auf, schonungslos die Aufrührer niederzuschlagen; der Aufruhr sei unerträglich. Später rechtfertigt er seine Strenge in einem Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern. Er weist auf die Gefahr für Gottes Wort und Sakrament, für Ordnung und Recht hin; die unbarmherzig und grausam angefangen, hätten nicht für sich Barmherzigkeit fordern können.

Die Fürsten von Hessen und Sachsen warfen den Aufruhr nieder; am 15. Mai 1525 wurden die Bauern bei Frankenhausen völlig geschlagen, Thomas Münzer gefangen und dann enthauptet. Leider wurden die Aufstände nicht blos im

Blute der Anführer und Irregeleiteten erstickt, sondern insbesondre in andern Gauen jede Grausamkeit der Aufständischen mit zwei- und dreifacher Grausamkeit von den Siegern vergolten. Entrüstet hat Luther darüber geklagt: „Ich habe es leider besorgt: würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt, würden aber solche unchristliche, blutdürstige Tyrannen wieder Herren, so würde des Teufels Mutter Aebtissin." Seine Freude aber war, die gefährdete Reformation ging nun ruhig ihren Lauf weiter, die verderbliche Revolution ward unterdrückt.

7. Luthers Verheirathung (1525).

Einen größren Wechsel von Gemüthsbewegungen, als Luther im Jahre 1525 erfahren hat, kanns nicht leicht geben. Nicht blos die Hoffnung, es werde auf Grund der im Ganzen billigen Forderungen der Bauern eine gütliche Verhandlung zu einem guten Ende führen, wurde getäuscht, auch die anstrengende und gefahrvolle Predigt in Thüringen umher war vergeblich, da der Aufstand losbrach. Darüber empfand Luther die tiefste Entrüstung; sein ganzes Wesen fühlte sich durch die Empörung empört. In diesen Schmerz mischte sich die Trauer kindlicher Dankbarkeit, als der ihm treue Landesvater, der Kurfürst Friedrich der Weise, den 5. Mai starb; „er war ein Kind des Friedens und in Frieden ist er gestorben", wie sein Arzt am Sterbebette noch ausrief. Bei der Bestattung hielt Luther zwei Predigten. Johann der Beständige, der seinem Bruder folgte, ward eine feste Stütze für Luther.

Vier Wochen nach des Kurfürsten Tod und dem Sieg der Fürsten über die Bauern war Luther Ehemann, zur Ueberraschung aller seiner Freunde.

Am 7. April 1523 hatten zwei achtbare Bürger Torgaus, Leonhard Koppe und Wolf Tommitzsch, neun Nonnen aus dem Kloster Nimbschen bei Grimma auf ihrem Gefährt vor das Augustinerkloster in Wittenberg gebracht. Magdalene Staupitz, Elisabeth von Kanitz, Margarethe und Katharina Zeschau, Lanete von Gölis, Ave Große, Ave und Margarethe von Schönfeld, Katharina von Bora hatten durch Lesen in der Bibel gefunden, das klösterliche Leben stehe mit dem christlichen in Widerspruch; an ihre Eltern hatten sie sich zunächst gewendet; diese wiesen unwillig die Bitte zurück, sie aus dem Kloster zu nehmen. Nun gelobten sie, sich nicht zu trennen und „mit aller Zucht und Ehre an redliche Stätte und Orte zu kommen". Es gelang ihnen; sie waren in Wittenberg. Luther brachte sie alle unter, Katharina von Bora bei dem Stadtschreiber. Er schien an ihr ein Interesse zu haben; aber an Heirathen dachte er nicht.

Die Mönchskutte legte er nach 1524 ab und zog den Predigerrock an, zu dem der Kurfürst ihm schwarzes Tuch geschenkt hatte. Auch das Kloster zu verlassen, war sein Wille; der Prior, der allein außer ihm noch dasselbe bewohnte, wollte auch abziehn. Beide wollten es dem Kurfürsten übergeben.

Von der Wartburg noch hatte er geschrieben, er ließe sich keine Frau aufdringen. Er machte Versuche, Katharina zu verheirathen, zuerst an Dr. Baumgärtner in Nürnberg; der schlug sie aus; — dann an Dr. Glatz in Orlamünde; den schlug sie aus und erklärte Amsdorfen, ihn oder Luthern zu nehmen, werde sie sich nicht weigern. Luther dachte nicht daran; er hielt sie für stolz und hoffährtig, obwohl ihre Familie verarmt war.

Anfang Juni noch schreibt er dem Erzbischof von Mainz, er möge doch heirathen, und theilt ihm mit, auf dem Todbette werde auch er sich ein Mägdlein antrauen lassen, und fügte hinzu: „Wenn meine Ehe Ew. Kurfürstlichen Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollte ich gern bald bereit sein, Ew. Kurfürstlichen Gnaden zum Exempel vorherzutreten.“ Er dachte die göttliche Stiftung der Ehe und die Heiligkeit dieses Standes auch thatsächlich zur Anerkennung zu bringen. Nicht ohne Eindruck blieb der Wunsch seines Vaters, er möge in den Ehestand treten.

Luthern reizte wol gerade hier der Widerspruch. Sein Freund Schurff sagte: „Wenn dieser Mönch sich verheirathet, so wird die ganze Welt, ja der Teufel selbst, in ein Hohngelächter ausbrechen, und er wird sein angefangnes Werk zu Grunde richten.“ Da hat er nun kühn geantwortet: „Seis drum, ich thus, der Welt und dem Teufel zum Possen, meinem alten Vater zu Freude, ich heirathe Katharina.“

Der schnell gefaßte Entschluß ward ebenso schnell ausgeführt. Am 13. Juni geht er mit Lukas Kranach, um um Katharina zu werben; Tags darauf wird er in der Stille durch Bugenhagen getraut. Das Hochzeitsmahl wird erst den 27. Juni gefeiert. Der rasche Eintritt in den Ehestand war nicht in Uebereilung, Unbedachtsamkeit, Ungeduld, sondern in dem Beschluß begründet, allen bösen Zungen und Verläumdern jedes verderbliche Dreinreden abzuschneiden.

Ein ausgetretner Mönch hat eine davongelaufne Nonne geheirathet und Beide führen nun in dem verlassnen Augustinerkloster ihren Ehe- und Hausstand zum Aerger der Päbstlichen, zum Segen des Volkes.

Der Reformator hat, wie der Apostel Paulus, der die Ehe mit dem Bunde Christi und Seiner Gemeinde verglich, das Wesen des Ehestandes tief gefaßt, aber vor dem Apostel das voraus, daß er das Bild eines Eheherrn und eines Familienvaters und in einem 21jährigen Ehestande das Bild einer christlichen Ehe, einer evangelischen Familie gegeben hat, welches ein Vorbild ward für Viele und klar zeigte, wie gerade das Haus deutsche Bildung, Sitte und Frömmigkeit pflegt.

Am Schluß dieser Lebensperiode voll gewaltiger, das fromme und deutsche Gemüth Luthers tief erschütternder Kämpfe gegen revolutionäre Bewegungen, welche das Werk der Reformation sehr gefährdeten, fand er Ruhe und Frieden in schöner Häuslichkeit und glücklichem Familienleben.

IV. Kirchenordnung.

1. Der Uebergang (1526. 1527).

Als Ehemann und gesegnetes Familienhaupt trat Luther in diesen letzten Abschnitt seines Lebens. Er rühmte, ein fromm getreues Weib zu haben, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf; „sie verdirbt mir nichts".

Katharina hatte etwas Resolutes; ihr Selbstgefühl war nicht schwächlich. Luther nannte sie in treffendem Humor: „Herr Käthe", „dominus Ketha", auch „Meus Ketha". Sie war viel um ihn, unterbrach ihn mit Fragen bei seinen Arbeiten, bestellte, wenn er an seine Freunde schrieb, Grüße, denen oft ein Rath, oder Ermahnung, oder launige Bemerkung beigefügt war.

Dabei ward sie aber eine tüchtige Hausfrau, die vortrefflich verstand, sich und ihre Wirthschaft einzurichten. Einmal hat diese emsige, praktische Katharina sich unzufrieden über das viele Bibellesen ausgesprochen, Gott wolle nur, daß man darnach handle. Da hat Luther seufzend gesagt: „So fängt der Ueberdruß an Gottes Wort an; es werden

neue Bücher kommen und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen."

Den 7. Juni 1525 wurde Luthern ein Sohn geboren, den er Johannes nannte; dem Erstgebornen folgten noch fünf Kinder, von denen nur zwei, eins im ersten, das andre, Magdalena, im 14. Lebensjahre, noch vor ihm starben.

Ob nicht die glükkliche Häuslichkeit Luthern bewegte, den Versuch zu machen, 1526, ob er nicht mit Heinrich VIII. von England und dem Herzog Georg sich versöhnen könne! Er schrieb an Beide in treuherziger Demuth. Beide antworteten ihm feindselig, Herzog Georg bei aller Bitterkeit jedoch mannhaft. Luther klagte: „Ich bin und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich glaube, mich so führen und leiten zu lassen, solchen Junkern zu hofiren!" —

Die Ruhe nach den heftigen Kämpfen benutzte Luther zur Bearbeitung alttestamentlicher Schriften; er ließ das 5. Buch Moses ganz, das zweite zur Hälfte, den Propheten Habakuk und einige Psalmen, die er theils in Predigten, theils in Vorlesungen behandelt hatte, als Lehr- und Trostschriften erscheinen.

Jetzt erschien auch das köstliche Büchlein: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können. Bei einzelnen Exemplaren wurde Luthers Name und Wittenberg, wo es gedrukkt ward, weggelassen. Solch ein Exemplar kam in Herzog Georgs Hände. Triumphirend sagt er dem Maler Lukas, der ihm damals in Dresden diente, er rühme immer seinen Mönch in Wittenberg, der allein so gelehrt sei und allein gut deutsch reden und schreiben könne, hier ist ein Büchlein, so gut und besser, als es der Luther nimmer könne. Lukas siehts an, sagt, das sei ja vom Luther, hier habe er sein Exemplar, das Luther ihm gegeben,

Da fuhr Herzog Georg heraus und schalt: „Ist doch schade, daß ein solch heilloser Mönch so ein gutes Büchlein hat machen sollen!“ —

Für Luther ward 1527 ein rechtes Leidensjahr.

Der ihm sehr liebe Leonhard Kaiser, der nach Baiern eilte, um seinen todtkranken Vater noch einmal zu sehn, ward wegen seiner evangelischen Gesinnung in Passau gefangen gesetzt und starb den 16. August als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen. In Landsberg hat der Herzog von Baiern neun evangelische Männer zum Tode im Feuer und in München gar 29 zum Tode im Wasser verdammen lassen.

Der Pfarrer Winkler, der in Halle das Evangelium predigte und das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichte, ward vom Erzbischof Albrecht zur Verantwortung gefordert und auf der Reise von Meuchelmördern umgebracht. Auch in Köln brannten Scheiterhaufen.

Das waren traurige Veranlassungen zu Trostschriften.

Luther selbst war Monate an Leib und Seele leidend, bis zum Tode betrübt, aufs Sterben gefaßt.

Nun brach gar noch die Pest in Wittenberg aus. Der Kurfürst verlegt die Universität nach Jena. Luther blieb trotz des Kurfürsten Mahnung. Er schrieb: Antwort auf die Frag: ob man vor dem Sterben fliehen möge? Er forderte von Jedem, zu bleiben, wenn der Beruf es so mit sich bringe. Als Pastor Wittenbergs blieb er. Im November war sein Haus ein Hospital. Aber Gott machte es gnädig mit Wittenberg und bewahrte Luthers Familie vor einem Todesfall, daß er sehr fröhlich ward.

2. Die Visitation (1528).

Der Kurfürst Johann ordnete nun eine Visitation in seinen Landen an. Er hatte bereits den 16. August 1525 die Geistlichen in Weimar angewiesen, das lautre Wort Gottes ohne allen menschlichen Zusatz zu predigen. Seit dem Mai ordinirte man schon in Wittenberg evangelische Geistliche.

Förderlich waren die politischen Verhältnisse.

Kaiser Karl rechnete mit der kirchlichen Bewegung. Als es sich um den Bund mit dem Pabst handelte, 1521, nahm er eine drohende Stellung gegen Luther und erließ das Wormser Edikt. Sobald er Sieger geworden, der Pabst Klemens VII. wegen der wachsenden Macht des Kaisers besorgt ward und mit König Franz I. einen Bund machte, ließ er die Evangelischen gewähren, zumal Soliman mit großem Heer Ungarn und Deutschland bedrohte. Er bedurfte der Deutschen; sie waren wider den Pabst und das römische Reich: mit ihnen eroberte er 1527 Rom.

Der Reichstag in Augsburg, 1525 im Dezember, blieb unvollzählig; er ward für 1526 nach Speier verlegt. Da kamen die Stände zu dem Beschluß, „ein jeder Stand solle so leben, regieren und es halten, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getraue".

Darauf gründet sich die Ausbildung der Landeskirchen in Deutschland.

Bei dem Fortgang der „verdammten lutherischen Lehre" hatten sich die katholischen Stände vereinigt. Ihnen gegenüber vereinigten sich aber auch unter dem Kurfürsten Johann und dem Landgrafen Philipp die evangelisch Gesinnten.

Die Lage des Hessen war durch die es umgebenden geistlichen Gebiete gefährdet; der Sachse habe eigentlich die Kur verwirkt, wurde schon hin und her gemunkelt.

In Hessen wurde im Oktober 1526 eine Synode von geistlichen und weltlichen Landständen zu Homburg abgehalten. Franz Lambert von Avignon, durch Zwingli bekehrt, aber in Wittenberg durch Luther weiter gebildet, leitete den Landgrafen. Man beschloß, eine christliche Kirche zu bilden, die aus lauter Gläubigen bestehe. Auf den hier zur Geltung kommenden Ideen beruht die französische, schottische und amerikanische Kirche; diese entstanden im Kampf mit der Staatsgewalt. Hier ist ein demokratischer Zug.

Luther hatte es mit andern Verhältnissen zu thun.

Er hatte zwar den Kern des Christenthums in der sündenvergebenden Gnade Gottes empfunden, erkannt, erfahren und bewahrt, und zwar im Kerne des Menschenwesens, dem Gewissen. Die Sünde, die ein Zwiespalt des Menschen mit Gott ist, erweitert diesen Zwiespalt, bringt ihn in den Menschen, sein Wesen und sein Leben, und schafft Verderben wie nach innen und für Ewigkeit, so auch nach außen und für die Zeit. Ohne Christus, den Erlöser von der Sünde, gibts kein Heil. Das Christenthum war Luthern nicht blos ein religiöses Ding, sondern eine Weltmacht, die wie ins Herz, so in alle Lebenskreise Segen bringt, erst ein Verhältniß zwischen Gott und Menschen schafft, dann aber das Verhalten im Einzelnen und im Ganzen ordnet. Das war ja eben Luthers größter Ruhm, das Christenthum im gemeinen Leben, für Obrigkeit und Unterthanen, für das Haus mit Eltern, Kindern und Gesinde, für Stadt und Land mit den Schulen lebendig zu machen.

Da trat bei dem deutschen Manne nun die Liebe zu seinem Volke hervor; ihn jammerte des Volkes. Was er nun für das Evangelium that, wurde eine That für sein Volk. Mit wahrer Herzensfreude sah Luther die Aufnahme und den Fortgnng seines reformatorischen Thuns. Natürlich brach aus seiner Liebe zum Evangelium und zu seinem Volke ein heftiger Zorn mit der vollen Leidenschaft seines Herzens hervor, wo er das reformatorische Wirken gehemmt, oder verunstaltet und gefährdet sah. Bis zum Jahre 1524 konnte er hoffen, daß ganz Deutschland an dem Segen der Reformation Theil haben wolle. Das ward durch die feindselige Vereinigung der katholischen Stände anders. Nun lag der Reichstagsabschied von Speier vor, der den einzelnen Reichsständen diese Angelegenheit überwies. Da setzt nun Luther ein. Er sah, daß päbstlicher und geistlicher Zwang aus war, Klöster verlassen waren, die Bauern schlechterdings nichts mehr geben wollten, der Adel nach dem Klostergut lüstern war, selbst papistische Junker in diesem Punkte lutherischer wären, als die Lutherischen; er hörte, daß evangelische Pfarrer allenthalben über alle Maßen klagten. Es mußte Ordnung geschafft werden. Da drang Luther eines Tags in des Kurfürsten Kabinet, als dieser in Wittenberg war, und machte ihm ernstlich Vorstellung, der Sache sich anzunehmen; dem Kurprinzen Johann Friedrich hatte er vor der Thür davon gesagt. Luther hielt es für Pflicht der von Gott geordneten Obrigkeit, einzugreifen und etliche tüchtige Personen zu erwählen, welche Prüfung und Ordnung der kirchlichen Verhältnisse vornähmen; doch hielt er die Kirche für ein göttliches Institut, an dem eine weltliche Macht sich nicht vergreifen dürfe.

So ward die Kirchenvisitation angeordnet. Melanthon setzte den Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf. Luther billigte ihn und gab ihn mit einer Vorrede auf Befehl des Kurfürsten heraus. Das Bedürfniß der Gemeinde, die Pflanzung der evangelischen Lehre ward ins Auge gefaßt; von Polemik gegen das Pabstthum sollte abgesehn, das Herkommen möglichst geschont werden. Ohne vom wahren Christenthum abzuweichen, sollten die Gemeinden immer mehr und tiefer von demselben durchdrungen werden. Man wollte durch erledigte Pfründen und frei gewordnes Klostergut Pfarreien aufbessern, Schulen gründen, Arme versorgen, oder Landesnothdurft abhelfen.

Melanthon ward 1527 zur Visitation ausgesandt. Luther ging im November 1528 in das eigentliche Kursachsen und die Meißner Aemter. Er fand meist die Pfarrer mit den Bauern einig, aber die Leute träg zum Wort und Sakrament, überall Armuth und Mangel. Ein sächsisch Bauerlein sollte einmal den Kinderglauben ansagen; es sprach: „Ich glöve in Gat Allmächtigen.“ Luther fragte, was allmächtig heiße. „Ick wes nich“, war die Antwort. „Ja, mein Mann“, sagt Luther, „ich und alle Gelehrte wissens auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist; glaub aber Du in Einfalt, daß Gott Dein treuer und lieber Vater ist, der will, kann und weiß, als der klügste Herr, Deinem Weibe und Kindern in allen Nöthen zu helfen.“ —

Die Erfahrung, wie groß die Unwissenheit der einfachsten evangelischen Lehren bei Pfarrherren und Gemeinden war, drängte Luthern, die beiden Katechismen zu schreiben, welche 1529 erschienen; der kleine, der als der kürzre, für

die Kleinen bestimmte, gewiß schwerer gewesne, wird wol erst nach dem großen verfaßt worden sein.

Wenn Luther nichts als diese zwei Katechismen dem deutschen Volke hinterlassen hätte, so könnte die ganze Christenheit ihm nicht genug danken. Der kleine Katechismus „ist eben so kindlich als tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente: nur hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut." So urtheilt der Meister der deutschen Geschichtsschreibung, Leopold von Ranke. —

So begann die evangelisch-lutherische Landeskirche in Sachsen und gleichzeitig in einigen Fürstenthümern und einer ganzen Reihe von Städten.

3. Gespräch in Marburg (1529).

Die verschiednen Landeskirchen, welche in Folge der auf dem Reichstage beschlossnen Neutralität sich gebildet hatten und bildeten, regten das Bedürfniß eines Bundes an, als die Feindseligkeit der katholischen Stände wieder auf den Reichstagen erschien.

Der jugendliche und kräftige Landgraf Philipp war vor Allen darauf bedacht, unter den evangelischen Ständen Einigung und festes Bündniß wider alle Gefahr zu schaffen.

Nöthig war es. Der Kaiser hatte den Bund mit dem Pabst wieder erneuert. Nach Speier war auf den 21. Februar 1529 ein Reichstag ausgeschrieben. Die 1527 und 1528 nach Regensburg ausgeschriebnen Reichstage waren nicht zu Stande gekommen. Nach Speier

kamen die Stände zahlreich, pünktlich. Die Katholischen hatten die Uebermacht; sie faßten einen Beschluß, der das Wormser Edikt aufnahm, alle weitren Meinungen bis auf das Konzil untersagte und die Sekten, welche dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi widersprachen, wie die Wiedertäufer, vom Frieden des Reichs ausschloß. Die Evangelischen legten gegen diesen Majoritätsbeschluß eine Protestation öffentlich den 19. April ein, der sie am 25. April die nöthige gerichtliche Form gaben. Fünf Fürsten, Kurfürst Johann an der Spitze, schlossen sich 14 Reichsstädte an, darunter Straßburg und St. Gallen.

Die Theologen hatten gegen solch Bündniß große Bedenken. Melanthon ward unruhig: die gottlose Meinung Zwinglis könne man nimmermehr vertheidigen. Luther war entschieden gegen jede Verbindung mit Zwinglis Anhängern, zu denen ja Karlstadt gehörte. So hielt nun Kurfürst Johann zurükk. Nürnberg wurde durch seine mit den Wittenbergern stimmenden Theologen bestimmt. Das Bündniß der Evangelischen, das zum Schutz der überlegnen Macht der Katholischen gegenüber nothwendig erschienen war, wurde, wenn nicht gelöst, doch durch Ausscheidung Straßburgs und andrer Stände sehr geschwächt.

Landgraf Philipp, die Seele des Bundes, machte nun den Versuch, die Spaltung zu heben: er lud Luther und Zwingli mit ihren Genossen zum Michaelisfest 1529 auf sein Schloß zu Marburg.

Die Schweizer, die den Landgrafen auf ihrer Seite wußten, kamen mit großen Hoffnungen.

Ganz anders Luther und seine Freunde. Melanthon hätte es am liebsten gesehn, der Kurfürst verbiete ihnen, nach Marburg zu gehn. Luther war dessen gewiß, daß

diese Zusammenkunft vergeblich sein werde. Der Streit wegen des Sakraments war von Karlstadt begonnen. Luther hatte wiederholt seine Meinung ausgesprochen, zuerst in der Schrift wider die himmlischen Propheten. Im Jahre 1527 ließ er eine Schrift erscheinen: Daß diese Worte Christi: das ist mein Leib, noch feststehn wider die Schwarmgeister. In dieser bekämpft er schon die Schweizer. Er hält fest, daß Christus Seiner Verheißung gemäß im Abendmahle gegenwärtig sei. Zwingli und Oekolampadius antworteten darauf. Luther gab darauf sein Bekenntniß vom Abendmahl Christi 1528, worin er „den Zwingel für einen Unchristen" hält; denn er lehre kein Stück des christlichen Glaubens recht.

Die Schweizer waren den 29. September in Marburg eingetroffen. Luther und Melanthon kamen Tags darauf an; an der Werra hatte Luther Halt gemacht und erst nach Empfang sichern Geleites in aller Form die Reise fortgesetzt.

Der Landgraf nahm seine Gäste im Schlosse auf und hielt sie fürstlich. Es war eine stattliche Versammlung trefflicher Männer: Zwingli, Oekolampadius, Butzer, Hedio, die Rathsherren Funk von Zürch, Friedrich von Basel, Jakob Sturm von Straßburg von der einen Seite und von der andern Luther, Melanthon, Jonas, Kruziger, Osiander von Nürnberg, Agrikola von Augsburg, Brenz von Hall und Amtmann von Than von Eisenach.

Am 1. Oktober wurden in privater Verhandlung vorläufige Zweifel über einige Lehren Zwinglis beseitigt. Er bekannte sich zur Gottheit Christi, zur Dreieinigkeit, zur Lehre von der Erbsünde, von der Wirksamkeit des heiligen Geistes durch Wort und Sakrament und von dem Glauben.

Zwingli, der sich von den kirchlichen Begriffen etwas zu weit entfernt hatte, kehrte zu denselben zurück. Da schwanden Luthers Bedenken gegen die Disputation über das heilige Abendmahl allein.

Die öffentlichen Versammlungen begannen Tags darauf im Schlosse; es waren wol 50—60 Männer beisammen. Viele, vom Rhein und der Schweiz herbeigeeilt, konnten nicht zugelassen werden.

Es handelte sich um das Sakrament des heiligen Abendmahls. Zwingli hielt fest, die Worte: das ist mein Leib seien soviel als: das bedeutet meinen Leib. Christi Wort: das Fleisch ist kein nütze (Joh. 6, 63), brächen Luthern den Hals; auch sei nicht denkbar, daß Christus im Brot sei, denn er habe gesagt, wo ich bin, soll mein Diener auch sein, also müsse der große Christoffel und alle Heiligen auch darin sein. Oekolampadius besänftigte, das Sakrament sei nur ein Zeichen. Dagegen hatte Luther die Worte auf die Tafel geschrieben: das ist mein Leib und wollte, noch konnte davon weichen. Wie Gott in der Welt und in Jesu die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, so läßt er die Annahme von der Inwohnung des göttlichen Elements in der christlichen Kirche und Christi Gegenwart im Abendmahle nicht fallen; da sei mit der irdischen Gabe die himmlische verbunden.

Das Gespräch ward am 3. Oktober bis zum Abend fortgesetzt. Nach heftigem Streit bat Zwingli und Oekolampadius, sie als Brüder anzuerkennen. Der Landgraf drängte auch dazu. Mit Thränen erklärte Zwingli: „Es sind keine Leut auf Erden, mit denen ich wollt lieber eins sein, denn mit den Wittenbergern.“ Luther blieb dabei: „Ihr habt einen andern Geist denn wir.“ Er könnte sie nicht für

Brüder halten, wenn sie ihre Lehre für recht hielten; er konnte nicht zugeben, daß sie eine einzige Gemeinschaft mit einander bildeten. Die Hand des Friedens und der Liebe gab er ihnen; alle harten Schriften und Worte sollten ruhn und Jeder seine Lehre vortragen ohne Feindseligkeit.

Am Ende faßten sie das Resultat in 15 Artikel, in denen sie einig waren bis auf einen Punkt des 14. Artikels: ob Christi wahrer Leib und Blut auch wirklich im Brot und Wein gegenwärtig sei, und versprachen einander christliche Liebe.

Luther hatte erkannt, die Schweizer seien so arg nicht, als er gedacht, und die Schweizer gaben die grobe Vorstellung auf, die sie von lutherischer Auffassung bisher gehabt.

Dieser Gewinn war im Grunde nicht unbedeutend.

Wegen des in der Umgegend ausgebrochnen „großen Sterbens", „des englischen Schweißes", entließ der Landgraf rasch die Versammlung.

Luther eilte zu seinem Kurfürsten, ihm Bericht zu erstatten. Die Folgen wurden bald klar. Die Marburger Artikel wurden zu einem Bekenntniß umgearbeitet, in welchem der 10. Artikel lautete: „daß der wahre Leib und Blut Christi wahrhaftiglich im Brot und Wein gegenwärtig sei und der Widertheil vorgebe, es sei eben nur Brot und Wein". Das konnten von den in Schwabach im Oktober versammelten Ständen die Gesandten von Wien und Straßburg nicht unterschreiben. Als der Kaiser immer feindseliger sich zeigte, kamen die Evangelischen im Dezember in Schmalkalden zusammen. Die Oberdeutschen stießen sich an dem Schwabacher Bekenntniß. Die Verbündeten gingen getrennt von einander. Luther, der wie von der Kirche

und Christo, auch vom Deutschen Reich und dem Kaiser dachte, bestimmte den Kurfürsten nicht blos dazu, mit Denen, die nicht ganz eines Glaubens wären, sich nicht zu verbinden, um nicht eine Lehre mit zu vertheidigen, die man nicht billige, sondern auch dazu, sich nicht zu wehren, lieber Alles zu dulden, wenn der Kaiser Gewalt brauche. Wie Sachsen, war auch Nürnberg und Brandenburg gesinnt.

Es gibt wol kaum einen gefahrdrohenden Moment, in welchem eine reinre Gewissenhaftigkeit rücksichtsloser und großartiger aufgetreten wäre.

4. Luther in Koburg (1530).

Auf den 8. April 1530 hatte der Kaiser den Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben; es sollten Maßregeln gegen die Türken und die Protestanten getroffen werden.

Dem Befehle des Kurfürsten gemäß hielt Luther in Torgau ihm eine Predigt über Matth. 10, 32: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will Ich bekennen vor Meinem himmlischen Vater", und legte mit Melanthon und Jonas 17 Artikel christlicher Lehre als Grundlage des evangelischen Bekenntnisses vor: es waren die Schwabacher, die nun die Torgauischen hießen.

Am 3. April reiste der Kurfürst mit seinen Theologen nach Weimar, feierte in der Charwoche da das heilige Abendmahl, hielt dann Ostern in Koburg. Noch schwankte er, ob er Luthern mit nach Augsburg nehmen sollte. Des noch nicht aufgehobnen Bannes und Edikts wegen ließ er ihn in Koburg und ging den 21. April mit seinen übrigen Begleitern nach Augsburg.

In dem Schlosse war Luther wohl versorgt; er gedachte aus diesem Sinai sich ein Sion zu machen. Seine

Stimmung war heiter. So schrieb er „aus dem Reichstag der Malztürken“ Ende April seinen Tischgenossen in Wittenberg: „Gleich vor unserm Fenster, — da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag, — da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken; voll und toll; da kakt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lang währen möge. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehn, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und die großen Hansen immer vor unsern Augen. Nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig und einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang; doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. — Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetscher vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafer und allerlei Korn und Getreidig und wird Mancher hier Ritter werden und große Thaten thun. — Ich halt aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einen Haufen also für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, Alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kaken für die ganze Welt.“

Von hier aus schrieb er seine Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg, eine ausgezeichnete Schrift ganz in jugendlicher Frische und ursprünglicher Kraft, voll treffenden Witzes und tiefernsten Humors.

Seine Hauptarbeit war, die Propheten zu verdeutschen, dazu mehrere Psalmen zu erklären. So kam er auch zu dem schönen Sendbrief vom Dolmetschen.

Gestört ward seine Arbeit theils durch vorübergehendes Unwohlsein, namentlich „Sausen und Donnern" im Kopf, theils durch die Kunde vom Tode seines lieben Vaters Ende Mai. „Ich freue mich nur, daß er noch diese Zeit erlebt hat, daß er das Licht der Wahrheit hat sehen können." Er tröstete sich, da er vernahm, er sei im festen Glauben an Christum sanft eingeschlafen.

Des Besuchs ward ihm zu viel; daher datirte er die Briefe, die er schrieb, „aus meiner Einöde", „aus Grubok". Doch schreibt Urbanus Rhegius, der ihn besucht hatte: „Ich habe einen ganzen Tag mit Luther, dem Manne Gottes, in Koburg zugebracht und keinen lustigren Tag in meinem ganzen Leben gehabt." Ja, solcher Besuch und Aesopi Fabeln waren für ihn gesunde Unterbrechungen.

Luther brauchte eben seine Zeit; er hatte alle Hände voll zu thun. In einem Sermon bat er Prediger, die Christum mit Treuen meinen, daß sie die Leute vermahnten, ihre Kinder zur Schule zu halten. Hier rechtfertigte er den Schulzwang mit dem Waffendienst und empfahl Stiftung von Stipendien. Da er sah, daß die Leute jetzt das heilige Sakrament so gering achteten, schrieb er eine Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unsres Herrn. Mit der Gefahr, die den Protestanten vom siegreichen Kaiser auf diesem Reichstag drohte, wuchs den Päbstlichen der Muth, daß Luther für nöthig hielt, wieder einmal die Hörner gegen sie zu kehren. Er schrieb den Widerruf vom Fegfeuer

und bald darauf von den Schlüsseln, auch von der Fürbitte der Heiligen.

Außerdem war der Briefwechsel zwischen Augsburg und Koburg sehr lebhaft und noch mehr bedeutend. Luther wirkte erhebend und kräftigend auf seinen Kurfürsten, Melanthon und die andren Genossen. Seine Stimmung bezeugt das unvergängliche Kampf- und Siegeslied: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; was er sagt, klingt in der Melodie wieder.

Der Kaiser hatte den 15. Juni einen überaus glänzenden Einzug gehalten. Sofort trat er entschieden gegen die Protestanten auf und forderte, die Predigten abzustellen sie wurden sehr gern gehört. Aber ebenso entschieden waren die evangelischen Fürsten; sie nahmen an der Fronleichnamsprozession nicht theil, da sie als Gottesdienst anzusehn sei und nicht als Hofdienst. Ihren Predigern geboten sie, still zu sein, erst als der Kaiser den Widersachern Stillschweigen zu gebieten versprochen. Solches konnten die Fürsten wohl thun, ohne die Wahrheit zu verleugnen oder der Schwäche beschuldigt zu werden, da sie im Begriff standen, vor dem Reichstag in ihrem Bekenntniß selber eine Predigt zu halten, die in Jahrhunderten nicht verstummen würde.

Melanthon überarbeitete die Schwabach-Torgauer Artikel in seiner feinen, klaren, milden Weise. Er nahm dabei keine Rükksicht auf Zwingli und dessen Anhänger, die ja einige Zugeständnisse, in Marburg gemacht, wieder hatten fallen lassen. Seine Absicht war, nicht blos gemäßigt sich auszudrükken, sondern auch dem katholischen Lehrbegriff nicht ferner zu treten, als die Wahrheit fordre. Die verschiednen evangelischen Stände hatten auch Entwürfe eines Bekenntnisses mitgebracht; sie traten aber dem sächsischen Entwurf

bei; nur die vier Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau beharrten bei ihrem Entwurf, da sie das heilige Abendmahl fast im Sinne Zwinglis faßten.

Luther hat das Bekenntniß gebilligt; es gefiel ihm sehr; er könne nicht so leise treten; scherzhaft nannte er diese Konfession geradezu „Leisetreterin".

Am 25. Juni 1530 wurde Nachmittags 4 Uhr in der engen Kapitelstube der bischöflichen Pfalz, und nicht in dem geräumigen Rathhaussaal, wo die Reichsversammlungen gehalten wurden, das Bekenntniß übergeben; die Oeffentlichkeit sollte möglichst beschränkt sein. Die sächsischen Kanzler, Dr. Brück mit dem lateinischen, Dr. Bayer mit dem deutschen Exemplar, folgten den Ständen. Auf Befehl des Kaisers sollte das lateinische, auf Einwendung des Kurfürsten Johann von Sachsen, der auf den deutschen Grund und Boden der Versammlung deutscher Stände hinwies, wurde vom Dr. Bayer die deutsche Konfession vorgelesen. Die Vorlesung währte zwei Stunden, machte auch auf die nicht evangelischen Stände einen guten, sogar tiefen Eindruck. Darauf legte Dr. Brück beide Exemplare in die Hände des Kaisers, der das deutsche dem Reichskanzler, dem Kurfürsten von Mainz, übergab, das lateinische für sich behielt.

Bis zum 3. August währte es, ehe die katholischen Theologen eine Widerlegungsschrift, die Konfutation, zu Stande gebracht, die ihren Ständen zusagte. Auf diese ließ dann später Melanthon die vortreffliche Apologie folgen.

Der Pabst hatte bereits im Juli erklärt, den Protestanten nichts nachzugeben. Der Kaiser versuchte, den päbstlichen Willen durchzusetzen.

Der Kurfürst Johann erkannte klar: entweder Gott

oder die Welt verleugnen; er zweifelte nicht, was das Beste sei. „Gott hat mich zu einem Kurfürsten des Reichs gemacht, was ich niemals werth geworden bin; er mache ferner aus mir, was Ihm gefällt.“ Er scheute nicht vor des Kaisers Gewalt. Wäre er gewichen, würden Wenige ausgehalten haben.

Herzog Ernst von Lüneburg erwarb sich den Namen des Bekenners.

Der alte Markgraf Georg von Brandenburg hatte bei der ersten Drohung des Kaisers am Anfang des Reichstags gesagt: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen.“ Er wich dem Kaiser nicht, aber auch nicht seinem katholischen Vetter, dem Kurfürst Joachim.

Fürst Wolfgang von Anhalt sagte zu Eck: „Herr Doktor, denkt Ihr auf Krieg, so werdet Ihr diesseit auch Leute finden.“

Der unerschrockne Philipp von Hessen stand mannhaft dem zürnenden Kaiser gegenüber, ritt gegen dessen Willen davon und schrieb seinen Räthen, sie möchten den Städten sagen, daß sie nicht Weiber, sondern Männer wären; es habe keine Noth, Gott sei auf ihrer Seite.

Auch die Städte schlugen Gottes Huld höher an, als des Kaisers Gnade.

In solcher muthigen Einmüthigkeit vernimmt man Luthers unerschütterten Christensinn und Mannesmuth. Selbst bei der drohenden Kriegsgefahr sah er auf den Bund des Kaisers mit dem Pabst und den Frieden des Kaisers mit dem König von Frankreich nicht ohne Ironie: „Der Herr Par ma foi (Franz von Frankreich) werde doch des Schimpfes von Pavia nicht vergessen; der Herr In

nomine domini (Klemens VII.) werde an dem zerstörten Rom keine Freude haben; ihre Eintracht mit dem Kaiser gehöre in das Kapitel Non credimus. Scherzend schreibt er an den Kanzler Brück, er habe neulich zwei Wunder gesehn: das Himmelsgewölbe ohne Pfeiler und doch so fest, und die Wassermeere in den Wolken von leichten Winden getragen.

Im Oktober kam er mit dem Kurfürsten nach Torgau zurück, getrost und tröstend. Er bewährte sein Wappen, das ihm der Kurprinz auf einen Ring hatte graviren lassen: ein Kreuz, schwarz, weil es wehe thut, in dem rothen Herzen, dessen Farbe es nicht ändert, obwol es belebend wirkt, und solch Herz voll Trost und Friede in weißer Rose, die in himmelblauer Farbe ist, da vom Himmel solche Gaben kommen; ein güldner Kranz umgibt das himmelblaue Feld, denn Gold, das köstlichste Metall, deutet auf endlose Ewigkeit und ewige Dauer. —

5. Luthers veränderte Stellung im Kampfe (1531. 1532).

Im Reichstagsabschied vom 19. November 1530 verkündigte der Kaiser den Entschluß, das Edikt von Worms nun zu vollziehn; er verwirft alle Abweichungen von demselben, sieht das Bekenntniß der Evangelischen als widerlegt an und bestimmt, daß gegen sie gerichtlich bis zur Strafe der Acht vorgegangen werde.

Der Kaiser nahm die Sache ernst. Das zeigt ein Brief des Kaisers an den Pabst, worin es heißt: „Wir kündigen Euch an, daß wir zur Vollendung dieser Sache weder Königreiche noch Herrschaften sparen, ja, daß wir Leib und Seele dabei anwenden wollen, die wir dem Dienste Gottes, des Allmächtigen, vollkommen gewidmet haben."

Das hatte etwas zu bedeuten. Der Bann des Pabstes schadet „nur der Seele", aber des Kaisers Acht greift an „Landrecht und Lehnrecht", wie der Sachsenspiegel sagt.

Deshalb traten in Schmalkalden den 22. bis 31. Dezember 1530 evangelische Fürsten und Städte zusammen und schlossen einen Bund zu gemeinschaftlicher Gegenwehr, falls sie angegriffen würden. Später schlossen sich noch mehrere nord- und süddeutsche Städte, nachdem die Reformation bei ihnen eingeführt war, dem Schmalkaldner Bunde an.

Luther nahm nun eine andre Stellung gegen den Kaiser ein. Es war ihm klar geworden, der Kaiser, von den katholischen Ständen getrieben, sei Hauptmann und Geschworner des Pabstes; er habe auch einen Eid geleistet und zu halten; die Fürsten seien Erbherren, der Kaiser nur gewählt; die Stände regierten mit ihm, er sei nicht Monarch, das Deutsche Reich Aristokratie.

In diesem Sinne schrieb Luther die Warnung an seine lieben Deutschen, die Anfangs des Jahres 1531 erschien und bald in vier Auflagen verbreitet war, auch in niederländischer Sprache. Er hofft, der liebe Kaiser Carolus werde nicht den Giftbläsern folgen und unbilligen Krieg anfangen; dabei dürfe kein Mensch sich brauchen lassen, noch dem Kaiser gehorsam sein; käme es zum Kriege, so wolle er den Theil, so sich wider die Papisten zur Wehre setze, nicht aufrührerisch schelten, sondern es gehn und geschehn lassen, als eine Nothwehr, die Armen und Bedrängten zu trösten.

Gleichzeitig erschien die verwandte Schrift: Auf das vermeinte kaiserliche Edikt nach dem Reichstag des 1530. Jahres. Kräftig vertheidigte er der Evange-

lischen Lehre und wies nachdrücklich alle Angriffe als Lästerungen ab.

Auf diese Schriften hin erhob ein Dresdner Laie in einer Schmähschrift die Anklage, die Lutherischen agitirten auf Aufruhr. Da ließ Luther sofort noch vor Ostern die Schrift wider den Meuchler zu Dresden ausgehn. Scharf war sie, auch die Fürsten, wie Herzog Georg und Kurfürst Joachim, griff sie heftig an. „So weiß nu fast alle Welt, daß Niemand vom Kaiser und Gehorsam so herrlich geschrieben hat, als ich; und was die Pabstesel davon wissen, das haben sie von mir." Nun aber seien des ganzen Reiches Büchsen geladen und gericht, aber der Junker Meuchler sehe keine Rüstung bei seinen Bluthunden. Jetzt gelte es nicht, von der Obrigkeit, sondern von blutdürstigen Tyrannen zu schreiben; die dawider sich wehren, lasse er nicht aufrührerisch schelten.

Herzog Georg von Sachsen verklagte Luthern bei dem Kurfürst Johann. Luther aber erinnerte darauf, Dr. Fabers scharfe, lügenhafte, eselische Schriften seien nicht vom König Ferdinand, Dr. Ecks Schriften voll bitterster Lästrung nicht von den Herzögen zu Baiern, Wimpina nicht vom Kurfürst Joachim zu Brandenburg, Emser, Kochläus und Andre nicht vom Herzog Georg gestraft; dieser habe selbst wider den Luther schändlich geschrieben. „Was wir reden und thun, das ist unrecht; was sie thun, das ist recht und wenn sie gleich Land und Leute mit unschuldigem Blute ersäufen." Doch wolle er aus Lust am Frieden dem Herzog Georg Alles schenken, sofern dieser ihn zufrieden lasse.

So stand Luther bei aller Friedensliebe in der Ueberzeugung fest, daß die evangelischen Stände, durch den

Augsburger Reichstagsabschied bedroht, berechtigt seien zu gemeinsamer kräftiger Gegenwehr.

Nur zwei Stände, Nürnberg und der Markgraf Georg von Brandenburg, hielten auch die abgenöthigte Gegenwehr gegen den Kaiser nicht für Recht. Deshalb umfaßte der Schmalkaldische Bund zwei Kreise von Bundesgenossen, einen weitern, nur friedlichen, und einen engern, auch kriegerisch gesinnten. Dadurch ward die Wirksamkeit des Bundes gelähmt. Außerdem waren die Fürsten und Städte nicht gleich einig über die Vertheilung der zu leistenden Beiträge an Mannschaft und Geld, und die Fürsten wegen der Oberleitung. Darin, nicht an Luther lag es, daß der Bund nicht leistetete, was er bei völliger Einigkeit und ungestörter Geschlossenheit hätte leisten können.

Dennoch waren die Katholischen nicht ohne Sorge; waren sie doch auch nicht vollständig eins. Deshalb begannen Verhandlungen mit den Evangelischen, welche in der günstigen Lage waren, gesucht und gebeten zu werden. Ueberdies drängte der drohende Einfall der Türken. Schon der Reichstag in Regensburg 1531 hatte mit der Hilfe gegen die Türken zu thun. Zu Nürnberg kam nun 1532 der Friede in Sachen der Religion zu Stande. Welcher Unterschied zwischen den Reichstagsabschieden zu Augsburg 1530 und zu Nürnberg 1532! Freilich ein Zugeständniß hatten die Evangelischen gemacht. Luther billigte es, daß die Evangelischen von der Forderung abstahn, die, welche in Zukunft zur Augsburger Konfession treten würden, in den Nürnberger Religionsfrieden mit aufzunehmen. Daran konnte ja der ganze Handel vom Frieden scheitern; Jedermann, meinte Luther, müsse auf seine Gefahr das Evangelium annehmen. Vor Allem dachte er von der

Landeshoheit der Fürsten so hoch, daß man nicht in ihr Regiment eingreifen dürfe; man könne doch nicht erwarten, daß Herzog Georg das Evangelium zu Leipzig frei gebe; es habe den Schein, als wollten mit diesem Artikel die Evangelischen den andern Potentaten die Ihren abwendig machen. Wer zu hart schneuze, zwinge Blut heraus.

Fast gleichzeitig gab Luther seinem Kurfürsten hinsichtlich der durch die Reformation freigewordnen Klöster- und Stiftsgüter den Rath, dieselben im Sinne der Stifter zu Gottes Dienst und Ehre für Pfarrherren, Prediger, Schulen und was mehr zum Gotteswort und Sakrament und Seelsorgen gehöre, zu verwenden; ein Uebriges dürfe er zu weltlichem Regiment, welches auch Gottesdienst, wiewohl der geringre gegen jenen, und zu Unterstützung armer Geschlechter nehmen. Man solle des Kurfürsten Gewissen nicht zu enge schrauben. —

Jedes dieser beiden Jahre brachte Luthern einen tiefen Schmerz.

Den 30. Juni 1531 starb Luthers verwittwete Mutter. Sobald er von ihrem Erkranken hörte, schrieb er ihr einen Brief zum Trost und zur Stärkung; er klagte, daß er nicht leiblich bei ihr sein könne, und theilte ihr mit, wie alle Kinder theilnähmen: „Etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank."

Mitte August 1532 starb der fromme Kurfürst Johann der Beständige in Schweinitz, wohin er der Jagd wegen gegangen war. Unter vielen Thränen hielt Luther ihm die Leichenpredigt in Wittenberg, wo er neben seinen Bruder, Kurfürst Friedrich, begraben ward. In Wahrheit konnte er ihm bezeugen, daß er „ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, in dem ich noch

nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn, noch Neid gespürt habe, der Alles rechtlich tragen und vergeben konnte, und mehr denn zu viel milde gewesen ist".

6. Luthers Lieder (1533).

Ein Hauptstükk in der Reformation ist das geistliche Lied. Ein neurer Dichter, A. v. Platen, sagt:

„— So oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein
germanisches Lied nach."

Die Reformation brachte nicht blos einen reichen Liedersegen, ihre Lieder förderten die Reformation wunderbar und wunderlich.

In Braunschweig fühlte sich die Bürgerschaft von Luthers Liedern ergriffen; in allen Häusern sang man sie, die ganze Schulstraße erscholl davon. Unter Gesang und Lesen heiliger Schrift fand die Reformation solche Aufnahme, daß die Päbstlichen einen berühmten Prediger, Dr. Sprengel, zu Hilfe riefen. Beim Schluß seiner Predigt rief ihm ein Bürger zu: „Pfaffe, Du lügst!" Dann stimmte er das lutherische Lied an: „Ach, Gott, vom Himmel sieh darein", und die Gemeinde sang es frisch und fröhlich nach.

In Lübeck hatte man noch 1528 Luthers Postille auf dem Markt verbrannt. Aber bald ward die freie Predigt gefordert. Der Priester ward durch das Lied Luthers: „Ach, Gott, vom Himmel sieh darein", unterbrochen und seit 1530 erscholl die evangelische Predigt auf allen Kanzeln.

So hatte in Magdeburg bereits 1524 ein Tuchmacher am Denkmal Ottos des Großen ein neues lutherisches Lied gesungen und Exemplare davon verkauft. Der Bürger-

meister Rubin ging vorbei und ließ ihn festnehmen. Die Bürger kamen darüber in Aufregung und noch in demselben Jahre wurde das heilige Abendmahl in allen Kirchen der Altstadt nach Luthers Weise gefeiert.

Allenthalben erschienen Gesangbücher, immer mit Luthers Liedern, und die Zahl der Lieder wuchs. Wahrscheinlich vor März 1533 erschien ein Gesangbuch mit 105, 1533 eins mit 146 Liedern.

Luthers ältestes Lied: „Nun freut Euch, lieben Christen g'mein", fällt in das Jahr 1523; 18 Lieder dichtete er 1524, sechs im Jahre 1525, das deutsche Sanktus, „Jesaia dem Propheten", 1526, „Ein' feste Burg" 1530, „Verleih uns Frieden gnädiglich" 1532, „Herr Gott, Dich loben wir" 1533, das Lied von der christlichen Kirche, „Sie ist mir lieb, die werthe Magd", und das Kinderlied, „Vom Himmel hoch", 1535, das „Vater Unser" 1539, und noch sechs Lieder zum größten Theil 1543. Von 38 Liedern Luthers sind mehrere in doppelter Form, einer längren und einer kürzren; die Hauptstücke des Katechismus, die Hauptfeste der Kirche, die Haupttheile des Gottesdienstes und Hauptlehren des Christenthums sind bedacht. Frühre lateinische Gesänge, aber vor Allem die Psalmen, hat er der deutschen Kirche zu gute umgedichtet. Aber er hat nicht sowohl Davids Lieder verdeutscht, wie die reformirte Kirche es gethan hat, sondern Davids Harfe gewonnen und erlernt, um auf ihr deutsche Psalmen zu singen, und das verstand er meisterhaft.

In der neuen Vorrede zu den geistlichen Liedern 1529 freut er sich, daß Etliche die Lieder gemehret und ihn weit übertroffen haben, aber klagt auch, daß Andre wenig Gutes dazu gethan und daß seine ersten Lieder je länger je fälscher

gedruckt werden. Summa, es will je der Mäuse Mist unter dem Pfeffer sein. Er will nicht, daß unter seinem Namen fremde, untüchtige Gesänge verkauft werden. Der neuen Vorrede von 1545 setzt er den Vers vor:

„Viel falsche Meister itzt Lieder dichten,
Siehe Dich für und lehre sie recht richten.
Wo Gott hinbauet sein' Kirch' und sein Wort,
Da will der Teufel sein mit Trug und Mord."

Er freut sich, daß die Drucker gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehmer machen, und weist den Ruhm ab, das Lied: „Nun lasset uns den Leib begraben", gedichtet zu haben; es gefällt ihm sehr wohl, aber Michael Weisse, den er aus Versehn Johannes Weis nennt, ein guter Poet, nicht er, habe es gemacht.

Als Vorrede auf alle gute Gesangbücher gab Luther ein Gedicht: „Frau Musika". Er liebte und lobte sie über Alles. Er war nicht der Meinung, „daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehn, wie etliche Abergeistliche fürgeben", sondern er wollte „alle Künste, sonderlich die Musika, gern haben im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat". Er behauptete geradezu, nach der Theologie sei keine Kunst, welche der Musik gleich komme, sie schaffe Ruhe und fröhlichen Muth, was sonst die Theologie allein thue. „Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht." Die Noten machen den Text lebendig. Um der Jugend und des Volks willen liebt und pflegt er sie.

Er hatte nicht blos Empfänglichkeit, auch tiefres Verständniß für sie. Zwar hat er nur zwei Melodieen komponirt, die schwungvolle für das Heldenlied „Ein' feste

Burg", und die ernst-liturgische für das Sanktus dem Propheten". Aber aus dem Mittelalter gerade Melodieen herüber, die dem reformatorisch volksthümlichen Geiste entsprungen waren: „E Du, Jesus Christ", „Christ ist erstanden", „ wir den heil'gen Geist".

Der kurfürstliche Kapellmeister Johann den er sich erbeten hatte und mit dem er den Theil des Gottesdienstes bearbeitete, freute sich mündlichen, fröhlichen Singens, und wunderte sich alle Noten auf den Text nach dem rechten Accen so meisterlich richte. Er hat Luthern gefragt, woh Luther hat lachend geantwortet: „Der Poet Vi Solches gelehrt, der also seine Gedicht und Geschichte, die er beschreibet, so künstlich Also soll auch die Musika alle ihre Note auf den Text richten."

Luthers poetischer und musikalischer Reformation sehr zu gute.

7. Bibelübersetzung (153

„Das ist der größten Wunderwerke Gott uns Deutschen eine sehr schöne Bib und uns mit guten und verständlichen erkläret, was Sein ewig göttlich We Wille sei." So predigte schon damal Recht.

Mit dem neuen Testamente war 1 Anfang gemacht worden. Aber ganz o bot das alte Testament. Mit den P von Anfang seines reformatorischen Wi

Schwierigkeiten. Da hat Luther die kleinen Propheten vorgenommen, nämlich Haggai und Maleachi. Erst 1531 kamen die Propheten unter die Presse und 1534 das ganze Werk, in sechs Abtheilungen: Biblia, das ist die ganze heilige Schrift, deutsch. Mart. Luther. Wittenberg. Begründet mit Kurfürstlicher zu Sachsen Freiheit, gedruckt durch Hans Luft. MDXXXIIII.

Die Buchdruckerkunst hat kein Werk zu Tage gefördert, das so allgemeinen Beifall und so großer Wirksamkeit sich zu erfreuen gehabt hätte, als die Lutherbibel. Das hat der Inhalt allein nicht gethan: es haben andre Uebersetzungen derselben Bibel weniger, andre deutsche gar keinen Eindruck gemacht. „Wiewohl ich", sagt Luther von seinem neuen Testamente, „mich nicht rühmen kann, daß ich Alles erlangt habe, darf ich doch das sagen, daß diese deutsche Bibel lichter und gewisser ist an vielen Orten, denn die lateinische; die deutsche Sprache hat eine bessre Bibel, als die lateinische."

Der Vorzug der Uebersetzung Luthers ruhte vor Allem auf seinem frommen, christlichen Sinn. Sicher drang er in den ewigen Sinn der heiligen Schrift, ging dem verborgnen Sinne treu nach, fühlte die Tiefe und Vollkommenheit und Schönheit des Wortes Gottes nach, lauschte es ihm ab. „Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines Jeglichen Kunst; es gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Darum halte ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne." „Da stekkts, da liegts, da bleibts: wer diesen Mann, der da heißt Jesus Christus, Gottes Sohn, den wir Christen predigen, nicht recht

und rein hat, noch haben will, der laſſe die Biblia zufrieden."

Um das Jahr 1530 war eine deutſche Ueberſetzung der Propheten am Rhein erſchienen, in Worms. Luther erkannte darin großen Fleiß und daß man ſeinem Deutſch nachgegangen ſei, „aber es ſind Juden dabei geweſt, die Chriſto nicht große Huld erzeugt haben". „Die Juden, weil ſie dieſen Chriſtum nicht annehmen, können ſie nicht wiſſen, noch verſtehn, was Moſes, die Propheten und Pſalmen ſagen, was rechter Glaube iſt, was die zehn Gebot wollen, was die Exempel und Hiſtorien lehren und geben, ſondern die Schrift muß ihnen ſein, wie ein Brief dem, der nicht leſen kann,

Ein weiß Feld, darinnen ſchwarze Saat,
Manch Mann fürüber gaht,
Der nicht weiß, was da ſtaht."

Vor dem Richterſtuhl der Wiſſenſchaft ſind bei den Fortſchritten der Sprachkenntniſſe manche Stellen verklagt worden, daß ſie nicht richtig überſetzt ſeien; aber keine Stelle iſt gefunden, die nicht mit dem Charakter des Chriſtenthums genau geſtimmt; in allen iſt der tiefe und feine religiöſe Sinn erkennbar. Das iſt der eine, der größte Vorzug der lutheriſchen Bibel.

Der andre Vorzug iſt dem gleich. Auguſtins Verſtändniß der bibliſchen Wahrheit ging Luthern zwar weit über die Kunſt der Sprache bei den Juden und Griechen, da ohne jenes dieſe nichts vermag; aber doch hat er bewundernswerthen Fleiß gerade auf das Deutſch verwendet, in dem die Bibel in die Hände ſeines lieben Volks gelangen ſollte. „Man muß nicht die Buchſtaben in der lateiniſchen Sprache fragen, wie man ſoll deutſch reden, wie die Eſel

thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Er klagt, er habe noch bisher kein Buch oder Brief gelesen, da rechte deutsche Art drin wäre; es achte auch Niemand, recht deutsch zu reden, sonderlich die Herren Kanzeleien, die Lumpenprediger und die Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht, deutsche Sprache zu ändern. Doch fand er, sobald das Werk dastand, eher Zehntausend, die seine Arbeit tadelten, als Einen, der ihm das zwanzigste recht thäte. Es hing sich eben der Koth an die Räder. Kann doch Gott selbst mit der Sonne, ja mit Himmel und Erde, noch mit Seines eignen Sohnes Tod, keinen Dank verdienen. Es gehöret große Geduld dazu, so Jemand öffentlich Gutes thun will. Und doch verdanken wir der lutherischen Bibel die Fülle, Schönheit und Tiefe der deutschen Sprache, daran wir uns jetzt so sehr freun.

Nur ein Beispiel, wie sorgfältig er Sinn und Ausdruck in einander arbeitete. Psalm 68, 19 übersetzte er: Du bist in die Höhe gefahren und hast das Gefängniß gefangen. Wohl wäre es gut deutsch gewesen: Du hast die Gefangnen erlöset. Aber es war zu schwach und gibt nicht den feinen, reichen Sinn des Hebräischen, das zu verstehn gibt, Christus habe die Gefangnen erledigt, aber so, daß das Gefängniß selber abgethan sei, daß es uns nunmehr nicht wieder fangen könne noch solle.

So ward die Bibel nun Kirchenbuch, aber auch Volks- und Familienbuch der Deutschen.

Kaum war die deutsche Bibel ausgegangen, da nahm

sie Luther mit großem Ernst, Fleiß und Gebete wieder vor und übersieht sie durchaus. Er verordnet gleich einen eignen hohen Rath von den besten Leuten, die damals vorhanden waren, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doktors Stube zusammen kamen: Luther mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel und dabei den hebräischen Text, Melanthon mit dem griechischen Text, Kruziger mit dem hebräischen und chaldäischen, daneben die Rabbiner, Bugenhagen auch mit dem lateinischen Text. Zuvor hat sich Jeder auf den Text gerüstet, davon man berathschlagen wollte, jüdische, griechische und lateinische Ausleger wurden verhöret; Luther proponirt einen Text und läßt den dann herumgehn und höret, was ein Jeder dazu zu reden hat, nach Eigenschaft der Sprache, nach der alten Lehrer Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden fallen bei der Arbeit.

So hat Luther 1539 die deutsche Bibel gebessert und nach seinem Vermögen hat er persönlich die Bibel verbreitet. Keinen seiner zahlreichen Pathen hat er ohne Bibel gelassen; jedem derselben gab er eine solche als Pathengeschenk, und noch existiren solche in einzelnen Exemplaren als hochgehaltne Kleinode.

Bugenhagen hielt in seinem Hause ein eignes Fest der Bibelübersetzung, dabei er mit seinen Kindern und Freunden seinem Gott dankte für diesen theuren und seligen Schatz der verdeutschten Bibel.

8. Paul Vergerius (1535).

Schon 1533 gingen Kaiser und Pabst auf ein christliches Konzil aus. Luther freute sich, daß der liebe Kaiser Karl solches vom Pabst Klemens VII. erlangt habe.

In mehrern Gutachten berieth Luther seinen Kurfürsten, vor dem er täglich predigte, so lange er in Wittenberg war. Zuerst machte er ihn aufmerksam, daß es nicht klar sei, was gemeint sei, wenn ein Konzil in Aussicht gestellt werde, das frei sei, wie von Anbegimn; man könne an das Konzil von Jerusalem denken, das die Apostel gehalten, aber es könne auch an die Kirchenversammlungen zu Kostnitz, zu Basel, zu Pisa gedacht werden; man scheue das Licht und mukke im Dunkeln, recht bübisch und verrätherisch. Dann aber mahnt Luther, sich nicht zu sperren und getrost anzunehmen. Und wieder räth er mit seinen Genossen, den Schein zu vermeiden, als hinderten die Evangelischen das Konzil. Das wiederholte ein viertes Bedenken.

Nach zwei Jahren nahm Paul III. die Verhandlungen wegen eines Konzils wieder auf. Luther schrieb im August 1535 dem Kurfürsten, er sei noch wie ein ungläubiger Thomas und könne es nicht glauben.

Da kann im November der Legat Paul Vergerius, ein Italiener, mit 21 Pferden und einem Esel auf seiner Reise durch Norddeutschland auch nach Wittenberg, ward feierlich empfangen und aufs Schloß zur Herberg geführt. Luther schikkt früh, es war Sonntags, nach dem Balbier. „Herr Doktor", fragt dieser, „wie kommts, daß Ihr Euch so frühe wollt balbieren lassen?" Luther antwortet: „Ich soll zu des heiligen Vaters, des Pabsts, Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmükken, daß ich jung scheine, so wird der Legat denken: ‚Ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglükks angericht, was wird der dann noch thun?'" Darnach legt Luther seine besten Kleider an und hängt sein gülden Kleinod an den Hals. Meister Heinrich, der Balbier, sagt nun: „Herr

Doktor, das wird sie ärgern." „Darum thu ichs auch", antwortet Luther, „sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehn." Da sagt der Balbier: „Mein Herr Doktor, so geht hin in Gottes Frieden und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehrt." Luther sagt: „Das will ich nicht thun; aber das kann wohl geschehn, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren." Darauf steigt er mit Bugenhagen in den Wagen und sagt lachend: „Siehe, da fahren der deutsche Pabst und Kardinal Pomeranus, das sind Gottes Gezeuge und Wort."

Bei der Unterredung sprach Luther sein Mißtrauen unverhohlen aus und erklärte, er wolle kommen, und wenn er wüßte, daß sie ihn verbrennen sollten. Als der Legat fragt, wo, in welcher Stadt sie das Konzil haben wollten, sagt Luther: „Wo es Euch gefällt, es sei zu Mantua, Padua oder Florenz, oder wo Ihr wollet." Vergerius sagt: „Der Pabst würde sich auch nicht weigern, hierher zu Euch gen Wittenberg zu kommen." „Nun wohlan, so komme er, wir wollen ihn gerne sehn", sagt Luther. Darauf der Legat: „Wie wollt Ihr ihn sehn, allein oder mit einem Kriegsheer?" Luther antwortet: „Wie es ihnen geliebet, wir wollen Beides gewarten." „Weiht Ihr auch Priester?" fragt der Legat. „Freilich thun wirs", antwortet Luther, „denn der Pabst will uns keine weihn oder ordiniren; und seht, da sitzt ein Bischof, den wir geweiht haben", und zeigt auf Bugenhagen.

Als der Legat darnach wegzog und schon auf dem Pferde saß, sprach er zu Luther: „Seht zu, daß Ihr bereitet seid zu dem Concilium." „Ich werde kommen", sagt Luther, „mit diesem meinem Halse."

Ob nicht in dieser Zusammenkunft Vergers mit Luther die Keime gelegt worden sind zu der spätern Umwandlung dieses begabten Mannes, der, neun Jahre jünger als Luther, bald zu einem muthigen Bekenner des Evangeliums und eifrigen Gegner Roms geworden ist und 1565 in Tübingen gestorben ist. —

Bedeutend ist dieses Jahr noch durch die größre Auslegung des Galaterbriefs und durch etliche Sprüche wider das Concilium Obstantiense, wie er das Kostnitzer Konzil nannte, denn Konstanz (Constantia) bedeute Beständigkeit, fest-männliches Gemüth, aber Obstantia Widerstand, und dort habe man sich wider Christum und die Kirche gesetzt.

Verdruß machten Luthern die Gerüchte über den Ausbruch der Pest in Wittenberg und die Studenten, die, wie er sagte, solch Geschrei gerne hörten; denn Etliche hätten den Schwären im Schubsack, Etliche die colica in den Büchern, Etliche den Grind an den Federn, Etliche die Gicht am Papiere, Vielen ist die Dinte schimmlicht geworden, Etliche haben die Mutterbriefe gefressen, darin sie Herzweh und Sehnsucht nach der Heimath haben. Doch begaben sich die Studenten und ein gut Theil der Professoren iöhrer Anordnung zufolge nach Jena, als einem gesunden Ort. —

Luther fühlte sich oft recht matt zum Arbeiten, war recht bekümmert und traurig, daß einmal Bugenhagen zu ihm sagte: „Unser Herrgott gedenkt ohne Zweifel im Himmel: ‚Was soll ich doch mit diesem Menschen mehr machen? Ich habe ihm so viel herrlicher großer Gaben gegeben, noch will er an meiner Gnade verzweifeln.‘“ Das hat ihn, wie er selber bekannte, aufgerichtet.

9. Die Wittenberger Konkordie (1536).

Schon 1530 hatte Martin Butzer ein Bekenntniß, die Tetrapolitana, aufgesetzt, das die Gesandten von Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau auf dem Reichstag zu Augsburg dem Kaiser übergaben. Luther hatte daran sein Wohlgefallen 1531 ausgesprochen; ihn freute es, daß es die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl lehrte. Aber zu einer völligen und ganzen Konkordie mit ihnen konnte er sich nicht entschließen; er hielt für besser, einen kleinen Zwiespalt friedlich ertragen, als durch vorschnelle Vereinigung größren Streit zu erregen, obwol er recht sehr Beilegung des Streites wünschte.

Gerüchte sprachen schon von der Eintracht auch mit den Zwinglianern; das lehnte Luther wiederholt ab; er warnte geradezu Herzog Albrecht von Preußen, die Frankfurter und Augsburger vor den Rottengeistern und den Zwinglianern (1533).

In Deutschland wurde das Bedürfniß der Einigung immer stärker.

Seit dem Nürnberger Frieden mehrten sich die Evangelischen aller Orten. Der Herzog von Würtemberg, zwei Fürsten Pommerns, zwei Fürsten von Anhalt, die Städte Augsburg und Frankfurt a/M., Hannover und Hamburg wünschten, dem Schmalkaldischen Bund sich anzuschließen. Aber es war fraglich, ob die Erweiterung dieses Bundes gestattet werden könne.

Das katholische Kammergericht konnte die Acht über die aussprechen, die nun die Reformation einführten. Altgläubige Fürsten verbanden sich mit dem Faustrecht, der Acht des Kammergerichts nachzuhelfen und in ihrer Weise den

gerichtlichen Krieg weiter zu führen. Besonders Augsburg war bedroht.

Durch die in Aussicht stehende Erweiterung hätte der Schmalkaldische Bund an Macht und Ansehn sehr gewonnen. Nur mußten die hinzutretenden Stände auch im Bekenntniß genau übereinstimmen; Politik und Theologie gingen stets Hand in Hand.

Auf Veranlassung des Landgrafen Philipp ward im Dezember 1534 ein Gespräch in Kassel zwischen Butzer und Melanthon abgehalten, den Luther mit sehr gemeßner Instruktion versehn hatte. Jener erbot sich, die Augsburg'sche Konfession anzunehmen. Luther mochte die Konkordie für seine Person nicht ausschlagen, aber doch nicht übereilen. Butzer betrieb nun diese Sache mit allem Fleiß in Süddeutschland.

Ganz glükklich schrieb Luther den Augsburgern, welche geneigt waren, sich mit den Wittenbergern in der Lehre vom Abendmahl gänzlich zu vergleichen. Er wünschte, an einem Orte in Thüringen die Sache mündlich zu verhandeln und zu einem Abschluß zu bringen.

Johann Friedrich stimmte Ende des Jahres 1535 in Wien den König Ferdinand günstig für sich und die Evangelischen, da diesen Mißtrauen gegen die Herzöge von Baiern und Eifersucht, sowie Furcht vor Franz, der die Evangelischen wider den Kaiser zu gewinnen suchte, arg quälte; da erhielt Johann Friedrich die Kurwürde und eilte nach Schmalkalden, wo seine Verbündeten versammelt waren.

Für die abschließende Versammlung hatte der Kurfürst Eisenach bestimmt und Luthern ausdrükklich angewiesen, von der erkannten Wahrheit nicht abzuweichen.

Da Krankheit Luthern abhielt, nach Eisenach zu gehn, so kamen Butzer und Kapito von Straßburg mit ihren Genossen von Ulm, Eßlingen, Augsburg, Memmingen, Frankfurt und Reutlingen nach Wittenberg, wo sie den 21. Mai, Sonntag Rogate oder vocem jucunditatis, anlangten.

Am Montag begann die Unterredung. Der glückliche Erfolg war durch eine den Frieden störende Hand in Frage gestellt: es war Zwinglis und Oekolampads Briefwechsel mit einer Epistel Butzers erschienen; in demselben war Luthers nicht gerade freundlich gedacht. Darüber forderte Luther von Butzer, der eben eine weitläufige Rede zur Eröffnung gehalten hatte, Rechenschaft. Glücklicherweise konnte der nicht wenig bestürzte Butzer seine Unschuld an dieser Veröffentlichung darthun. Wegen Luthers Unwohlsein wurde die Verhandlung abgebrochen, die Fortsetzung auf den Nachmittag Dinstags, den 23. Mai, angesetzt. Nur eine Differenz blieb bestehn. Luther hatte die Erklärung gefordert, daß Christi Leib im Abendmahl nicht nur von den Unwürdigen, sondern auch von den Gottlosen empfangen werde. Das Erste gaben die Oberländer zu, das Letzte nicht. Luther hielt eben an der Gegenwart Christi fest, so daß auf den Empfänger und seine Art dabei nichts ankam; der Herr wäre im Sakrament auch den Gottlosen gegenwärtig und würde mit den Pfändern, Brot und Wein, auch diesen gewährt. Die Süddeutschen, welche in diesem Punkt Zwingli nahe standen, machten den Empfang des Leibes Christi von der Gemüthsstellung des Empfängers abhängig, konnten denselben also wohl bei Unwürdigen zugeben, die ja doch die Kraft des Sakraments nicht völlig leugneten, theilweise, wenn auch schwächlich anerkannten,

aber bei Gottlosen, die am Ende nicht einmal Christen wären, nimmermehr.

Luther, der wohl einsah, daß auch Türken und Juden den Leib des Herrn empfangen würden, wenn er den Gottlosen zugesprochen würde, schloß mit den Worten: „Stoßet Euch allein der Gottlosen halben, bekennet aber doch mit Paulo, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn nicht verkehren werden; darob wollen wir nicht zanken; wir erkennen Euch und nehmen Euch an als unsre lieben Brüder in Christo.“ Butzern traten vor Bewegung die Freudenthränen in die Augen. Mit gefalteten Händen dankte man Gott. Luther erklärte nun, ihm seis nur um die Weise und das Maß der Gegenwart zu thun gewesen. nur um die Gegenwart selbst; nun solle man auf beiden Seiten die Streiche und Schmerzen des alten Haders vergessen, vergeben und vertragen.

Am Himmelfahrtstage predigte Luther über den Schluß des Evangeliums Matthäi, so daß Mykonius sagte: „Ich habe Luthern oft predigen hören, aber dazumal war mir nicht anders zu Sinne, denn als rede er nicht allein, sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi.“

Melanthon setzte die Eintrachtsformel auf. Am 28. Mai empfingen Luther und Kapito zu Bezeugung völliger Vereinigung das heilige Abendmahl. Mittags predigte Butzer, zur Vesper Luther. Abends hatte Luther die Gäste bei sich, lobte Butzers Predigt, setzte aber hinzu: „Ich bin ein bessrer Prediger.“ Gern gab Butzer das zu: Luther aber sagte: „Nicht also, Ihr sollt mirs nicht für einen Ruhm auslegen, denn ich erkenne meine Schwachheit und weiß keine so scharfsinnige nnd gelehrte Predigt zu

thun, wie Ihr. Wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe, denen predige ich, was sie verstehn können, denn die meisten unter ihnen sind arme Laien und schlichte Wenden, aber Ihr sucht Eure Predigt zu hoch und schwebet in Lüften, im Gaischt, Gaischt; darum gehören Eure Predigten für die Gelehrten, die können meine Landsleute allhier, die Wenden, nicht verstehn.“ —

Am 29. Mai ward die Eintrachtsformel unterschrieben. Es war ein bedeutendes Ereigniß für die Entwicklung der evangelischen Kirche, darüber Luther fröhlich war.

10. Die Schmalkaldischen Artikel (1537).

Auf Veranlassung des Kaisers Karl hatte der Pabst Paul III. in aller Form ein Konzil für den 23. Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben. Im Herbst 1536 ward der Nuntius Peter van der Vorst nach Deutschland geschickt, den Fürsten, auch den evangelischen, das Konzil anzusagen.

Die gefährliche Verbindung des Königs Franz mit dem Feinde der Christenheit, den Osmanen, machte den Kaiser vor Allem geneigt: er war wirklich geneigt, die Evangelischen zu beruhigen und vor Anwendung der Gewalt zu sichern. Aber der Pabst wollte nur die verdammte lutherische Ketzerei ausrotten.

Luther gab mit seinen Freunden ein Gutachten dahin ab, daß man die Berufung abwarten und nicht von vornherein gleich abweisen solle.

Später erklärten sie noch, jeder Fürst sei schuldig, die Christen und den äußerlichen Gottesdienst zu schützen, und hätten Recht zur Gegenwehr gegen den Kaiser, falls dieser

vor der Entscheidung des Konzils oder ohne dasselbe gegen die Evangelischen vorgehn würde; in solchem Falle sei er als Privatperson anzusehn. Auch sei einem Konzil ohne Gottes Wort Widerstand zu leisten.

Auf Befehl des Kurfürsten ging Luther mit den andern Theologen die evangelischen Glaubensartikel durch. Luther stellte sie gegen Ende des Jahres 1536, schon leidend, selber zusammen; das sind die sogenannten Schmalkaldischen Artikel. Sie bestehn aus drei Theilen. Der erste Theil, der kürzeste, handelt von den hohen Artikeln der göttlichen Majestät; über diese ist kein Streit noch Zank. Der andre Theil umfaßt vier Artikel, so das Amt und Werk Jesu Christi, oder unsre Erlösung betreffen. Voran steht der Hauptartikel, daß Jesus Christus, unser Gott und Herr, allein das Lamm Gottes ist, das uns ohne Verdienst allein aus Gnaden von unsern Sünden erlöst; davon könne man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde, oder was nicht bleiben will. Der vierte Artikel greift in einer Bekenntnißschrift zum ersten Mal das Pabstthum und dessen Recht an und behauptet, daß der Pabst nicht aus göttlichem Recht der Oberste sei, sondern nur durch Menschen erwähltes Haupt. Der dritte Theil führt 15 Artikel auf, die mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter den Evangelischen selbst zu handeln sind.

Der Kurfürst, der sie begierig und erfreut zweimal gelesen, sprach sich sehr befriedigt aus. In Schmalkalden fanden sie ungetheilte Anerkennung.

Ende Januar 1537 reiste Luther mit Melanthon und Bugenhagen nach Schmalkalden ab; die Reise ging über Altenburg, wo sie auf dem Schlosse trefflich versorgt wurden.

Am 7. Februar trafen sie in Schmalkalden ein. Ort und Luft sagten Luthern zu; aber nur in den ersten Tagen fühlte er sich wohl; er konnte mehre Male predigen.

Die Fürsten waren guten Muthes. Die Einladung des Pabstes nahmen sie gar nicht an; nur vom Kaiser erbaten sie ein freies Konzil. Ja, der Kurfürst Johann Friedrich meinte, man solle dem päbstlichen ein wahrhaft freies Konzil entgegensetzen; Luther könne es ausschreiben, es müßten nur etwa drittehalbhundert Geistliche, Theologen, auch Juristen sein. Der Kaiser werde auch dazu kommen, oder doch Bevollmächtigte schikken.

So kühn waren die Fürsten noch nie in ihren Erwartungen gewesen.

Nach einer herrlichen Predigt am ersten Fastensonntage, den 18. Februar, ward Luther todtkrank; er litt an furchtbaren Steinschmerzen. Melanthon verschrieb auf Luthers Wunsch Dr. Sturz von Erfurt; aber es fehlte der Apotheke an den nöthigen Mitteln. Deshalb gab der Arzt dem Wunsche des Kranken nach, der gern von Schmalkalden weg wollte. Der Kurfürst ließ einen Wagen mit Kohlfeuern und andern Instrumenten nachfahren, um den Kranken immer warm halten zu können. Zuerst litt Luther auf der Fahrt entsetzlich: „Wenn nur ein Türke vorhanden wäre, der mich schlachtete", rief er und beklagte dann, daß des Teufels Legat in der Welt ausschreien würde, der Luther hätte vor großer Furcht und Zagen sterben müssen. In Tambach bekam Luther Erleichtrung. Diese Nachricht ward eilend nach Schmalkalden gebracht, und der Bote schrie unter des Legaten Fenster: „Gott Lob und Dank, Lutherus lebt, ist frisch und gesund." Von Gotha aus schrieb Luther seiner Käthe noch sehr matt, aber dankbar,

daß Gott geholfen habe. Darnach aber verloren sich fast alle seine Lebenskräfte, er machte sich auf das Sterben bereit, bat seine Freunde um Verzeihung, gedachte seines Weibes, auch seines Kurfürsten dankbar, beichtete, handelte auch von seinem Begräbniß. Aber Hoffnung und Gebet der Freunde erfüllte sich: er wurde besser; mehrere Steine gingen ab. Luther konnte Butzern, der in Schmalkalden ihn nicht hatte sprechen können und nach Gotha ihm nachgereist war, sehn und bitten, nur immer frei, ohne Bemänteln und Vertuschen, wie ohne Umschweif rund heraus zu bekennen.

Der Arzt verließ auf des Kurfürsten Befehl Luthern nicht und begleitete ihn weiter. Er reiste wieder über Altenburg, wo er dieses Mal bei Spalatin einkehrte, und traf den 14. März wohlbehalten in Wittenberg ein.

Unter den Papisten wurde aber das Gerücht von Luthers Tode verbreitet und gern geglaubt; man sprach schon von der hebräischen, lateinischen und griechischen Grabschrift auf Luther. Ja, aus dem Innthal kam ein Bote, der Abschrift davon bringen sollte; er erzählte von dem allgemeinen Gerücht und sagte in treuherziger Dummheit: „Weil ich nun Ew. Achtbar Würde lebendig finde, bitte ich Euch, wollt mir eine Schrift von Eurem Grabe geben, damit ich die frommen Leute trösten kann, die sich bekümmert haben.“ Darauf lacht Luther und gibt ihm eine Schrift: „Ich Doktor Martinus Luther bekenne mit dieser meiner Handschrift, daß mit dem Teufel, Pabst und allen meinen Feinden ich gar keines Sinnes bin, denn sie wollten gerne fröhlich sein, daß ich gestorben wäre, und ich gönnte ihnen solche Freude von Herzen und wäre wohl gerne gestorben zu Schmalkalden; aber Gott hat noch nicht solche Freude

igen wollen. Er wirds aber thun, ehe denn sie
n, nicht zu großem Glükk, und werden einmal sagen:
daß nur der Luther am Leben wäre. Das ist
bschrift von meinem Grabe deutsch, gräkisch, lateinisch,
ch."

leberhaupt wuchs in Deutschland das Vertrauen zu
Sache der Evangelischen; der Schmalkaldische Bund
an ein großes Ansehn bei dem Kaiser und im Reich.

11. Agrikola, der Gesetzesstürmer (1538).

Weil Bugenhagen nach Kopenhagen gegangen war, um
die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, da der dänische
sich den Evangelischen angeschlossen, auch Justus Jonas
ärts beschäftigt war, klagte Luther über die vermehrte
äftslast, der er seine Körperkräfte kaum gewachsen fühlte.
Dazu kamen nun noch manche Irrungen, die Luther
merten und Arbeit machten, vor Allem der Streit
olas. Dieser, neun Jahre jünger als Luther, ein
bner, hatte sich Luthern angeschlossen; in seiner Vater-
wirkte er als sehr beliebter Prediger seit 1525. Im
2 1536 gab er aber seine Stelle auf, ging nach
nberg, hielt Vorlesungen und erhielt auf Luthers
endung einen Gehalt vom Kurfürsten. Da trat er
mit einer schon früher ausgesprochnen Meinung schärfer
r: das Gesetz solle im neuen Bunde gar nicht mehr
rt werden; die zehn Gebote gehörten aufs Rathhaus,
auf die Kanzel; zum Teufel müssen fahren Alle, die
Mose umgehn; wie die Worte: „das ist mein Leib",
halten sind, so auch die Worte: „gehet hin und lehret
Evangelium". Unklarheit und Eigensinn ließen ihn
Irrthum verfallen.

Seit 1538 wurden vier öffentliche Disputationen rasch hintereinander gehalten, in denen Luther das Recht und die Giltigkeit des Gesetzes neben dem Evangelium vertheidigte.

Agrikola aber griff Luthern später in einem Schreiben an den Kurfürsten so hart an, daß er in einen Prozeß verwikkelt wurde, heimlich Wittenberg verließ und nach Berlin ging; dort wurde er Hofprediger und später Generalsuperintendent der Mark. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann. Er hat sich später mit Luther wieder ausgesöhnt. Dabei aber blieb er, daß das Gesetz durch das Evangelium aufgehoben und gute Werke nicht nöthig seien.

Luthern war diese Verirrung Agrikolas ein tiefer Schmerz; er hatte ihm während seiner Abwesenheit seine Kirche, Schule, Weib, Kind und Haus anvertraut; er klagte nun, das auch lernen müssen: der mein Brot isset, tritt mich mit Füßen.

Unwillig ward Luther auch auf die Edelleute, denen die Geistlichen nicht gut genug waren. „Wer kann den Edelleuten", schreibt er einmal, „eitel Doktor Martinus und M. Philippus auf solchen Betteldienst schaffen? Sie wollens Alles erlesen haben, aber selbst nicht erlesen sein."

Dazu fühlte er Abnahme seiner Kräfte, war wiederholt krank und klagte lebensmüde: „Ach lieber Gott, habe ich nicht lange genug gelebt?"

Noch aber blieb ihm Manches zu thun.

12. Herzog Georgs Tod (1539).

Herzog Georg, in allen Dingen pflichtgetreu, von herbem Eigensinn und durchgreifender Thatkraft, war der Reformation ausdauernd feindselig: Luthern verachtete er. als

einen unkeuschen Mönch; seine Lehre erschien ihm verderblich, sie mache ruhlose Leute. Sein Eifer steigerte sich, je vergeblicher er sich erwies; er wollte seinen Sinn der Welt mit Gewalt aufzwingen. Bürger jagte er mit Schimpf aus dem Lande; ein Priester, der in Luthers Sinn geschrieben, ward zur Strafe gezwungen, sein Buch aufzuessen. Natürlich war er in dem Bunde der katholischen Fürsten, die sich dem Schmalkaldischen Bunde gegenüber enger verbanden, einer der eifrigsten. Daher, wie von einem päbstlichen Konzil, drohte Gefahr.

Das Konzil, das seit 1535 drohte, hatte Luthern zu den eingehendsten Studien veranlaßt. Das Ergebniß legte er 1539 in der Schrift von den Konzilien und Kirchen nieder. Seit 20 Jahren arbeite der Kaiser und schreie die Welt, schreibt er, nach einem Konzil; davon sei nichts zu erwarten; die Konzilien rathschlagten alle wider Gott und seinen Christus; sie könnten keine Artikel stellen. Es müßten denn Kaiser Karl und die deutschen Fürsten ein wahrhaft freies Konzil in Deutschland halten, wie es der Kirche zieme. Diese sei das christliche, glaübige Volk, das um Gottes Wort und die Sakramente sich sammelt.

Gefährlicher, als ein päbstliches Konzil, erschien die wachsende Feindschaft der katholischen Fürsten. Luther rieth seinem Kurfürsten, nur nicht angreifen oder anfangen, damit nicht, wie früher ein Bauernaufruhr, so nun ein Fürstenaufruhr entstehe; dem Angreifer dürfe man zwar wol zuvorkommen, doch müsse die Acht wider einen oder mehr Bundesgenossen publicirt sein. Gleichzeitig ließ Luther an alle Pfarrherren in Christo, die das Evangelium lieb haben ein friedfertiges Schreiben ausgehn,

sie möchten bei der vom Türken und den Papisten drohenden Gefahr anhalten im Gebet.

Das Konzil verzog sich bis 1545, und ein feindseliger Widersacher der Evangelischen trat plötzlich vom Kampfplatz ab.

Herzog Georg hatte von seinen vier Söhnen zwei in jungen Jahren verloren. Der älteste Sohn Johann war erbitterter auf Luther, als sein Vater; durch Meister Lukas Kranach hatte er ihm einmal sagen lassen: wäre sein Vater ihm eisern gewesen, so wollte er ihm stählern sein; dieser war den 21. Januar 1537 gestorben. Der andre Sohn, Friedrich, nun Erbprinz, war fast blödsinnig; wurde rasch verheirathet, aber starb ebenso rasch den 26. Februar 1539. Herzog Georg hatte weiter keine Erben; sein Bruder Heinrich, der Reformation geneigt, ward nun voraussichtlich Nachfolger; aber lieber mag das Land der Familie entzogen werden, als der römischen Lehre; Herzog Heinrich sollte verpflichtet werden, sich an das katholische Bündniß zu halten, oder das Land fiel an den Kaiser und den König Ferdinand. Während der Unterhandlungen, nach kurzem Unwohlsein, starb plötzlich Herzog Georg den 17. April 1539. Noch denselben Tag erschien Herzog Heinrich in Dresden.

Herzog Heinrich von Braunschweig soll bei der Nachricht von dem Tode Herzog Georgs ausgerufen haben, er wolle lieber, Gott im Himmel sei gestorben. Luther dagegen hat seinem Gott gedankt. Solche Bedeutung hatte dieser Todesfall für Freund und Feind.

Luther zog mit Melanthon und einigen Theologen nach Leipzig, predigte, nachdem Freitags vor Pfingsten, den 23. Mai, dem Herzog Heinrich gehuldigt worden war, am

heiligen Abend in der Hofkapelle auf der Pleißenburg, am 1. Feiertag in der Nikolaikirche. Da war der Zudrang unglaublich: an den Pfeilern, auf den Absätzen über den Weiberstühlen standen sie, in der Kirche kein Plätzchen frei; Leitern an den Kirchenfenstern angelegt, die Fensterscheiben zerbrochen, um zuhören zu können.

Eine Visitation durchs ganze Land ordnete die kirchlichen Verhältnisse; doch blieben wol 500 Pfarrer unexaminirt und machten noch Noth, so daß Luther eine zweite Visitation und kursächsische Theologen für nöthig hielt. Auch die Universität Leipzig ward reformirt; die Leipziger hätten gern Dr. Kruziger behalten: den „Fürbund" meinte Luther in Wittenberg nicht entbehren zu können, in Leipzig thäte es ein „geringer Hölzlein, denn eine solche Stange".

Dieses Jahr schloß mit einer reichen Ernte in Gärten und auf Feldern, die eine beginnende Theurung beseitigte, und mit der Pest, die erst durch die Furcht vor ihr beschwerlich wurde. Dankbar sah Luther auf ein Jahr, in dem die Saat der evangelischen Predigt nun auch im benachbarten Herzogthum Sachsen zur Ernte geworden und ein schönes Gebiet dem Tode für evangelisches Leben abgewonnen war.

13. Schwerer Rath (1539).

Luther war als Seelsorger seiner Pfarrgemeinde in Wittenberg aufgetreten und so Reformator geworden und als Reformator ward er Seelsorger seines lieben deutschen Volks; Seelsorge trieb er in seinen Schriften, Predigten, Briefen. Allerlei Volk wandte sich, wenn guter Rath theuer war, an ihn.

Nur zwei Fälle.

Hans Kohlhase, ein angesehner und geachteter Bürger

in Köln an der Spree (Berlin), eine kraftvolle, tüchtige Natur, ein Mann von tiefer Leidenschaft, erfuhr Unrecht, suchte sein Recht, es ward ihm verweigert; im Zorn und in der Erbittrung darüber zerfiel er mit der Welt, ward Raüber und Wegelagrer, machte die Umgegend bis Wittenberg unsicher. Nur auf Luther hielt er. Dieser hatte schon 1534 einen Warnungsbrief an ihn ergehn lassen, worin er theilnehmend ihm vorhielt: Unrecht werde durch Unrecht nicht zurecht gebracht; Selbstrichter sein sei unerträglich; er müsse Gotte, der ihn Unrecht leiden lasse, stille halten, sich unterwerfen; Gott werde ihm schon helfen; auf seine Genossen könne er nichts bauen. Im Jahre 1539 trat Kohlhase wieder auf und nun, erzählt die Sage, sei Luther eines Abends von einem Unbekannten um eine Unterredung gebeten worden. Luther sei herausgetreten, habe einen Verstörten vor sich gesehn und gesagt: „Bist Du es, Hans Kohlhase?" „Ja, Herr Doktor", sei die Antwort gewesen. Luther habe furchtlos ihn nun in seine Stube genommen, seine Freunde Melanthon, Kruziger und Andre zu sich berufen, den Unglücklichen berathen und früh entlassen. Am 22. März 1540 jedoch hat den Mann sein Geschick ereilt.

Bei weitem schwieriger und bedenklich im höchsten Grade ist ein andrer Fall.

Der Landgraf Philipp war energischer Natur, rasch zufahrend, entschlossen, religiös angeregt, aber ohne sittliche Zucht, nicht gewöhnt, sich zu beherrschen, lebte in keiner glücklichen Ehe mit Christine, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen. Seiner Gemahlin untreu, enthielt er sich gewissenhaft des heiligen Abendmahls; er fühlte sich des Sakraments unwürdig, nach dem ihn verlangte; wenn

er im Kampfe für das Evangelium falle, fahre er, war sein Gedanke, doch zum Teufel. Nun entbrannte er in Liebe zu dem Fräulein Margarethe von der Saal; sie war aber nur zu gewinnen durch Vermählung. Nach dem alten Testamente konnte ja ein Mann mehre Frauen haben. Darin bestärkte ihn sein Beichtvater Melander. Seine Gemahlin hatte nichts dagegen, machte nur den Vorbehalt, daß ihre und ihrer Kinder Rechte unverkümmert blieben. Nun sollte Luther mit Melanthon auch beistimmen, damit er mit fröhlichem Gewissen leben und sterben könne.

Das Gutachten Beider vom 10. Dezember 1539 war entschieden eine Abmahnung. Gottes Gesetz sei von der Schöpfung her, daß ein Mann nur ein Weib habe; ein ander Gesetz sei nicht zu machen; bei Ungläubigen sei seit Lamech es gewöhnlich geworden, auch bei den Patriarchen vorgekommen, daß ein Mann mehr Frauen habe, wie auch im Gesetz stehe (5 Mos. 21, 15): Wenn Jemand zwei Weiber hat. Sie müßten nun auf Gottes Gebot, Zucht und Keuschheit verweisen; wäre es ihm nicht möglich, Folge zu leisten, so möge er Dispensation gebrauchen, die sie nicht zu verwerfen wüßten; er möge heimlich noch ein Eheweib haben, davon beichtweise nur etliche vertraute Personen wissen.

Darauf hat Landgraf Philipp am 3. März 1540 mit Margarethe von der Saal sich heimlich, in Gegenwart Melanthons, Butzers und des Amtmanns von Eisenach, Eberhard von Thann, in Rothenburg bei Fulda trauen lassen; er hielts eben für ungewöhnlich, nicht für unchristlich, zwei Frauen zu haben.

Die Sache ward bald öffentliches Geheimniß und gab großes Aergerniß.

Joachim II. von Brandenburg meinte, dem Teufel müsse es viel Arbeit gekostet haben, dem Evangelium solchen Klotz in den Weg zu werfen.

König Ferdinand soll gesagt haben, diese Sache habe ihn von einer beginnenden Neigung zur evangelischen Lehre geheilt.

Der Landgraf wurde selber besorgt, er möchte wegen seiner Doppelehe, die als schweres Verbrechen galt, dem Reichsgericht verfallen.

Die herzogliche Familie von Sachsen war tief verletzt.

Der Kurfürst Johann Friedrich, ein Meister guter Zucht und Sittsamkeit, dem kein unreines Wort und keine Unwahrheit über die Lippen kam, war durch dieses Ereigniß entrüstet.

Luther erklärte, öffentlich ließe die Doppelehe sich nicht vertheidigen; man müsse unterscheiden, was in Nöthen des Gewissens vor Gott nachzugeben und was in äußerlicher Ordnung auf Erden recht sei; würde der Landgraf seinen Rathschlag offenbaren, so sei mit seinem und Melanthons Ansehn gar nichts ausgerichtet, er werde die Sache als Beichtgeheimniß verleugnen, oder gestehn, er habe geirrt und genarret, man möge um Gottes Willen seine Feder nicht rege machen. Bei Luther war nicht feige Nachgibigkeit gegen einen gewaltigen oder lieben Fürsten die Ursach seines Raths. Nur Zweierlei mag ihn bestimmt haben: bei aller Freude am Ehestande hing noch etwas von dem Mangel an Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe ihm an und das Wort des göttlichen Gesetzes im alten Testamente imponirte ihm wol zu sehr, da er unterschiedslos die Bibel für die christliche Kirche gelten ließ und die Pädagogik in der Heilsgeschichte nicht erkannte, unklar über die Unvollkommenheit der Gottesoffenbarung in frühern Zeiten.

Melanthon wurde auf der Reise zu einem Konvent in Hagenau vom Schmerz über den unglücklichen Beichtrath in Weimar aufs Krankenlager geworfen. Luther, eiligst nach Weimar gerufen, rang im Gebet mit Gott um des Freundes zartes Leben. Kräftig tröstete Luther mit Gottes Gnade, der den Tod des Sünders nicht wolle; hat Gott die größten Sünder wieder zu Gnaden berufen, so wolle Er auch nicht den Philipp verstoßen. Als Melanthon bittet, er solle ihn nur hinziehn lassen, er sei auf guter Fahrt, sagt Luther: „Mit nichten, Philippe, Du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen", und später: „Hörst Du, Philippe. Du mußt nur essen, oder ich thue Dich in den Bann." Melanthon hat selbst bekannt, ohne Luther würde er gestorben und in seinem Kummer vergangen sein.

14. Religionsgespräche (1540. 1541).

Bei den drohenden Gefahren von den Osmanen und von Frankreich und dem Mißtrauen gegen den Pabst ward der Kaiser den Protestanten geneigter, während seine Gegner fürchteten, daß er, mit den deutschen Fürsten einig, zu stark werde. Es war aber nicht blos selbstsüchtige Politik des Kaisers, die Evangelischen zu gewinnen. Der Zustand in der römischen Kirche machte sich auch immer mehr in seiner Unhaltbarkeit geltend; man sehnte sich in der katholischen Kirche lebhaft nach einer Reformation.

In Worms sollte ein Religionsgespräch zwischen römischen und evangelischen Geistlichen gehalten werden. Die Abgeordneten kamen im November 1540 an; von Wittenberg Melanthon und Kruziger. Luther hatte ihnen seinen Segen mit auf den Weg gegeben. Der päbstliche Legat Morone erschwerte und hinderte die Sache so, daß der Anfang den

14. Januar 1541 gemacht wurde. Da soll Melanthon wie eine Nachtigall unter Raben, überaus schön, klar in d Sache, tief in den Gedanken, rein in der Sprache, gered haben. Auf des Kaisers Befehl ward das Gespräch plötzl abgebrochen und auf den Reichstag nach Regensburg verlegt

Gegen Luthers Wunsch schickte Johann Friedrich Mela thon und Kruziger dahin. Luther traute der Sache nid der Landgraf war ihm nicht zuverlässig und es verdr ihn, daß die Sachen der Kirche Christi wie weltlic kaiserliche, türkische, fürstliche behandelt wurden.

Am 9. Juni kam eine kaiserliche Gesandtschaft, welcher die Fürsten Johann und Georg von Anhalt war zu Luther, um dessen Zustimmung zu einigen Artikeln i Religion zu gewinnen. Luther freute sich über des Kaise Vornehmen, hatte aber noch keinen Artikel als den von d Rechtfertigung gesehn und meinte, Jenen sei es ni Ernst, mit Gott und nach der Wahrheit vertragen werden; er fürchtete, sie wollten auch dem Kaiser ei Nase drehn; ihm sagte auch nicht zu, daß der Artikel ni richtig und einfach bei der Wahrheit sei.

Später bat er den Kurfürsten, Melanthon heimzuschick Die Sache war vergeblich gewesen, und Luther mußte n seinen deshalb bekümmerten Freund trösten; erzürnt nan er den Kaiser einen Heuchler.

Wie günstig sich die Verhältnisse der Evangelisd gestaltet hatten, ist recht deutlich bei der Wahl des nei Naumburg-Zeitzer Bischofs 1541 zu erkennen. Johc Friedrich hatte die Domherren in Naumburg durch Manche verletzt und verstimmt; sie wählten einen der gelehrtes Edelleute Norddeutschlands, Julius Pflug, aus ein angesehnen meißnischen Geschlechte. Der Kurfürst mo

ihn aber um keinen Preis. Auf seiner Räthe, auch Luthers Warnung, nicht auch die höhre Geistlichkeit anzugreifen, achtete er nicht; er wählte auch nicht vorsichtig den Domprobst, Fürsten Georg von Anhalt, dem Luther ein trefflich Zeugniß gab. Er folgte auch hier seiner Stimmung und Neigung und wählte Nikolaus von Amsdorf. Luther sprach sich zwar sehr günstig über die Person seines Freundes aus; gegen ihn zu murren hätten die Papisten eigentlich kein Recht; er hat auch bei der Einweihung den 20. Januar 1540 in der Domkirche zu Naumburg gepredigt, aber sagte doch, Amsdorf sei aus einem reichen Prediger ein armer Bischof geworden; er nahm durchaus kein Geschenk an Wildpret von seinem bischöflichen Freund an. Julius Pflug hat natürlich das Reich mit Klagen erfüllt, eine unangenehme Streitigkeit angesponnen, und Amsdorf keine Freude gehabt an seinem Bisthum.

Unangenehm war auch ein Streit, der über Wurzen, zwischen dem Herzog Moritz, dessen Vater Heinrich 1541 gestorben war, in dieser Zeit entstand. Beide Fürsten verwalteten das Bisthum Meißen-Wurzen gemeinsam; die Ernestiner herrschten vornehmlich im Amte Wurzen, die Albertiner hatten unter Herzog Georg aber auch hier eingegriffen und die Türkensteuer erhoben. Diese wollte 1542 Johann Friedrich hier erheben, der Bischof machte Winkelzüge, sofort besetzte der Kurfürst die Stadt mit Truppen. Da machte Moritz auch Ernst und es war nahe daran, daß Ostern 1542 der sogenannte Fladenkrieg ausbrach. Ganz bestürzt schrieb Luther eine kräftige Friedensepistel, die gedruckt den beiden Fürsten zugeschickt werden sollte. Ehe es jedoch dazu kam, hat der Landgraf Philipp Frieden gestiftet und einen Vergleich gemacht.

15. Die letzten Schriften.

Damals bewegte die Furcht vor den Türken das deutsche Volk. Daran nahm Luther theil. Er schrieb eine Vermahnung zum Gebet wider den Türken 1541 und das Jahr darauf: Bruder Richards Verlegung des Alkorans verdeutscht und mit angehängter Warnung. Der Sarazenen übel Sieg und Glükk wider die Christen und der Christen Unglükk wider sie mache weder Mahomeds Glauben recht, noch der Christen Glauben unrecht; Gottes Weise, sein Volk zu regieren, sei eben wunderlich. Unzufrieden war Luther, daß die Kirchendiener die Türkensteuer geben sollten; das gehe von der Kirchen Gut; er wollte nicht, daß seine Güter und Häuser verschont würden; am liebsten möchte er persönlich unter den Haufen wider sie sein.

Wider die Juden hatte er 1538 eine Schrift geschrieben, weil viele Christen jüdisches Gesetz annahmen, aber sich auch vorgenommen, nichts mehr von ihnen und wider sie zu schreiben, und konnte es doch nicht lassen, 1543 ein Büchlein von den Juden und ihren Lügen ausgehn zu lassen. Er bat, mit den Juden nicht viel von den Artikeln des Glaubens zu disputiren: Gott habe sie nicht bessern können, mit Worten und Werken blieben sie auch ungebessert.

Noch drei bedeutende Streitschriften ließ Luther erscheinen.

Zuerst 1541 erschien wider den Herzog Heinrich von Braunschweig, der den Kurfürsten und den Landgrafen gelästert hatte, die Schrift wider Hans Worst; sie strozt von den ärgsten Schimpfreden. Hans Worst habe er nicht erfunden,

das gebrauche man gegen grobe Tölpel; „Teufel, Du lengst; Hans Worst, wie lengst Du; o Heinz Wolfenbüttel, welch unverschämter Lügner bist Du!“ Bei allem unkräftigen, theilweise berechtigten Humor entrichtet Luther hier doch offenbar einen Zoll an seine Zeit, die eben solchen Ton in den Streitschriften anschlug, und an seine Herkunft. Merkwürdig ist, daß er nach Durchlesung seiner Schrift noch meinen kann, er begreife nicht, wie er so glimpflich habe sein können; daran sei gewiß sein Unwohlsein Schuld. Viel mehr erklärt sich die Meinung durch die Art seines Gegners. Herzog Heinrich war der grimmigste Feind der Evangelischen, ein arger Herr. Ein Hoffräulein, das er liebte, ließ er auf seinem Schloß Staufenberg unterbringen; für dasselbe ließ er Seelmessen lesen, als seis todt, und hats regelmäßig besucht; seine Gemahlin kümmerte ihn nicht. Seinen eignen Bruder hielt er 12 Jahre gefangen. That ihm ein ältrer Fürst nicht mit gleich starken Zügen Bescheid im Trunke, so that er beleidigt. Selbstsüchtig durch und durch und rücksichtslos bis zum Äußersten war er. Gegen Solchen dünkte Luthern seine arge Streitschrift glimpflich.

Sodann gab er 1544 kurzes Bekenntniß der heiligen Sakramente wider die Schwärmer heraus; deshalb ward das Bekenntniß von 1528 das große genannt. Luther wollte Klarheit in dieser wichtigen Sache; Viele aber benutzten die Einigung, die Butzer zu Stande gebracht in der Wittenberger Konkordie, um auch die Zwinglianer mit einzuschließen. So wäre der Umfang der Einigung größer gewesen; das ward von Vielen gewünscht. Aber dann hätte die Wahrheit und Wahrhaftigkeit gefehlt. Luther hielt das Nachgeben Zwinglis in Marburg 1529

für unwahrhaftig: da waren sie in vielen Artikeln einig geworden, bis auf den einen vom Abendmahl; nach Zwinglis Tode aber erschien eine Schrift Zwinglis, in der die frühern Artikel wiederholt, ja überboten und von den Schweizern hochgeehrt und gelobt wurden. Luther rechnete die Zwinglianer unter die Schwärmer und schrieb in einem Brief vom 17. Januar 1546 noch einem Freund: „Ich aller unglückseligster unter allen Menschen habe an dieser Seligkeit des 1. Psalms genug: Selig ist der Mann, der nicht wandelt im Rathe der Sakramentirer, noch tritt auf den Weg der Zwinglianer, noch sitzt, da die Zürcher sitzen. Da hast Du es, was meine Meinung ist." —

Endlich erschien 1545 die furchtbare, vernichtende Schrift wider das Pabstthum zu Rom, vom Teufel gestift. Ein frei, christlich, deutsches Konzil wollte eben Rom nicht gewähren; den römischen Buben wären die drei Worte „frei, christlich, deutsch" Gift, Tod, Teufel. Der Kurfürst hatte an dieser Schrift Luthers solche Freude, daß er für 20 Gulden Exemplare kaufte und verbreitete. Selbst König Ferdinand urtheilte: „Wenn die bösen Worte heraus wären, hätte der Luther nicht übel geschrieben."

So war die letzte Streitschrift gegen Rom gerichtet wo der Kampf begonnen, hat er auch bis zum Ende fortgedauert, und das ohne Ermattung des Humors und Witzes. Das beweist der Spottzeddel wider Kurfürst Albrecht, der 1542 Reliquien von Halle nach Mainz schaffen ließ; es schien, als wolle er sie vor der wachsenden Reformation retten. Da führte Luther eine Reihe neuer Reliquien auf, die hinzugekommen waren, wie: drei Flammen vom Busch Mosis auf dem Sinai, ein ganz Pfund von dem Winde, der an Elia vorüberrauschte auf Horeb; zwei Ellen vom

Ton der Posaunen auf dem Berg Sinai; dreißig Bombert von der Pauke der Mirjam, Mosis Schwester, am rothen Meere. Durch Testament der kurfürstlichen Gnaden sollte noch ein ganz Quentlein seines frommen treuen Herzens und ein ganz Loth von seiner wahrhaftigen Zunge dazu kommen. —

Aber Andres als Polemik und Streitschrift bildete in Luthers Schriftstellerei den Mittelpunkt: die Bibel, ihre Auslegung und Uebersetzung.

Luther wünschte, daß des Schreibens immer weniger, des Studirens und Lesens in der heiligen Schrift immer mehr werde, aber fürchtete, daß die Zunahme der Bücher und Bibliotheken die Biblia unter der Bank im Staube vergessen machen könnte; ihm graute vor solchem Gedanken. Drum ging er schwer dran, eine Ausgabe seiner deutschen Schriften 1539, seiner lateinischen Schriften 1545 zu besorgen.

Seine letzten Schriften zur Auslegung heiliger Schrift von 1538 passen ganz zu dem Anfang, den er gemacht: es ist die Auslegung der Abschiedsreden Jesu Joh. 14—16 und des herrlichen Bußpsalms 51, der die vornehmsten Artikel christlicher Religion, insbesondre von Buße, Sünde, Gnade, von christlicher Gerechtigkeit und rechtem Gottesdienst begreift.

Ununterbrochen arbeitete und besserte Luther an der Bibelübersetzung, die nach 1545 aufs Neue erschienen ist, die letzte, zehnte Originalausgabe seiner Uebersetzung, die er erlebte. Ueber Tische hat er einmal gesagt: „Wäre ich so beredt und reich an Worten, wie Erasmus, und im Griechischen so gelehrt wie Joachim Kamerarius, und im Hebräischen so erfahren wie Forsterus, und wäre noch jünger — ei, wie wollt ich in Gottes Wort arbeiten."

Aus der Liebe zur Bibel und dem Leben in und ihr kam Luthern die anziehende Kraft, die sich allen sei Schriften mittheilte. Trefflich hat der edle Kurfürst Joh Friedrich, der in seiner Gefangenschaft viel mit Luth Schriften sich beschäftigt und an ihnen getröstet hat, ein wohlerfahrner Mann gesagt: „Luthers Schriften herz und gingen durch Mark und Bein; ein Blatt in Luth Schriften sei kräftiger und trostreicher, als ein Bogen e andern Skribenten."

V. Schluß.

1. Das Familienleben.

Luther war durch das klare Wort heiliger Schrift, das in ihm tiefste Erkenntniß der Sünde und kindlichen Glauben an Gott und Christo erweckte, aus einem römischen Mönch ein evangelischer Christ und so Reformator der Kirche geworden. Als Ehemann und Vater wurde er zum Reformator des Hauses; er gab für das christliche Familienleben ein Vorbild, das noch wirkt!

Eine lieblichre, freundlichre, holdseligre Gemeinschaft, als eine gute Ehe, kennt Luther nicht; er ist, bleibt und stirbt im Lob des heiligen Ehestandes.

Der Kurfürst Johann hatte das weitläufige und verfallende Gebäude des Augustinerklosters nebst Garten Luthern geschenkt; an dem Dach und Gemäuer gab es immer zu bauen und zu bessern; es konnte überhaupt nur ein Drittheil etwa bewohnt werden. Die Familienwohnung war einfach. Die Fenster bestanden aus runden Scheiben, mit

kleinen Schiebefenstern. In den gemüthlichen, tiefen Fensternischen war ein großes Gestühl mit zwei einander gegenüberstehenden Sitzen. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch. Die Wände waren mit Malereien geschmükkt, die getäfelte Zimmerdekke reich verziert, selbst der große Kachelofen nicht ohne Zierrath: auf den Kacheln waren die Evangelisten eingebrannt, auch die Himmelskugel mit dem Zirkel, die Laute und andre Instrumente, als ob geistliches Wissen mit Weltweisheit und Kunst erst wahrhaft wohlthuende Wärme gewähre.

Dahin hatte Luther seine Heimfahrt 1525 gehalten.

Besonders im Anfang der Ehe war Katharina häufig mit weiblicher Arbeit im Zimmer, während Luther arbeitete. Hin und wieder warf sie eine Frage auf. So einmal: „Herr Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?“ Das war eine und dieselbe Person. Katharina war eben weder gelehrt noch geistreich; nannte sie doch den Katechismus anfangs nur Kategissima. Aber er hatte an ihr ein frommes, getreues, fleißiges und kluges Weib und gewann sie immer lieber; er achtete sie theurer als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft. Als er die ihm werthe Epistel an die Galater auslegte, sagte er: „Die ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe, sie ist meine Käthe von Bora!“ Sie war ihm eben nicht Magd, sondern Genossin des Lebens und Strebens; er nannte sie seine Kaiserin. Einem Freund schreibt er einen Gruß von ihr: „Es grüßt Dich demüthig mein Herr und Moses Käthe.“ Ihr selbst schreibt er: „Meinem freundlichen lieben Herrn Käthe Lutherin, Doktorin und Predigerin zu Wittenberg.“ Sehr oft nennt er sie: „Herr Käthe“, „meus Ketha“ — wahrscheinlich, weil

einmal ein Student die Worte: „wenn das meines Herrn Frau wüßte", übersetzt hat: „si hoc scirot uxor dominus meus". — Den kleinen Katechismus schätzte sie hoch, schenkte ihn gern ihren Freundinnen. Sobald die Bibelübersetzung vollendet war, begann sie mit Fleiß darin zu lesen, war Ende Oktober 1535 beim 5. Buch Mosis, wollte bis Ostern fertig sein, da Luther ihr dann 50 Gulden versprochen hatte. Oft gab ihr Luther auch Bibelstellen zum Auswendiglernen auf, wie den 31. Psalm, der sie später in ihrem Wittwenstande wohl getröstet hat. Doch wurde ihr bei den wachsenden Geschäften des Hauses des Lesens fast zu viel, daß es ihr mitunter lästig ward.

Sechs Kinder wurden Luthern geboren: Johannes den 7. Juni 1526, Elisabeth den 10. Dezember 1527, Magdalena den 4. Mai 1529, Martin den 7. November 1531, Paul den 28. Januar 1533, Margaretha den 27. Dezember 1534. Von diesen starb die älteste Tochter klein, 1528, noch vor dem ersten Lebensjahre; er war verwundert, wie er um dies Kind jammerte.

Luther hatte große Freude an den Kindern; er nannte sie die beste Wolle am Schafe. Als Dr. Jonas einmal einen Ast mit schönen Kirschen über dem Tische aufgehängt hatte und Gottes herrlichen Segen an solchen Früchten lobte, wies Luther auf die Kinder, des Leibes Früchte, die aller Bäume Früchte übertreffen. Er verstand aber auch trefflich der Kinder Sinn und Art, wie sie, unter Gottes Gnade, um nichts bekümmert; das sei unverderbet. Er freute sich, wie bald die Kinder, wenn sie sich gezankt und gehadert hatten, wieder sich vertrugen und versöhnten, wie feine Gedanken sie von Gott dem Vater im Himmel hätten. Er lernte mit seinem Sohn Hänschen und seinem Töchterlein

Magdalene den Katechismus. Bekannt ist das Bild, wie Luther mit seiner Käthe vor dem brennenden Christbaum sitzt und die Kleinen in stiller Andacht oder mit lautem Jubel sich freuen und nun mit Gesang und Lautenspiel das Christkind begrüßt wurde. Bekannt ist auch der kostbare Brief, den Luther von Koburg 1530 an seinen vierjährigen Hans geschrieben hat: da sieht man, wie ers versteht, mit Kindern zu reden. Er verschmähte auch nicht, mit Fabeln, Gleichnissen und Mährlein die Kleinen, Kinder wie Gesinde, zu belehren; darin war er Meister. Seine Kinder lernten das Vaterhaus ganz anders kennen, als er; bei ihm herrschte Milde und Freiheit; er beobachtete die verschiedne Gemüthsart und kannte die Bedürfnisse des Kindes und seiner Seele. Aber neben dem Apfel hatte er auch die Ruthe in der Hand, wenns nöthig war. Er wollte lieber einen todten, als einen verzognen Sohn haben und nicht dulden, daß ein Bube auf die Privilegien des Vaters sündige. Einmal wollte er seinen Johannes drei Tage nicht vor sich kommen lassen, bis er sich gedemüthigt; Dr. Jonas und Dr. Teutleben vereinigten ihre Bitten mit der der Mutter; des Vaters Strenge scheint den Trotz des Knaben gereizt zu haben.

Luthers Kinder geriethen wohl. Johannes ward Jurist und starb geehrt 1575 in Königsberg; Martin mußte wegen Kränklichkeit die Theologie aufgeben und starb als Privatmann 1565; Paul, ein an Höfen gesuchter Arzt, starb 1593; Margaretha, verheirathet an einen Herrn von Kuhnheim, ist 1570 gestorben. Lenchens Tod 1542 hatte der Vater noch erlebt.

Luther spricht in seiner Erfahrung eine allgemeine aus, wenn er sagt: „Die Großeltern haben ihre Kindeskinder

viel lieber, als ihre eignen." Es wäre für den Sohn mit seiner Pietät und seinem lebhaften Familiensinn eine große Freude gewesen, wenn Vater und Mutter von Mansfeld nach Wittenberg zu ihm gezogen wären, wie er bereits eine verwaiste Schwestertochter, Lenchen, die eine rechte Hilfe für Katharina war, zu sich genommen hatte. Allein der Tod schnitt diese Aussicht ab: der Vater war den 29. Mai 1530, die Mutter den 30. Juni 1531 gestorben.

Zur Familie gehörten bei Luther auch die dienenden Geister; er schätzte die Tüchtigkeit treuer Diener. Als sein Famulus, Student Johann Rischmann, abging, war er gerade in Torgau; da schrieb er seiner Frau und erklärte, er gäbe ihm gern zehn Gulden, wenn er sie hätte, aber unter fünf dürfe sie ihm beim Abschied nicht geben. Mit dessen Nachfolger, Wolfgang Sieberger, drechselte er, bepflanzte den Garten; als Jener sich auf das Vogelstellen einließ, setzte Luther eine überaus launige und sinnige Klagschrift der Vögel an Luthern auf (1534) und ließ so den Ruf ergehn: „Schützet die Vögel!" — Auch eine Betrügerin fand in Luthers Haus freundliche Aufnahme: sie gab sich für eine entflohne Nonne aus, nannte sich Rosine von Truchseß; sie machte sich aber so unnütz, daß Katharina sie heimlich entließ. In einem ähnlichen Falle aber forderte Luther, daß das Gericht einschreite; er hielt strenge Hausdisciplin für nöthig, damit seine Lehre nicht verdächtigt, ihm selber nicht ein Schandfleck angehängt werde. —

Zu Luthers lebhaftem Familiensinn kam außerordentliche Begabung für die Geselligkeit. Wie bei ihm die Lehre beredt war, so das Leben gesprächig. Er hatte ungewöhnliche Lust zum Fabuliren; nichts befremdete ihn mehr an Kaiser

Karl, als dessen Schweigsamkeit. Schloß er doch einmal ein Gebet: „Ach lieber Gott, strafe doch lieber mit Pestilenz, als daß Du so stillschweigest.“ Er hatte nicht blos die Zunge im Herzen, sondern meist auch das Herz auf der Zunge; als ein echtes Thüringerkind liebte er nach der Arbeit die Erholung, war genügsam, gesellig und gastfrei, behaglich und verständig, aufgeweckten und heitren Sinnes.

Vor Allem liebte er daheim die Geselligkeit, machte gern mit den Seinen im Sommer einen Ausflug aufs Land, besuchte einen Pfarrer oder Schulzen, zum Gastmahl geladen, oder brachte die Schulzen mit, hatte auch gern seine Freunde bei sich als Gäste, oder trank mit ihnen im Gasthof zum Bären sein Eimbecker Bier, das er 1521 in Worms kennen gelernt. Er liebte die Fröhlichkeit, ließ Keinen traurig sein; war junges Volk dabei, regte er zu allerlei Spiel, auch Kegelspiel, an.

Nächst der Theologie war ihm die Musik am liebsten; er sang oft nach Tisch mit den Kindern oder Gästen eine halbe Stunde oder mehr. Seine Beobachtung der Natur und der Freude an ihr gab ihm eine Menge von Gleichnissen, Bildern, Vergleichungen, Gedanken an die Hand. Sein poetischer Sinn ließ ihn an deutschen Bildern, Reimen, Liedern großen Reichthum sammeln. Er war ein Freund der Künste und warmer Fördrer der Wissenschaft und weltlicher Bildung. Sein lebhafter Geist gebietet über einen Schatz von Gedanken und Geschichten, den sein starkes Gedächtniß immer bereit hielt.

Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich macht und holdselig ist zu hören, das hatte Luther lieb.

Um solchen Ansprüchen der Geselligkeit zu genügen, waren die Einnahmen fast zu gering. Als einzelnstehender

Mann hat er zuerst 22 Thaler jährlich bezogen. Später betrug sein Gehalt 200 Gulden. Als auch damals der Goldwerth sank, bedurfte er 300 Gulden. Er erklärte, er gäbe mehr aus, als er einnehme; jedes Jahr müsse er 500 Gulden in die Küche haben. Der Kurfürst wies ihm 1536 noch 100 Scheffel Korn, Malz zu zwei Gebräuden Bier, 60 Klaftern Holz zu. Einen ergiebigen Gang in den Silberbergwerken zu Schneeberg, den Kurfürst Johann 1529 ihm für die Bibelübersetzung zuwies, nahm er nicht an. Auch das Anerbieten der Buchhändler, ihm jährlich 400 Gulden zu zahlen, wies er ab: „Gottes Gnade will ich nicht verkaufen." Aber Geschenke aller Art erhielt er öfter: Tuch zu Kleidern von seinem Kurfürsten, ein wildes Schwein von dem Fürsten zu Anhalt, Kleinodien, wie Becher, Früchte aus dem Süden, auch Geldsummen von lebenden, auch unbenannten Freunden oder durch testamentarische Bestimmung. Von seinem Vater erbte er 250 Gulden.

Luther bedurfte aber Geld nicht blos für sein Haus, auch für seine Freunde, für Arme. Einmal brachte Bugenhagen ihm 100 Gulden; die Hälfte erhielt Melanthon, der sie gerade brauchen konnte, über die andre stritten sich die Freunde; keiner wollte sie nehmen. Ein Geschenk von 200 Gulden vertheilte Luther unter arme Studenten. Einem Armen, der ihm seine Noth klagte, hatte er kein Geld zu geben, da nahm er das Pathengeld des Jüngsten und tröstete die Mutter, noch Wöchnerin, Gott sei reich, Er werde andres bescheeren. Ja, mit den silbernen Bechern half er manchem bedrängten Mann; er gab sie ihnen, um sie zu verkaufen, oder er verpfändete sie, um Geld für Nothleidende zu haben. So schickte er einen armen Gesellen an den Stadtrath mit der Bitte, ihm als einem

gelehrten und frommen Manne 30 Gulden zu geben, und wäre soviel nicht da, so möchten sie 20 geben, er wolle sehn, wie er zehn dazu schaffe, und wäre ihnen das noch zu viel, möchten sie die Hälfte geben, er gebe dann die andre. —

Ohne die Sparsamkeit und Thätigkeit der Frau wäre es um das Haus schlimm bestellt gewesen. Sie war sehr geschickt in feiner Arbeit; ein violettes Meßgewand im Dome zu Merseburg zeugt von ihrer Kunstfertigkeit. Für die Kinder hat sie fleißig genäht. Die Garten- und Feldwirthschaft lernte sie mit Gewinn treiben. Für Schinken und Wurst war gewiß gut gesorgt; verlor sie doch einmal 1527 in der Pestzeit fünf Schweine. Kühe hielt sie, auch Pferde; ihre Augen wachten über dem Gebräu; von einzelnen Tischgenossen erhielt sie Kostgeld; da hielt sie auf Ordnung. Die Stellen waren gut besetzt und gaben ihren Ertrag reichlich. Katharina hatte immer noch etwas übrig. So ließ sie 1540 ein neues Portal aus pirnaischem Sandstein machen; über dem Sitze rechts war Luthers Wappen, links sein Brustbild ausgehauen mit der Unterschrift: „Im Stillesein und Hoffen wird meine Stärke sein."

In demselben Jahre kaufte Luther für seine Käthe ein kleines Gut in Zulsdorf; in diesem Reiche sollte sie Königin sein. Er sorgte für seine Wittwe. Als Luther starb, hinterließ er außer diesem Gute noch ein Haus und drei Gärten; seine Hinterlassenschaft wurde im Ganzen auf 8- bis 9000 Gulden geschätzt.

Ein großes Verdienst Katharinas besteht sicher darin, daß sie trefflich zu wirthschaften verstand; sicher ging sie dabei zu Werk. Luther schreibt einmal: „Der reichen Frau zu Zulsdorf, Frau Doktorin Katharina Lutherin zu Witten-

berg leibhaftig wohnhaftig und zu Zulsdorf geistlich wandelnd."

Neben diesem wachsenden Segen ist das Kreuz ein wesentlicher Zug in dem Hausstande Luthers. Nicht gering war die Stärke und Klarheit der Seele, die Katharina bewahrte. Zunächst fehlt es nicht an leiblicher Krankheit. Als Luther 1527 sehr krank war, hat Katharina, ein Kind auf dem Arme und eins unter dem Herzen, zu ihm gesagt: „Mein liebster Herr Doktor, ist es Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm Herrgott lieber als bei mir wissen. Es ist mir aber nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viel fromme Leute, die Euer noch bedürfen. Wollt Euch, mein liebster Herr, um meinethalben nicht kümmern. Ich hoffe und traue zu Gott, Er werde Euch gnädiglich erhalten." Unter ihrer Pflege fühlte er bald, daß es besser ward.

Anfang 1540 ward Katharina todtkrank; Luther fürchtete, sie zu verlieren. Im kindlichen Glauben war sie Angesichts des Todes getrost und Luther durfte in Briefen seine Freude aussprechen, der liebe Herr Käthe fange an sich zu erheben.

Ein besondrer Riß im Herzen und im Hause war der Tod der 13jährigen Magdalene, der stillen Freude der Eltern, die oft laut ward. Dem Vater war das Kind wegen ihres sinnigen und kindlichen Sinnes ganz besonders ans Herz gewachsen. Lenchen starb den 20. September 1542. Der Familie war, als hätte sie eine Heilige gen Himmel geschickt.

Für Katharina waren Luthers geistliche Anfechtungen ungemein schwer. Er litt in Folge seiner außerordentlichen Arbeiten und Kämpfe an Verstimmungen, die den Charakter

tiefer Melancholie oder nervöser Reizbarkeit und Heftigkeit trugen. Dieser furchtlose Kämpfer ward im Blick auf sein Persönlichkeit oft recht verzagt und niedergeschlagen. Mi unter saß der beredte, gesprächige Mann stumm bei Tisch ohne ein Wort zu sagen. Oft erheiterte ihn die Laut Auch lud die Hausfrau einen lieben Freund in solcher Z zu Tische; das half. Einst aber half nichts, Luthers Niederg schlagenheit zu vertreiben; auch eine Erholungsreise war ver geblich. Da kleidete Katharina sich in Trauer. Luther, ver wundert, fragt, worüber sie traure. „Seht, Herr Doktor" sagt sie, „unser lieber Herrgott ist gestorben, deß traure ic so." Da lacht Luther auf: „Ja, liebe Käthe, that ic doch, als wäre kein Gott im Himmel mehr." Sein Trübsinn war gewichen.

Mit so feiner Klugheit hat sie nicht immer den nieder geschlagnen Gatten aufgerichtet. Wenigstens behaupten Melanthon und Kruziger, sie habe, wenn sich Mißver ständnisse zwischen Luther und seine Freunde eindrängten, eher ihn im Mißtrauen, Vorurtheil, bittrer Stimmung bestärkt; ihre Verehrung vor ihrem Mann habe sie parteiisch wider die Freunde gemacht.

Das beste Zeugniß für das Familienleben wie die Familienglieder ist das Testament Luthers. Er bestellte bei Zeiten sein Haus und setzte sein Weib zur Erbin des ganzen Besitzes und Nachlasses ein, verpflichtete sie aber, eine Schuld von 450 Gulden zu übernehmen, wenn er sie noch nicht getilgt habe. Er bezeugte im Testamente, sie habe ihn allezeit als ein fromm, treu, ehrlich Gemahl lieb und werth gehalten, und wollte, daß sie nicht müsse den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehn, sie in Ehren halten und ihr unterworfen sein.

2. Der letzte Unmuth (1545).

So sehr Luthern auf seiner Wallfahrt die Lauberhütte des Hauses wohlthat, konnte sie doch die Ermattung des Alters vor der Zeit nicht von ihm abwehren. Aufregende Kämpfe, aufreibende Arbeiten, niederschlagende Erfahrungen hatten seine Lebenskraft in Geist und Leib aufgezehrt; er hatte sich sattgelebt, fühlte sich als alten Mann; die Welt selber erschien ihm veraltet.

Nachdem er in den besten Jahren das Ohrensausen, darnach das Steinleiden durchgemacht, kam nun ein Augenleiden, daß er sich den einäugigen Mann nannte, und endlich ein böser Fuß, der ihn nöthigte, sich auf einem Wägelchen bis an die Kirchthür fahren zu lassen; gegen dieses Leiden hatte sein Freund Ratzenberger, des Kurfürsten Leibarzt, ihm eine Fontanelle am Schenkel gelegt, die offen gehalten werden mußte.

Feindselige Angriffe der Widersacher fochten ihn nicht an. Die in Neapel und anderwärts italienisch gedruckte Schrift erzählte, Luther habe kurz vor seinem Tode das Sakrament empfangen, sich auf den Altar gesetzt und anbeten lassen; als er aber ins Grab gelegt worden sei, sei ein erschrecklich Getümmel entstanden, die Hostie sei in der Luft erschienen und aus dem Grab ein schwefeliger Gestank aufgestiegen und das Grab leer gewesen. Luther erklärte, diese Schrift bis auf die Gotteslästrung gern gelesen zu haben.

Aber Andres in der evangelischen Kirche griff ihn gewaltig an.

Der geachtete Dr. Schurff und andre Juristen vertheidigten die Giltigkeit heimlicher Verlöbnisse, ganz wie das

päbſtliche Recht. Bei den Studenten waren ſie in Uebung; Wittenberg kam durch ſie in übles Gerücht. Luther waren ſie bei ſeiner Pietät gegen der Eltern Würde und wegen der einreißenden Unſittlichkeit der Studenten ein Greul. Er bekämpfte ſie in der Predigt und ſonſt nicht ohne Heftigkeit; er nahm das Sprichwort auf: „Ein Juriſt iſt ein böſer Chriſt"; er meinte, ſie machten die Sachen nur ärger, um Geld zu gewinnen.

Vor Allem bekümmerte ihn, daß Gottes Wort, deſſen Autorität er aufgerichtet habe, wohl Roms Autorität in Deutſchland gebrochen, aber nicht, wie er im Blick auf die Türkenkriege ſagte, die wahren Türken, den Geiz, Wucher, Tyrannei, Zwietracht und das ganze Heer von Treuloſigkeit, Bosheit, Nichtswürdigkeit im Adel, an den Höfen, in den Städten und Landhäuſern ausgefegt habe. Ihm war der Glaube, der allein rechtfertigt vor Gott, ein mächtig, geſchäftig, kräftig Ding und die Rechtfertigung durch den Glauben eine Verſetzung in den Stand und den Sinn eines Gotteskindes, das innerlich wirkſame Prinzip chriſtlicher Sittlichkeit. Luther hatte eine Geſellſchaft vorgefunden, die faſt in allen Klaſſen dem Sinnengenuſſe verfallen war. Sein Wort hatte wie ein läuternder Wetterſtrahl in dieſe ſittlich und geiſtig verwahrloſte Geſellſchaft getroffen; er hauchte ihr einen andern Geiſt ein. Aber langſam rang ſich die reformatoriſche Entwicklung durch. Er ſchaute als Wandrer mehr den Staub und die Staubwolken der um ihn wandelnden Genoſſen, als das Ziel, dem zugeſtrebt, als den keimenden Gewinn, der gelegt ward. Ohne Kämpfe, auch ohne Schwankungen, Rückfälle konnte es nicht abgehn. Das machte den leidenden Luther unmuthig. Seinem Blick entzogen ſich die Kräfte,

welche später christliche Fürsten, wie Ernst den Frommen, den großen Kurfürsten, und Geistliche, wie Paul Gerhard, Arndt, als Charaktere hervorragender Sittlichkeit schufen und eine Geistlichkeit ins Leben gerufen hat, die in und nach dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege glänzend sich bewährt hat.

Der Mißmuth des angegriffnen Helden stieg bei der scheinbaren Erfolglosigkeit seines Warnens und Rügens so, daß er im Sommer Wittenberg verließ. Von Leipzig, wo er bei dem Handelsherrn Scheerl freundliche Aufnahme fand, schrieb er seiner Käthe, sie möge auch fortgehn nach Zulsdorf, er wolle lieber herumschweifen und Bettelbrod essen, als seine letzten Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg sich martern lassen.

Von Leipzig ging er nach Merseburg, wohin der Fürst Georg von Anhalt ihn einlud. Später ging er zu seinem Freund Amsdorf nach Zeitz.

Da traf ihn eine Gesandschaft der Universität und der Abgesandte des Kurfürsten, Dr. Ratzenberger, um ihn zur Rückkehr zu bewegen.

Am 18. August traf er wieder in Wittenberg ein und vollendete seine Vorlesungen über das erste Buch Mosis, daran er zehn Jahre gearbeitet, im November mit den Worten: „Das wird meine letzte Arbeit sein; mit dem will ich, ob Gott will, mein Leben beschließen."

3. Mansfelder Händel (1546).

Nur eine doppelte Arbeit blieb Luthern noch übrig: einen Streit der Mansfelder Grafen zu schlichten und den Todeskampf zu bestehn.

Der Handel der Grafen Albrecht, Philipp und Hans

Georg von Mansfeld ging Luthern nahe; er sah in ihm immer noch seine lieben Landesherren; bei ihm war d Pietät in jeder Beziehung mächtig.

Ueber den Grafen Albrecht klagten Luthern seit Jahr schon seine Landsleute: sie seien von ihm zu hart gedrük er bringe sie von ihren Gütern und mache sie schier leibeiger Darüber hatte Luther ihm selbst und den beiden ander wiederholt ernstlichen Vorhalt gethan. Nun geriethen auch die Brüder selber mit einander über die Bergwerke in Streit; die Juristen schürten und benutzten, wie man klagte, diese Streitigkeiten. Endlich bat Albrecht um Luthers Vermittlung und schiedsrichterlichen Spruch.

Dreimal reiste Luther mit Genehmigung seines Kurfürsten zu ihnen: im Oktober 1545, den 23. Dezember darauf bei fürchterlicher Kälte, Ende Januar 1546. Das erste Mal kam kein Vergleich zu Stande; das andre Mal hatte er Melanthon mitgenommen, der krank wurde, daß Luther froh war, ihn nach Wittenberg zurükgebracht zu haben; auch diesmal ward nichts ausgerichtet.

Den 2. Sonntag nach Epiphanias hielt er seine letzte Predigt in Wittenberg und ermahnte herzlich und nachdrüklich, fest an Gottes Wort zu halten und vor den eignen Gedanken sich zu hüten; er habe mehr denn dreißig Rottengeister vor sich gehabt; aber das Wort habe ihm geholfen: „Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den höret! diesen höret!“ — Aehnlich bat er beim Abschied seine Freunde.

Am 23. Januar brach Luther mit seinen drei Söhnen, Hans, Martin und Paul, auf; deren Lehrer, sein Famulus, Ambrosius Rudtfeldt, begleitete ihn. In Halle mußte er wegen des großen Wassers der Saale vom

25. bis 27. Januar liegen bleiben; er war bei Dr. Jonas zur Herberge. Heiter schrieb er an seine Frau über die große Wiedertäuferin Saale und sie würde, wäre sie hier gewesen, gewiß gerathen haben, ruhig zu warten, „so hätten wir Deinem Rath auch einmal gefolgt".

Leidend kam Luther den 28. Januar nach Eisleben. Der 19jährige Hans eilte zurück, um aus der Hausapotheke Käthens zu holen, was ihrem Stärkchen wohlthat. Bereits den 1. Februar schrieb er in sprudelndem Humor. Auch den 6. Februar schreibt er munter „der tiefgelehrten Frauen Katharin Lutherin". Im Brief vom 10. Februar redet er sie allerheiligste Frau Doktorin an, verspottet ihr vergebliches Sorgen und erzählt, wie Dr. Jonas aus Neid ihm nicht gönne, allein einen bösen Schenkel zu haben, und sich deshalb an eine Lade gestoßen und so verletzt habe. Im letzten Brief von 14. Februar spricht er seine dankbare Freude aus, daß das Werk der Versöhnung der Grafen ziemlich beendet sei; dabei schickt er Forellen, die ihm die Gräfin Albrecht geschenkt. — Das war der letzte Brief.

Hier hielt er auch sonntäglich eine Predigt, die letzte den 14. Februar. Er predigte von dem Glauben, der im Paradies begonnen, aber, vom bösen Geist allezeit bedroht, auch jetzt in Gefahr sei; aber der im Schiff während des Sturms schlafe, werde schon Ruhe gebieten. Er rufe nicht vergeblich zu sich alle Mühseligen und Beladnen.

Aller zwei, drei Tage hatte er eine Verhandlung. Ihm lag daran, die Personen zu einigen in Liebe, dann würden die Sachen sich schon vertragen. Bei der letzten Mahlzeit am 17. Februar sprach er, fröhlich heimgehn zu wollen, wenn er seine lieben Landesherren vertragen. Er hatte

nach Wittenberg geschrieben, Dr. Brück möge den Kurfürsten bewegen, daß er ihm befehle, nach Wittenberg zurückzukehren; so werde der Ausgleich beschleunigt werden. Der Befehl war gekommen; er hoffte in dieser Woche heimzukommen.

Doch kam ihm mehrmals der Gedanke, hier in Eisleben sei er geboren, hier werde er am Ende sterben.

4. Luthers Tod (1546).

Kurz vor der Abendmahlzeit klagte er über einen Druck auf der Brust. Doch hielt er sein Mahl fröhlich. Von seinem Siegsgefühl zeugte ein Vers, den er an die Wand geschrieben:

„Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa."
(„Pest, Pabst, war ich im Leben, im Sterben werd ich dir Tod sein.")

Seine Todesgedanken waren von Auferstehungsfreude durchleuchtet: „Wie Adam Eva, die er nie gesehn hatte, als die Seine erkannt hat, werden die Gläubigen einst sich erkennen und miteinander freuen." Das war sein letztes Tischgespräch.

Bald nach Tisch ging er hinauf in seine Stube, trat an das Fenster, wie er gewöhnlich that, und betete. Dann klagte er: „Mir wird weh und bange, wie nie zuvor, um die Brust." Die Freunde rieben ihn mit warmen Tüchern, und als Graf Albrecht, der herbeigeeilt war, frug, wies gehe, hat er geantwortet: „Es hat keine Noth, es beginnt sich zu bessern." Dann legt er sich auf das lederne Ruhebettlein und schläft nach 9 Uhr ein. Um 10 Uhr erwacht er, ist unzufrieden, daß die Freunde, Dr. Jonas und M. Cölius, die Söhne Martin und Paul mit dem Präceptor noch auf sind, steht auf und geht in die Kammer, auf der Schwelle noch betend: „In Deine Hände befehle

ich meinen Geist, Du hast mich erlöst, Du treuer Gott." In dem durchwärmten Bett schläft er ein und ruht bis 1 Uhr. Erwacht klagt er: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so wehe! Ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Ohne irgend eine Hilfe steht er auf, geht aus der Kammer in die Stube, und sagt auf der Schwelle: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöst, Du treuer Gott." In der Stube geht er ein- oder zweimal auf und ab, legt sich aufs Ruhebett und klagt über harten Druck auf der Brust. Die zwei Aerzte der Stadt werden geholt, alle Freunde, auch Graf Albrecht, eilen herzu, und die Gräfin bringt allerlei Labsal und Würze. Er betet wiederholt, hält sich an den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebt", fühlt die Nähe seines Todes und sagt dreimal eilig hintereinander: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöst, Du treuer Gott." Die Gräfin und die Aerzte streichen den Puls mit stärkendem Wasser. Die Freunde fragen: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig sterben?" Vernehmlich sagt Luther: „Ja!" Darauf legt er sich auf die Seite, fängt an zu schlafen, thut ein tiefes, doch sanftes Athmen und entschläft zwischen 2 und 3 Uhr den 18. Februar, daß alle Umstehenden an das Wort erinnert wurden: „Wer mein Wort hält, wird den Tod nimmermehr sehn ewiglich."

5. Das Begräbniß (1546).

Vor Allem ward die Trauerkunde vom Dr. Jonas, dem Grafen Albrecht zu Mansfeld und dem auch gegenwärtigen Fürsten Wolfgang von Anhalt dem Kurfürsten angezeigt.

Dieser klagte tief um Luther. Er war wieder mit Herzog Moritz in Streit wegen unbedeutender Dinge, wie des Zolls, den Leipziger Bürger von Kalkfuhren bei Borna entrichten sollten. Solche Streitigkeiten trieben Moritz, sich dem Kaiser zu nähern und diesem einen Krieg gegen die Evangelischen möglich zu machen.

Zwei Maler nahmen ein Bild vom todten Angesicht Luthers.

Nach dem ersten Trauergottesdienst am 19. Februar, Nachmittags 2 Uhr, in welchem Dr. Jonas seinem Freunde in überfüllter Kirche, vor herzlich betrübter Versammlung die Predigt hielt, kam der Befehl des Kurfürsten, die Leiche nach Wittenberg zu bringen; am liebsten hätten die Mansfelder Grafen Luthers Leiche in Eisleben bestattet.

Sonnabend den 20. Februar hielt M. Cölius in überaus voller Kirche noch eine Leichenpredigt, und nach 12 Uhr ward die Leiche aus Eisleben in christlicher Weise abgeführt. Zahlreich war das Gefolge: Dr. Jonas mit Luthers Freunden, die Mansfelder Grafen, Viele vom Adel und von der Bürgerschaft.

Am 21. Februar ward die Leiche über Bitterfeld, Kemberg weiter gebracht. In allen Orten, durch die der stattliche Zug kam, wurden die Glokken geläutet; christliche Theilnahme bezeugten alle Gemeinden.

Der Zug kam den 22. Februar in Wittenberg an. Vor der Leiche ritten nun die Abgeordneten des Kurfürsten, die Mansfelder Grafen mit 45 Pferden, im Ganzen fehlte nicht viel an 100 Berittnen. Nach dem Leichenwagen die Wittwe mit etlichen Matronen, die drei Söhne, sein Bruder, seine Neffen, darauf die Universität in ihren Gliedern, der Rath und die Bürgerschaft. So ward die Leiche in die

Schloßkirche geführt; ganz ungewöhnlich war Gedränge des Volks und Theilnahme der Gemeinde. Bugenhagen predigte über Thessal. 4, 13. 14. Darauf sprach Melanthon in lateinischer Rede. Er hatte tiefbewegt am 19. Februar in dem Auditorium den Tod angezeigt und erklärt, er wisse nicht, ob er sein Lehrgeschäft fortsetzen könne. Hier nun pries er nicht ohne Kampf mit Thränen Luthern: er habe große und einfache Wahrheiten an das Licht gebracht, mit der einen Hand gebaut, mit der andern gestritten, immer voll Würde, mit einem Herzen ohne Falsch, einem holdseligen Mund, der größten Redner Einer.

Nicht weit von der Kanzel, auf der er oft als gewaltiger Prediger gestanden, ward der Leib Luthers eingesenkt.

Die Männer der Wissenschaft, die Kämpfer der Wahrheit fühlten sich wie verwaist. Am tiefsten trauerte Katharina.

Hans Sachs, der die Wittenberger Nachtigall begrüßt hatte, brachte seine Klagred.

Nur Einer freute sich: Mykonius, weil er nun auch seinen Hirtenstab niederlegen und seinem Freunde nachfolgen dürfe; triumphirend hatte er den Kurfürsten geschrieben: „Dieser Dr. Luther ist nicht gestorben, wird und kann nicht sterben!“

Ulrich Zwingli.

(1484—1531.)

I. Vorbereitung.

1. Kindheit und Jugend (1484—1501).

Am 1. Januar 1484 wurde dem geachteten Amman der Gemeinde Wildhus Zwingli das dritte Kind geboren; Ulrich ward er genannt; am liebsten nannte er sich später Huldreich. Das Dorf ist das höchste im Toggenburg'schen, zwischen dem Säntis und den Kuhfirsten; die Häusergruppe, in deren Mitte das wohlgezimmerte, festgefügte Geburtshaus liegt, heißt Lyfighaus.

Der Vater Ulrich, eine kräftige Persönlichkeit, gehörte einem altehrlichen Geschlechte an; die Mutter, Margarethe, war eine geborne Meili; ihr Bruder ward Abt von Fischingen, des Vaters Bruder erst Pfarrer in Wildhaus, dann Dechant in Weesen. Acht Söhne und zwei Töchter wurden ihm geboren.

Vater und Söhne trieben als Hirten anfangs Mai ihre Herden auf die Weide, stiegen allmälig immer höher, bis sie Ende Juli auf die höchsten Alpenmatten gelangten;

dann kamen sie immer tiefer und im Herbst nach Wildhaus zurükk.

Im Winter hörte Huldreich mit Interesse den Erzählungen der Männer zu, die sich um den Vater sammelten, wie um einen Patriarchen. An Bestrebungen wider den Drukk der Kirche fehlte es im Volke nicht; auch nicht unter den Bauern und Hirten. Ein Thurgauer Bauer hat 1520 „ein kurz Gedicht, Luthern zu Lob und seinen Widerwärtigen zu Spott", drukken lassen. Der Ammann Zwingli hat, während der Kindheit seines Huldreich, seine Gemeinde von drükkenden Lasten freigemacht, zu denen es dem Abt von St. Gallen verpflichtet war. So entbrannte des Knaben Herz von heißer Freiheits- und Vaterlandsliebe.

Zu den Füßen der Großmutter hörte Huldreich biblische Geschichten und Heiligenlegenden, die seinen frommen Sinn nährten.

Mit Freude hat der Vater Huldreichs geistige Fähigkeiten bemerkt. Er führte den 9jährigen Knaben zu dem Bruder Bartholomäus Zwingli, Dechanten in Weesen am Wallensee, daß er des Knaben Fähigkeiten prüfe. Der Oheim gewann den begabten, lernbegierigen Knaben lieb und ließ ihn von dem Lehrer in Weesen unterrichten. Was der bot, hatte Huldreich bald aufgelernt. Besondre Freude erwekkte des Knaben große Wahrheitsliebe; er hatte wahren Abscheu vor einer Lüge; er meinte, Lüge sei doch eigentlich strafbarer als Diebstahl. Natürlich erkannte Zwingli als Mann die Wahrhaftigkeit als Mutter und Quelle aller Tugenden.

Schon nach einem Jahr brachte der Onkel den Neffen nach Basel zu dem liebevollen, sehr sanftmüthigen Gregor Bünzli auf die Theodorenschule. Hier übertraf Huldreich

bald faſt alle ſeine Mitſchüler. Desbalb ward er bereits 1497 nach Bern auf die eben gegründete erſte Gelehrtenſchule der Schweiz zu dem als Pilger ins gelobte Land und als Dichter berühmten Wölflin, Lupulus, gebracht. Dieſer führte ſeine Schüler in die alten Klaſſiker Roms, ohne durch grammatiſche Pedanterie den Duft des Alterthums zu zerſtören; er bildete Stil, Geiſt und Charakter ſeiner Schüler zugleich. Daher hat der große Sinn der Alten für das Einfache und Wahre mehr, als ihre Form, Zwingli gefeſſelt und zur Nachahmung gereizt.

Das muſikaliſche Talent und die ſchöne Stimme des Knaben machte die Dominikaner auf ihn aufmerkſam; ſeine großen Fähigkeiten reizten ſie noch mehr: Zwingli erſchien als künftige Zierde und einträgliche Perſönlichkeit des Ordens. Seine ganze Zukunft kam in Gefahr. Er fragt den Vater um Rath; dieſer ruft ihn ſofort von Bern ab.

Zwingli konnte und ſollte nun zur Univerſität gehn. Damals beſuchten die Schweizer Baſel, Paris, Wien, Krakau, Pavia. Der Oheim entſchied für Wien, das durch Kaiſer Maximilian gehoben war. Hier ſtudirte Zwingli 1499 und 1500. Sein Hauptſtudium war Philoſophie; ſie war weniger lebens- und geiſtvolle Weltweisheit, faſt nur ſpitzfindige Schulweisheit. Hier ward er mit der Philoſophie des pantheiſtiſchen Picus von Mirandola bekannt. Sein nächſter Studiengenoſſe war Vadian aus St. Gallen, deſſen Talente einen tüchtigen Staatsmann erwarten ließen; er ward Humaniſt. Zwingli ſang mit ſeinen Freunden vaterländiſche Lieder, ſpielte oder blies auf ſeinem Zimmer, oder bei den Freunden ſeine Inſtrumente: Laute, Harfe, Violine, Flöte, Klarinette, Jagdhorn; auch die Pauken ſchlug er. Heitern Gemüthes war er ein liebenswürdiger Geſell-

schafter. An Leib und Seele gekräftigt kehrte er 1501 heim.

2. Lehrer und Student (1502—1506).

Unter Hirten und Herden konnte Zwingli nicht bleiben, nachdem er aus dem Becher der Wissenschaft getrunken; er wollte tiefre Züge thun und Andern dazu helfen.

So kam er nach Basel 1502; hier war eine Hauptstelle für gelehrte Bildung. Er ward Lehrer an der Martinsschule und verdiente sein Brot. Nebenbei war er Student. Vorzüglich zog ihn der freisinnige Thomas Wyttenbach, der durch die Klassiker des Alterthums in die Klassiker der Religion einführte, auf gründliches Bibelstudium und vor Allem auf Christus, das Licht und den Trost der Welt, hinwies; er war ein Prophet der neuen Zeit, der Erneurung der Kirche. Zu den Füßen dieses anziehenden Lehrers fand Zwingli seinen liebsten Freund Leo Judae. Dieser war klein, aber freundlich und gütig, auch musikalisch mit einer herrlichen Stimme; er ward Zwinglis Melanthon.

Bald ward aber die Berufung auf eine geistliche Stelle für den Lehrer und Zögling der alten Klassiker vorbereitet. In Glarus war 1506 der Pfarrer Johannes Stücki gestorben. Der Pabst schickte einen seiner Anhänger, Heinrich Göldli aus Zürich, einen päbstlichen Stallmeister, mit einem Anstellungsschreiben; ihm sollte außer mehreren Pfründen auch die Pfarrei in Glarus zugewiesen werden. Aber die Glarner, Hirten und Helden zugleich, mochten sich nicht vor dem römischen Regimente beugen. Auf Märkten im nahen Weesen hatten sie vom Meister Ulrich gehört. Loriti von Mollis bei Glarus, Glareanus genannt, ein poetischer

Kopf, später gekrönter Dichter, Zwinglis Freund, warb für diesen. Die Gemeinde berief Zwingli als ihren Pfarrer. Der Bischof von Konstanz hatte seine Freude daran, daß des Pabstes Eingriffe in seinen Sprengel zurükkgewiesen wurden; er weiht Zwingli zum Priester. Dieser hält seine erste Predigt in Rapperschwyl und in seiner Heimath, Wildhaus, dem Herkommen gemäß seine Primiz, die erste Messe, vor den versammelten Verwandten und Freunden. Noch Ende des Jahres tritt er, 22 Jahr alt, das Pfarramt in Glarus an, nachdem er sich mit Göldli auseinandergesetzt hatte; es kostete ihm über 100 Gulden.

3. Pfarrer in Glarus (1506—1516).

Der Humanist war nun römischer Priester.

Der Pabst muß nun helfen, daß Zwingli zum Gegner des Pabstes bereitet und gerichtet wurde.

Matthias Schinner, ein armer Knabe in Sitten, sang als Schüler vor den Häusern. Da rief ein Mann ihn zu sich, unterhielt sich mit ihm, wunderte sich über die Kühnheit der Antworten desselben und sagte zu ihm: „Du wirst ein Bischof und ein Fürst.“ Das Wort verfing: Schinner setzte durch seine Fortschritte und Geisteskräfte alle Lehrer in Erstaunen; er wird Pfarrer, zieht durch seine Gelehrsamkeit die Augen des Bischofs von Sitten, Jost von Silenen, auf sich und wird nach dessen Tode nach Rom geschikkt, um die Bestätigung des neugewählten Bischofs vom Pabst zu erbitten; er kommt mit der Mitra für sich zurükk. Diese sieht er nur als Stufe zu noch höhrer Würde an. Er bietet dem Könige von Frankreich, Ludwig XII., seine Dienste an; den Preis dafür hat er gleich mit festgesetzt. Da hat der König gesagt: „Das ist zu viel

für einen Menschen.“ Erzürnt droht Schinner: „Ich will ihm zeigen, daß ich ein Mann bin, der Viele werth ist.“ Er wandte sich an Frankreichs Feind, den kriegerische Pabst Julius II., und es gelang ihm 1510, den ganze Schweizerbund an die päbstliche Politik zu binden. Auf wessen Seite die Schweizer fochten, an dessen Fahne war der Sieg gefesselt. Schinner wurde Kardinal; vor sich sah er den päbstlichen Stuhl. Mit großer Schlauheit gewinnt er jeden einflußreichen Mann in der Schweiz für sich. Er war seine Augen auf den schon angesehnen, thätigen, begabten Pfarrer in Glarus. Auf einmal erhielt Zwingli eine päbstliche Pension von 50 Gulden jährlich, damals eine bedeutende Summe.

Nun konnte sich Zwingli Bücher, theologische und klassische, von Basel kommen lassen und kaufen, wissenschaftlich sich immer tüchtiger rüsten.

Während Zwingli seinem Berufe und seinen Studien lebte, brachte Schinners Beredtsamkeit 8000 Schweizer zusammen, die gegen guten Sold vom Pabste über die Alpen zogen. Von Mißgeschick aller Art betroffen kehrten diese ruhmlos heim. Geld brachten sie mit, aber auch Ausgelassenheit, Parteigeist, gewaltthätiges Wesen; die kriegslustigen Hirten vernachlässigten Akkerbau und Viehzucht; die heiligen Bande des Familienlebens und des vaterländischen Bundes wurden gelokkert, sogar zerrissen; edler Väter edle Sitte verfiel.

Zwingli ward bewegt; er trat mit einem Gedicht: Das Labyrinth, 1510 hervor. Die Sünden und Laster, die Gottlosigkeit und die Ausländerei der Schweizer sind der Minotaurus, welcher des Volkes Kinder verschlingt. Theseus, der Patriot, will sein Vaterland befrein. Große

Feinde treten ihm entgegen: ein Löwe mit einem Auge, Spanien; ein gieriger Adler, der deutsche Kaiser; der Hahn mit geschwollnem Kamm, Frankreich. Aber der Held siegt — im Gedichte. Der Dichter hat mit seinem Gedichte keinen Erfolg, obwol die Gesinnung besser war als die Form.

Sein Patriotismus klagte nicht blos, das Fleisch der Schweizer sei billiger, als das Fleisch ihrer Stiere und Kälber; er schrieb noch ein Spottgedicht vom Ochsen und etlichen Thieren, 1510. Da weidet ein prächtiger Ochse im schönen Garten; falsche Katzen, die Söldlinge, umschmeicheln ihn, bis ein Bund gemacht ist mit dem gleißenden Leopard, Frankreich; der Löwe, der Kaiser, sieht eifersüchtig einen Bund mit dem Leoparden; beide fallen den Fuchs, Venedig, an, das zum Hirten, dem Pabst, flüchtet; die getreuen Hunde haben vergeblich gewarnt; die Eidgenossenschaft, der Ochse, verliert ihre Freiheit, weil sie Miethe und Gaben nimmt. Auch hier ist offenbar der poetische Werth gering. Die gute Absicht bleibt ohne Erfolg.

Bereits 1512 gewinnt der Kardinal wieder eine große Schar Eidgenossen zu Kriegsdienst für den Pabst. Fast die ganze Gemeinde sammelt sich mit ihrem Landamman um ihr Banner. Zwingli begleitet sie als Feldprediger. Die Franzosen werden überall geschlagen. Der Pabst rühmt die Schweizer als Befreier der Kirche.

Nach der Thronbesteigung Franz' I. beginnt der Kampf 1515 aufs Neue. Die Glarner ziehen wieder mit ihrem Zwingli nach Italien. Auf der Ebne von Marignano fiel die Blüthe der helvetischen Mannschaft in furchtbarer Schlacht. Zwingli war mitten im Kampfgewühl; auch er hatte zum Schwert gegriffen, furchtlos, tapfer, ein Held.

Nach zwei Seiten hin förderten diese Kriegszüge den Schweizer Pfarrer auf dem Wege zum Reformator.

In Italien lernte er die Macht und den Grad römischen Ehrgeizes und Wahrheitsmangels, die Unwissenheit und Unsittlichkeit römischer Priester, die Ausgelassenheit der Mönche, den Stolz und Luxus der Prälaten kennen. Davon abgestoßen und verletzt, bäumte sein Patriotismus sich hoch auf; ihm that sein Volk weh, das unter diesem Reislaufen an seinen Sitten schweren Schaden nahm.

Nicht minder bedeutend war es, daß er gerade in Italien eine Waffe gegen Rom lernte: die griechische Sprache, die er bereits auf der Rückkehr aus dem ersten Feldzuge zu lernen anfing. Er schöpfte nun unmittelbar aus den Quellen ewiger Wahrheit, aus dem griechischen neuen Testamente. Nicht Ruhmsucht, sondern Liebe zur Wahrheit, Liebe zu seinem Berufe und seinem Volke trieb ihn; er hatte so großen Eifer und sein Eifer so großen Erfolg, daß er bald mit den schwersten Schriftstellern Griechenlands, dem Historiker Thukidides und dem Lyriker Pindar, vertraut wurde. Der Letztre zog ihn besonders dadurch an, daß er so erhaben von den Göttern seines Volkes sang. Zwingli stand fest, daß Gottes Geist nicht auf das Volk Israel beschränkt sei: Plato habe aus dem göttlichen Born der Wahrheit getrunken; dem Pindar habe die Ahnung der heiligen Gotteskraft beigewohnt; Seneka sei ein heiliger Mann gewesen; diese hätten ihn auch zur Wahrheit geführt.

Als Humanist stand er mit Erasmus in einem engren Verhältniß und freundlichen Verkehr, hatte aber auch mehre ihm treu anhängende Schüler gewonnen.

Auch als Theolog stand er nicht ganz allein. Sein

Lehrer Bünzli war in Weesen Pfarrer geworden und mit ihm sah er einmal beim Pfarrer in Mollis eine alte Liturgie, nach welcher auch Kinder das heilige Abendmahl und zwar unter beiderlei Gestalt empfangen sollten.

Zwingli bedurfte bei dem Studium der Alten und der heiligen Schrift für seine Entwicklung Ruhe; diese ward ihm entzogen. Franz I. hatte im Siegen über die Schweizer erfahren, wie schwer es ist, wider sie, und welcher Vorzug, mit ihnen zu kämpfen. Er setzte Geld und Schmeicheleien verschwenderisch ein, um sie zu gewinnen. Die französische Partei ward die herrschende, auch in Glarus. Das verleidete Zwingli Aufenthalt und Wirksamkeit; er kann nicht genug klagen, was er habe aushalten müssen, was er leide bei der um sich greifenden sittlichen und religiösen Verwilderung. Das Bewußtsein redlicher Vaterlandsliebe im Kampf mit der erkauften Dienstbeflissenheit gegen fremde Höfe half nicht zu der erwünschten Ruhe.

Seine Freundlichkeit und Musik brachte ihn wohl in Versuchung, und nicht blos in Verdacht, gute Zucht verletzt zu haben. Er bekennt selber, es habe sein Schamgefühl ihn so in Schranken gehalten, daß, wenn er fehlte, es ganz geheim geschah und auch vor den vertrauten Freunden verborgen blieb; bemerkte doch später ein Freund, zwar habe er nicht züchtig gelebt, aber doch vorsichtig. Aber er faßte den Entschluß, der Sinnlichkeit fest zu widerstehn; zugleich mochte ihm eine Ortsveränderung lieb sein, um einen neuen Anfang zu machen.

Da bot sich ihm eine erwünschte Stelle an: in Einsiedeln ward ihm ein stiller Wirkungskreis eröffnet. Dorthin wurde er als Pfarrer berufen, 1516. Der berühmte Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Marienbilde

zog zwar eine große Schaar frommer Seelen herbei, aber nur zeitweise, vorübergehend. Neben dem Unterhalt am Komentstische und einer festen Einnahme von 20 Gulden wurde ihm der Ertrag der Opfergelder, Seelenmessen und ein Theil des Beichtgeldes angewiesen, auch später ihm eine Pfründe zugesichert. Die Glarner aber entließen ihn nicht, gaben ihm nur einen Urlaub: er blieb Pfarrer in Glarus, bestellte einen Vikar und die Rükkkehr stand ihm nach Belieben frei. Ungewöhnlich wars ja nicht, daß beliebte Prediger aushilfsweise einige Zeit andern Gemeinden dienten.

Zwingli schien jedoch von Glarus gänzlich und bleibend sich entfernen zu wollen.

4. In Einsiedeln (1516—1518).

Hier hatte Zwingli Muße, Bücher, Freunde; hier hat er einsam und gemeinsam fleißig gearbeitet. Die pauliniſchen Briefe schrieb er in bequemem Format sauber sich ab, um sie immer bei sich haben zu können; Bemerkungen von Kirchenvätern, auch Erasmus, fügte er bei. Wie er in Glarus den Valerius Maximus auswendig gelernt hatte, so diese Briefe, dann andre Schriften des neuen, später auch des alten Testaments. Hier wurde er immer mehr mit der heiligen Schrift vertraut; sie galt ihm mehr und mehr als einzige Autorität und Quelle göttlicher Wahrheit. Auch sein Leben regelte er nach Gottes Wort.

Der Abt des Klosters, Konrad von Rechberg, ein Edelmann aus altem Geschlecht, ernst, offen, unerschrokken, mitunter roh, war vor Allem Jagd- und Pferdefreund. Römische Uebergriffe wies er entschieden zurükk. Bei einer Ordensvisitation wurden ihm einige Bemerkungen gemacht;

da sagt er kurz: „Macht, daß Ihr fort kommt! hier bin ich Herr!“ Theologische und geistliche Gespräche liebte er nicht gerade. Als das Gespräch bei Tische einmal auf christliche Wahrheiten kam, warf er hin: „Geht mir mit Euren Disputationen; ich sage mit David: Erbarme Dich meiner, o Herr, nach Deiner Güte! Mehr brauch ich nicht zu wissen.“ — Der Administrator, Freiherr von Geroldek, war mild, fromm, Freund der Wissenschaften, hatte seine Freude an Zwingli, las mit ihm und dem Kanzler die heilige Schrift, die Kirchenväter und die alten Klassiker; einem von Einsiedeln abhängigen Frauenkloster erlaubte er die Bibel in der Landessprache zu lesen.

Der römische Aberglaube trat Zwingli bei den Wallfahrten als Feind entgegen, den er zu bekämpfen habe. Zugleich bot sich die beste Gelegenheit dabei, den Samen evangelischer Wahrheit durch die Pilger in alle Kantone und weitre Kreise tragen zu lassen. Zwinglis Predigten machten großen Eindruck. Ein kompetenter Richter, Professor der Theologie, Kaspar Hedio, welcher tiefbewegt einmal Zwingli hatte predigen hören, sagt, sie seien elegant, tief, ernst, eindringlich, vollkommen, evangelisch. Der Inhalt war: Nur Christus macht selig und er macht überall selig; Er allein hat die Macht, Sünden zu vergeben; durch Seinen Opfertod am Kreuze hat er die Welt mit Gott versöhnt.

Was für Luther ein Hauptanstoß zum Hervortreten war, trat bei Zwingli auch ein, aber als eine fast bedeutungslose Nebenpartie. Ein Ablaßprediger kam auch in die Schweiz; der Franziskaner Samson erschien im August 1518 im Kanton Schwyz und predigte: „Ich kann alle Sünden vergeben; Himmel und Hölle sind meiner Macht

unterworfen; ich verkaufe Christi Verdienst an Jeden, der baar zahlt."

Dem trat Zwingli mit seiner evangelischen Predigt in Einsiedeln so nachdrükklich entgegen, daß Samson eilig nach Zug aufbrach.

So trat Zwingli auch den Gewaltigen entgegen.

Dem Kardinal Schinner erklärte er geradezu: „Das ganze Pabstthum hat einen schlechten Grund; schafft die Mißbräuche ab, tilgt die Irrthümer; sie werden sonst zu Eurem Verderben von selber stürzen."

Der Legat Pucci, der Besserung und Reformen in Aussicht stellte, aber nicht Wort hielt, bot Zwingli eine Pension von 100 Gulden, wenn er mit seinen Angriffen aufhören wollte. Das wies derselbe entschieden zurükk; er erklärte, da er nicht mit dem Oberhaupte der Kirche brechen mochte, noch auf drei Jahre seine Pension annehmen zu wollen; da dachte der Legat, Zwingli durch Ehren an Rom fesseln zu können und ernannte ihn zum päbstlichen Kaplan. „Wir wurden", sagt Zwingli selbst, „nicht abgefallen, abtrünnig gescholten, sondern mit hohen Titeln gepriesen."

Der Bischof von Konstanz, Hugo von Ladenberg, hatte durch eine angeordnete Kirchenvisitation Hoffnung auf Besserung erwekkt. Aber der Bischof, ein charakterloser Mann, zog die Wahrheit wol dem Irrthum vor, behandelte jedoch aus äußern Rükksichten den Irrthum überaus schonend. Der ehrgeizige Vikar, Faber, eine unlautre Persönlichkeit, leitete ihn und ein schlechtes Weib hatte ihn völlig umgarnt.

Das war Zwingli klar, von den Häuptern der Kirche sei nichts zu hoffen. Er sah aber, wie seine Freunde wuchsen und sich mehrten. In Glarus, Schwyz, Bern, Basel, Zürich, St. Gallen, Appenzell, Graubündten wirkten

gleichgesinnte Männer, eine Schaar tüchtiger und befreundeter Helfer.

Das Licht des Evangeliums drang nicht von Deutschland nach der Schweiz und von da nach Frankreich und von da weiter nach England. Es kam von oben, vom Lichte der Welt, wie der Frühling von der Sonne und nicht von Italien kommt. Fast gleichzeitig begannen Zwingli und Luther die evangelische Predigt, Jeder von dem Andern unabhängig; Zwingli hatte seit 1516 evangelisch zu predigen begonnen und von Luther in Einsiedeln noch gar nicht, oder erst gegen Ende des Jahres 1518 gehört. Da kann ein Priester, der Zwinglis Schulgenosse gewesen, zu ihm gesagt haben: „Meister Ulrich, ich höre, daß Ihr den neuen Irrthümern nachhängt und ein Lutheraner seid.“ Charakteristisch ist Zwinglis Antwort: „Ich bin kein Lutheraner, denn ich habe Griechisch gekonnt, ehe ich von Lutheranern gehört habe.“ Aus dem Humanisten wurde allmälig auf intellektuellem Wege des Forschens in der Schrift der Reformator. Neben Zwingli wie neben Luther traten Gönner und Freunde vielfach hinzu. Während in Deutschland wohlwollende Fürsten, namentlich die Ernestiner, Luthers sich annahmen, und dieser selbst wie ein Fürst der Reformation dastand, neben dem selbst Melanthon, der Lehrer Deutschlands, zurücktritt, waren in der republikanischen Schweiz Geistliche die Pfleger der evangelischen Predigt und Zwingli wie ein Senator im Senat der Reformation, die in mehreren Kantonen fast gleichzeitig begann; nur war er der Erste und der Vorzüglichste. In Einsiedeln war seine Vorbereitung vollendet; hier aber konnte der Reformator nicht beginnen.

In Zürich sollte Zwingli sein Reformationswerk beginnen.

Dort wurde 1518 die Stelle eines Leutprieſters frei am Großmünſter, für welche ein Mann von Geiſt und Bildung geſucht wurde; dort hatte Zwingli Freunde, beſonders den Schulmeiſter an der Großmünſterſchule. Der Leutprieſter wurde von den Domherren gewählt, für welche er Predigt, Seelſorge und äußerliche Geſchäfte übernehmen mußte; ſie ſelber genoſſen behaglich ihre Einkünfte; dahin wars im Laufe der Jahrhunderte gegen die urſprünglichen Ordnungen des von Karl dem Großen geſtifteten Domkapitel zum Frauenmünſter gekommen. Die in den Wahlausſchuß gewählten Chorherren, Probſt Felix Frei, ein wohlgeſinnter Freund der Wiſſenſchaft, beſonders der Muſik, Heinrich Utinger, ein gewandter Geſchäftsmann, heitrer Geſellſchafter, Pfleger der Schule und Wiſſenſchaft, von größtem Einfluſſe, und Konrad Hofmann, ein ernſter Patriot, der gegen alle Parteiverbindungen, auch die mit dem Pabſte, entſchieden ſich erklärte und, wenn nöthig, auch bittre Wahrheiten nicht erſparte, wurden auf Zwingli aufmerkſam, der als Prediger großen Ruhm und durch ſeine Geiſtesgaben und Kenntniſſe, ſeinen Patriotismus und anmuthigen Verkehr, auch durch ſeine ſtattliche Erſcheinung Vieler Augen auf ſich gezogen hatte. So kam er in Frage. Nur Hofmann wurde durch ein Gerücht bedenklich, das von einem Kinde Zwinglis ſprach; er wandte ſich an Myconius, Zwinglis Freund, der das gewiß für eine von Verleumdern erfundne Lüge hielt, aber an Zwingli darüber ſchrieb. Dieſer geſteht nun in einem Briefe an Utinger den Fall zwar zu, weiſt aber die Uebertreibungen des Gerüchts ab, aber in einer faſt leichtfertigen Weiſe und mit Bezug auf einen Ausſpruch des Aeneas Sylvius, aus dem Pabſt Pius II. geworden iſt, daß Keiner, der das 20. Lebensjahr

icht habe, der Keuschheit und Züchtigkeit sich rühmen
ie. Das ehrliche Geständniß ist zu ehren; aber die
, in welcher der Fall behandelt wird, hat etwas Ver-
ndes. Die sittlichen Zustände des 15. und 16. Jahr-
derts waren so zerrüttet, und zumal in Süddeutschland
in der Schweiz, wo der lokkre, fast zuchtlose Humanis-
s herrschte, war die Sittlichkeit der Priester so ver-
ren, daß Sünden der Sinnlichkeit nicht schwer wogen.
inglis Lehrer, Wölflin in Bern, hatte eine Tochter;
er aber Zwinglis Schüler geworden und sich verheirathen
lte, wurde ein Geschrei des Unwillens laut. Vater
fte ein Geistlicher sein, aber nur nicht Ehemann. —
Bei der schließlichen Abstimmung waren von 24 Stimmen
für Zwingli; die aber wider ihn waren, hatten sich viel-
r an seinem Ernst und seinem evangelischen Bekenntniß
ßen.

Den 27. December 1518 verließ Zwingli Einsiedeln.
ß war da die Trauer um ihn. Der Administrator
e gebeten, ihm einen Nachfolger vorzuschlagen. „Ich
:", sagte Zwingli, „einen klugen, kleinen Löwen für
), der in die Geheimnisse des heiligen Lebens eingeweiht

Sein Freund Leo Judae in Basel ward in Ein-
ln Zwinglis Nachfolger.

II. Grundlegung.

1. Der Leutpriester (1519).

Den 1. Januar 1519 trat Zwingli sein neues Amt an und begann die Reformation.

Was hat man von dem Leutpriester gefordert? „Du darfst nichts versäumen, um für die Mehrung der Einkünfte bei dem Kapitel zu sorgen. Ermahne die Gläubigen von der Kanzel, im Beichtstuhle, alle Abgaben und Zehnten richtig zu geben und durch besondre Gaben ihre Anhänglichkeit an die Kirche zu beweisen. Auch von den Kranken, von kirchlichen Handlungen sollst Du die Einnahmen zu mehren suchen. Predigten, Sakramente zu verwalten, Seelsorge üben ist Deine Aufgabe; doch bei der Predigt kannst Du Dich durch einen Vikar vertreten lassen. Die Sakramente brauchst Du nur Vornehmen zu reichen; nichts sollst Du ohne Unterschied der Personen thun."

Diese Vorschrift, die immer nur Geld im Auge hatte, sagte Zwingli nicht zu. Er faßte das Amt tiefer: „Dem Volke ist das Leben Jesu zu lange verborgen geblieben;

das Evangelium Matthäi Kapitel auf Kapitel
hne menschliche Erläuterungen, blos aus dem
göttlichen Worts, dem Geiste gemäß, den ich
tigem Forschen unter herzlichem Gebete finden

ar den Domherren nicht recht; da sei, sagten
eurung. Zwingli aber erinnerte an die großen
r alten Kirche, Chrysostomus und Augustin, und
Ich werde bescheiden auftreten und keinen Grund
geben."
eujahrstage begann er mit Erlaubniß des Stifts
ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi;
er. In fortlaufenden Predigten hat er es
so das Leben Christi der Gemeinde vor
alt. Darnach nahm er die Apostelgeschichte
zeigte, wie die Kirche gegründet und
t worden sei. Dann ging er an die Erklärung
e Pauli an den Timotheus, um das
Leben der Gemeinde zu schildern. In den
genden Predigten über Pauli Briefe an die
bekämpfte er die Irrlehren Roms vom Ver-
r guten Werke. Predigten über die Briefe
lgten, um die Uebereinstimmung der
Paulus und Petrus nachzuweisen. Am
ses Predigtcyklus nahm er den Hebräerbrief
derte die Wohlthaten Christi, des Hohen-
und des Opferlamms. Dazu hat er
e gebraucht.
n Wochengottesdiensten an den Markttagen be-
die Psalmen, um das Landvolk zu erbauen
dern.

So brach Zwingli vom Anfang an mit der kirchlichen Sitte und Ordnung, die für jeden Sonn- und Feiertag einen besondern Abschnitt der Bibel zur Vorlesung und für die Predigt ausgewählt und bestimmt hatte. Er ging eben über das Herkommen, das geschichtlich sich gebildet hatte, zurück in die ersten Zeiten der Kirche.

Als Prediger war Zwingli bedeutend. Groß war seine natürliche Begabung zum Volksredner. Er setzte auch seine ganze Persönlichkeit ein. Furchtlos griff er mit sittlichem Ernste die Mißbräuche aller Art an. Ihm war die christliche Religion wesentlich Gottvertrauen und Liebe zu Gott, inniges Verlangen und Streben nach einem unschuldigen Leben. Alles Fremdartige, Gelehrte vermied er. Einmal schilderte er die Verantwortlichkeit des Geistlichen so lebhaft, daß junge Leute die Absicht, Geistliche zu werden, aufgaben; Einer, Thomas Platter, sagte, ihm seis gewesen, als würde er an den Haaren emporgezogen. Zwingli traf eben ins Herz. Zuweilen glaubte Mancher, er sei vom Prediger gemeint, so daß einmal Einer glaubte, ein Wort dazu sagen zu müssen, und in seiner Lebhaftigkeit Zwingli unterbrach; dieser aber antwortete: „Frommer Mann, nimm Dirs nicht an!" und fuhr dann weiter fort. So anziehend war seine Predigt, daß Gegner der Kirche und Verächter der Gottesdienste wieder regelmäßig seine Gottesdienste besuchten.

Zwingli war bald der populärste Mann in Zürich. Dazu half auch seine Lebensweise. Fleißig arbeitete er bis 10 Uhr Vormittags: er las, schrieb, übersetzte; besonders eifrig trieb er Hebräisch. Dann genoß er nach der Väter Weise meist Milchspeisen. Nach Tisch hörte er, die sich bei ihm Raths erholen oder sonst etwas ihm mittheilen wollten, ging mit Freunden spazieren, besuchte seine Pfarrkinder.

Von 2 Uhr an war er wieder bei der Arbeit bis Abends; dann schrieb er Briefe oft bis Mitternacht. Nur stehend arbeitete er; stören ließ er sich ungern, nur bei wichtigen Angelegenheiten. Zwischenein trieb er seine geliebte Musik, doch hatte er weniger Zeit dazu, als früher. Wider Grillen, Aufwallungen des Unmuths, von Leidenschaften überhaupt brauchte er diese Kunst. Der bischöfliche Vikar Faber in Konstanz machte ihm einmal wegen seines Musizirens Vorwürfe; da hat Zwingli auf David verwiesen, der sich und Andre Gott zur Ehre durch Gesang und Harfenspiel erquikt habe. Er wurde von römisch Gesinnten der Pfeifer und Lautenschläger genannt. Das irrte ihn aber nicht. Besonders gern erfreute er die Kleinen mit Spiel und Gesang, und durch sie gewann er Väter und Mütter. Heiter und behaglich war sein Leben; wohlthätig war er und wohlwollend; Niemand ließ er von sich, ohne ihm etwas Zufriedenstellendes zu sagen. Einladungen nahm er gern an; er besuchte die Bürger in den Zünften, kam zu den Gastereien der Bauern. Im Feldlager, den republikanischen Gemeinden, bei dem Zusammenfluß von Fremden in Einsiedeln hat er Menschenkenntniß gewonnen. Gutmüthig, lebensfroh, mit großartigen Gedanken, war er überall gern gesehn.

2. Schwerer Anfang (1519).

Von der Geistlichkeit her kam Zwingli zunächst kein Kampf.

Noch bestand der sogenannte Pfaffenbrief zu Recht, der die Grundsätze der Eidgenossenschaft feststellte. Die Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern waren seit 1370 mit Zürich gegen die Anmaßungen und Bedrükkungen

der Geistlichkeit durch denselben verbündet; in Stanz war er 1481 erneuert worden.

In Zürich, dem eidgenössischen Vorort, trafen, seit Beginn des 16. Jahrhunderts, die Gesandten der mächtigsten Fürsten zusammen und buhlten, nicht ohne bedeutende Summen zu zahlen, um die Freundschaft des Volks. Der Pabst schickte seine Legaten, oder ließ den Kardinal Schinner für sein Interesse wirken, um den Bischof von Konstanz oder den Erzbischof von Mainz zu umgehn, oder zu überwachen, oder von sich abhängig zu erhalten. Im schärfsten Spott hat Zwingli einmal von diesen päbstlichen Gesandten gesagt: „Sie tragen billig rothe Hüte und Mäntel; denn so man sie schüttelt, fallen wohl Dukaten und Kronen heraus; wenn man sie aber recht auswingt, rinnt Deines Sohnes, Vaters, Bruders, Freundes Blut heraus."

Darunter verdarb die edle Sitte und Sittlichkeit viel mehr. Die Schweizer meinten, reiche Herren haben zu müssen, weil sie ein armes Volk seien und das Land rauh. Die Vorfahren hatte es bei schöner Genügsamkeit Jahrhunderte lang ausreichend genährt; jetzt sollte es nicht mehr zureichen. Sie wollten glänzender, bequemer leben. Keiner wollte sich nach der Decke strekken. Der Sold von Rom oder von Frankreich regte Eigennutz und Neid auf. Aus den Kriegszügen ward immer Neues an Kleidung, auch für die Frauen mitgebracht. Aus dem Lagerleben folgte Unmäßigkeit in Speise und Trank an dem heimathlichen Heerde; die Sucht, fremde Gebräuche nachzuäffen und zu glänzen, ward in Wohnung, Tracht und Speise sichtbar. Zum Getäfel an den Wänden, zu Tischen, Stühlen, Schränken, Betten mußte schönres Holz gewählt werden;

Schnitzwerk zierte Alles. Die Gerichte wechselten in größrer Zahl; sie sollten den Gaumen reizen, auch selten sein; Gewürze ward in Menge, Zukker überall verwendet. Der einheimische Wein hatte nicht mehr blos den Durst zu löschen; in Menge ward er getrunken, mit fremdem gemischt. Verderblich war der unaufhörliche Kleiderwechsel. Das bisher gebräuchliche graue Tuch und der Zwillich verschwand; Seide wurde gemein, auch bei den Bauern. Jeder strebte nach feinen Tüchern, Sammt, köstlichem Pelzwerk, Stikkereien mit Silber und Gold, nach Edelsteinen. Die Männer zierten ihre Hüften mit prächtig gearbeiteten Dolchen und Degen, die Spitzen der Schuhe mit goldnen und silbernen Schnäbeln, selbst die Zehen mit Ringen; Rökke und Mäntel bekamen viele Falten, Beinkleider immer mehr Farben und zahllose Bänder. Die langen, mit Schleppen versehnen Rökke der Frauen wurden mit einem Mal wieder so kurz, daß mit Verboten der Verletzung des Anstandes entgegengetreten wurde. Dann traten Falten an die Stelle der Schleppen. Man schmükkte sich mit der feinsten lombardischen Arbeit, bis die spanische Kleidung Mode wurde; dabei riß ein so schändliches Leben ein, daß Zwingli, der durch öftre Besuche Zürich kennen gelernt hatte, Gott früher gebeten, Er möge ihn nur hier nicht Pfarrer werden lassen.

Doch war noch ein guter Kern in der Bürgerschaft. Fleiß und Gewerbsamkeit hoben den Wohlstand. Kunst und Wissenschaft wurden anerkannt. Bereits 1508 kams auf der Tagsatzung zu einem Verbot des Reislaufens und der Pensionen. Als 1518 der Pabst 12,000 Mann zu einem Türkenzuge forderte, erklärte Zürich spöttisch, es wollte wohl 10,000 Knechte senden, und wenn das nicht genug

sei, nach dem Belieben päbstlicher Heiligkeit 2000 Pfaffen aus der Eidgenossenschaft nachsenden.

Für Zwingli stellte sich die Aufgabe, die Republik Zürich religiös und sittlich zu erneuern, die Eidgenossen zu den ursprünglichen Grundsätzen zurückzuführen. Seine Gesichtspunkte waren moralisch-politischer Natur; ihm galts, die praktische Bedeutung des allgemeinen Inhalts der heiligen Schrift zur Anerkennung zu bringen.

Bereits im Sommer hatte er eine große Macht gewonnen. Um seine angegriffne Gesundheit zu stärken, besuchte er das Bad Pfäfers; da bildete er den Mittelpunkt, um den sich Alle theilnehmend sammelten.

Erfreulich war ihm die Kunde, der Ablaßprediger Samson, der nach Zürich kommen wollte, sei wol vom Rath durch Abgeordnete mit dem üblichen Ehrenwein vor der Stadt als päbstlicher Abgesandter begrüßt, aber darnach mit Billigung des dem römischen Ablaßhandel abgeneigten Bischofs von Konstanz abgewiesen worden und weiter nach Italien zurückgereist, freilich mit einem großen Schatz auf einem dreispännigen Wagen.

Erschütternd war dagegen die Nachricht, daß bald nachher die Pest in Zürich ausgebrochen sei; 2500 fielen ihr in kurzer Zeit zum Opfer. Da eilte Zwingli heim, seines Amts zu warten, die Kranken und Sterbenden zu trösten und unverdrossen die Gesunden durch die Predigt göttlichen Worts zu ermuthigen. Aber die Pest warf auch ihn nieder. Die Gemeinde kam in die größte Aufregung. Man klagte, auch auswärts, das Heil des Vaterlands, die Posaune des Evangeliums, der edle Verkündiger der Wahrheit komme um. Schon wurde sein von Freunden befürchteter, von Feinden erwünschter Tod angesagt. Jedoch am Ende des

Jahres war er wieder auf. Sein Eifer wurde gehoben, seine Predigt freier, tiefer, gewaltiger, die Herzen waren empfänglicher. Durch diese Leidenstaufe hat Zwingli die Feuertaufe erhalten. Er hatte gelernt, daß er ein entbehrliches Werkzeug des Herrn sei, aber in dessen Hand stehe und Sein Wort zu treiben habe. Gerade durch diese Erfahrungen erstarkten er und die Gemeinde; beide wuchsen mehr zusammen.

3. Die ersten Kämpfe (1520. 1521).

An Widerspruch konnte es nicht fehlen. Die Domherren, welche gern bei ihren alten Uebungen bleiben wollten, erhoben zuerst Klage wider Zwingli: er versäume die zur Ehre Gottes und der Heiligen eingerichteten Gebräuche; er lege auf das Horassingen keinen Werth, treibe den Zehnten nicht eifrig bei, achte die Sakramente nicht hoch genug, halte es zu sehr mit den Laien, mache die Priesterschaft und Klosterleute verächtlich, vernachlässige Heilige, Feiertage, Messe, Pabst; er verletze das Beichtgeheimniß. Der Probst Frei schrieb ihm einen etwas giftigen Brief.

Doch stand Zwingli fest, er wußte, daß wohl 2000 Bürger für ihn wären.

Als er aber nun auch das Reislaufen und die Miethe fremder Fürsten scharf angriff, wurde er öffentlich fast aller Orten getadelt.

Auch der Rath von Zürich war nicht ohne Besorgniß. Daher erließ er ein Mandat an alle Geistliche zu Stadt und Land, sie sollten Evangelien und Episteln nach dem Geiste Gottes und heiliger Schrift predigen, aber von Neurungen und menschlichen Satzungen schweigen Das Wichtigste dabei war, daß der Rath das Recht

der Gesetzgebung auch in geistlichen Dingen in Anspruch nahm.

Zweierlei brachte Bewegung in die Entwicklung der Reformation, nachdem Zwingli fast zwei Jahre ungestört in Zürich gewirkt hatte.

Pabst Leo X. hatte sich 1521 mit Kaiser Karl V. gegen Franz I. verbündet, und Kardinal Schinner traf gleichzeitig mit einer kaiserlichen Gesandtschaft in Zürich ein, um Schweizer anzuwerben. Die andern, meist römisch gesinnten Schweizerkantone waren durch französisches Geld gewonnen und durch den schlechten Witz des französischen Generals Latrec nicht verletzt: „Vom Pabst soll nicht übrig bleiben, als seine Ohren.“ Schinner drängte zum Abschluß; er fürchtete Zwinglis Einfluß mehr, als die französisch Gesinnten. „Man muß eilen, ehe der Pfaff wieder auf die Kanzel kommt“, sagte er im Blick auf Zwingli, der wie gegen französischen, so gegen den päbstlichen Sold eiferte. Für den Pabst zogen 2700 Züricher in den Krieg.

Noch im Genuß päbstlicher Pension, die ihm seit 1517 lästig und widerwillig aufgedrungen war, kämpfte er wider jede, auch päbstliche Miethe seiner Landsleute. Er griff die Satzungen Roms an, für welches seine Züricher auf dem Schlachtfelde bluteten. Natürlich hat Zwingli nun die Pension des Pabstes aufgegeben. Um den Wegfall derselben auszugleichen, ward ihm eine Chorherrenstelle angetragen und eine Zulage von 70 Gulden gewährt. Die Geschäfte des Leutpriesters führte er fort.

Die Aufregung stieg, als Zwingli das Fasten angriff, und das nicht vergeblich.

Der Buchdrukker Froschauer, mit Zwingli befreundet,

hatte zur Ostermesse in Frankfurt eine Ausgabe von Pauli Briefen fertig zu machen; seine Gesellen bedurften bei tüchtiger Arbeit kräftige Kost, auch Fleisch, trotz der Fasten. Er ward beim Rath verklagt. Das Volk ward in den drei Pfarrkirchen ermahnt, daß während der Fasten Niemand ohne wirkliche Ursache Fleisch essen solle und Unworte oder Zankreden über Fleischessen bei Strafe verboten seien. Das war bei dem Sinn in der Bürgerschaft sehr nöthig.

Ein Luzerner kam zu derselben Zeit nach Zürich und sagte zu einem Freunde: „Ihr thut Unrecht, in der Fastenzeit Fleisch zu essen.“ Der Züricher hält ihm vor: „Ihr nehmt Euch ja dieselbe Freiheit!“ „Wir“, sagt Jener, „haben sie vom Pabst erkauft.“ „So haben wirs“, sagt der Züricher, „vom Metzger gekauft; handelt sichs um Geld, so ist der Eine so gut, als der Andre.“ —

Die Bewegung ward so stark, daß man für Zwinglis Leben besorgt ward: seine Wohnung wurde verwahrt und bewacht; er aß nur, was seine Köchin bereitet hatte, da man fürchtete, seine Feinde würden ihn vergiften.

Nun regte sich auch der Bischof von Konstanz. Der Weihbischof Vattli erschien als bischöflicher Abgesandter mit zwei Andern und wies das Kapitel zurecht, ohne Zwingli zu nennen. Unvorbereitet legte dieser aber klar seine Stellung und sein Recht dar. Im kleinen Rath wurden Zwinglis Freunde eingeschüchtert. Von dem großen Rath wurde die Sache erst angenommen, als die Leutpriester zugezogen wurden. Zwingli behauptete, das Fasten sei ein äußerlich Ding, das zur Seligkeit nicht helfe, und es gehöre zu den Ceremonien, die Petrus für unerträglich halte.

Darauf wies der Bischof den Rath an, auf die Ord-

nungen der Kirche zu halten, gestand in einem Schreiben an die Chorherren wohl zu, daß sich Einiges eingeschlichen haben möge, das der heiligen Schrift nicht gemäß sei, behauptete aber, der allgemeine Irrthum bilde ein Recht, und Lehren, die vom Pabst und Kaiser verworfen seien, dürften durchaus nicht angenommen werden.

Die Mahnung des Bischofs war nicht vergeblich. Der alte, ehrliche, aber beschränkte Hofmann machte Zwingli einen Vorhalt. Dieser ließ Rügen, wie die seiner Ungenirtheit auf der Kanzel, gelten, sonst aber ließ er dessen Spreu durch die Windmühle laufen.

4. Die Ehefrage (1522).

Das Jahr 1522 begann mit einem großen Erfolg, der schnell zunichte ward.

Zwingli erließ eine göttliche Ermahnung an die Landsgemeinde zu Schwyz in herzlicher Liebe zu seinem Volke wider die fremden Kriegsdienste, und es kam zu dem Beschluß, auf 25 Jahre allen fremden Bündnissen und Jahrgeldern zu entsagen. Da erhob sich die französische Partei und setzte auf der Tagsatzung zu Luzern ein Verbot der Neurungspredigten durch, und jener Beschluß ward umgestoßen.

Furchtlos beschloß Zwingli, ernster vorzugehn. Mehre Geistliche von Luzern, Zug, Arth, Uster, Höng und Zürich traten unter Zwinglis Leitung in Einsiedeln bei Leo Jud zusammen, um das päbstliche und bischöfliche Joch zu brechen. In einer Petition an den Bischof, die von allen eilf Geistlichen unterschrieben ward, baten sie um freie Predigt des Evangeliums, Aufhebung der Eheloſigkeit der Geistlichen und andrer Unordnungen in der Kirche. Der Schritt war

wol nur der Form wegen gethan, mußte vergeblich sein: nur ein Konzil konnte die Bitten gewähren. Die Hauptsache war die darauf folgende freundliche Bitte und Ermahnung an die Eidgenossen: „Erbarmet Euch über uns, deren Etliche Willens sind, sich zu vermählen, etliche Vermählte, dies zu eröffnen; verstattet uns dasselbe, damit das, so uns vor Gott nicht sündlich ist, vor den Menschen nicht schändlich sei.“ Allein der üble Eindrukk, den die Bitschrift an den Bischof gemacht, hielt Manche ab, die an die Eidgenossen zu unterschreiben.

Zwei der Geistlichen, die in Einsiedeln zusammengekommen, waren in der Stille, freilich ohne getraut zu sein, verheirathet; von einem Dritten vermuthete mans: das Gerücht sprach davon, Zwingli habe eine schöne Wittwe geheirathet; er selbst blieb still.

Nicht weit von Zwinglis Leutpriesterei wohnte in dem „Höfli“ die Wittwe des Hans Meyer von Knonau, Anna, geborne Reinhart, Tochter des Wirths zum Rößli; sie galt als Mädchen für eine Schönheit, und gegen des Vaters Willen heirathete Hans die Bürgerliche. Deshalb ward er enterbt. Wiederholt war er in fremdem Kriegsdienste abwesend und starb 1517. Sein Sohn Gerold, ein schönes Kind, ist einmal mit der Magd auf dem Fischmarkt. Der alte Großvater hat seine Freude an dem ihm ganz unbekannten Knaben, fragt die Magd, weß das Kind sei, und erfährt, daß es sein Enkel ist. Gerührt söhnt sich der Greis mit der Schwiegertochter aus: der Sohn hat der Mutter den fürsorgenden Großvater gewonnen. An dem begabten Jüngling fand Zwingli Gefallen und ward mit der Mutter bekannt. Bereits 1521 sorgte er väterlich für den durch Großeltern wol verzognen Knaben. Anna ward, 35 Jahre

alt, 1522 im Frühjahr Zwinglis Frau; sie blieb zunächst in ihrer Wohnung. Es war eine sogenannte Gewissensehe, die viel mehr bei dem entschloßnen Mann auffällig sein würde, wenn die damaligen Verhältnisse und Anschauungen nicht so zerfahren gewesen wären. Die Trauung folgte erst den 5. April 1524; von den Kindern, zwei Töchtern und zwei Söhnen, ist das älteste den 31. Juli 1524 geboren.

5. Entscheidendes Religionsgespräch (1523).

Nun mußte ernstlich vorgegangen werden.

Der Bischof von Konstanz schwieg nicht, und ohne Zürich oder Zwingli, oder sonst einen Namen zu nennen, wies er die Geistlichkeit mit kluger Mäßigung und Würde auf die Gefahren der neuen Predigt und ermunterte zu Treue.

Etwas spät und ziemlich schwach antwortete Zwingli auf das bischöfliche Schreiben. Aber ein Ereigniß förderte seine Bestrebungen.

Ein Franziskanermönch von Avignon, Lambert, der in einem Kloster strengster Observanz Ruhe gesucht, aber geheime Laster und Neid gefunden hatte, kam auf der Reise nach Wittenberg, um Luthern, von dem er einige Schriften gelesen, persönlich zu sprechen, über Zürich. Hier ließ Zwingli ihn einige Predigten im Frauenmünster halten. In der vierten Predigt vertheidigte Lambert die Anrufung der Heiligen. Mit dem Zuruf: „Bruder, Du irrst“ unterbrach ihn Zwingli. Die Römischen hofften an dem gelehrten und sprachgewandten Lambert eine Hilfe gegen Zwingli zu haben, leiteten eine Disputation zwischen Beiden in der Trinkstube der Chorherren ein und mußten nun erfahren, daß Zwingli nicht blos dem Lambert überlegen, sonder

dieser auch in seiner Wahrheitsliebe für Zwinglis Beweise aus der Bibel zugänglich war und gelobte, allen Rosenkränzen zu entsagen. Hierauf zog er, wie er gekommen, auf seinem Esel weiter, kam nach Wittenberg, ging dann nach Hessen, nach Marburg, hielt zu Zwingli und wird durch Veranlassung zu einer freien Form der Kirchenverfassung unvergeßlich.

Die Aufregung, die diese Disputation nach sich zog, vermehrte Leo Judae, der, eben nach Zürich berufen, nun auch der nächste Gehilfe seines Freundes geworden war. Er hörte in seiner Kirche einen Augustinermönch, der nachdrücklich hervorhob, der Mensch könne für sich selbst der Gerechtigkeit Gottes genug thun. Da unterbrach er diesen: „Ehrwürdiger Vater, hör mich einen Augenblick an, und Ihr, lieben Bürger, bleibt ruhig, ich will zu Euch reden, was christlich ist.“ —

Ausschreitungen fehlten auch nicht. Junge Leute drangen in den Großmünster, balgten sich herum, zerschlugen den Stuhl des Probsts, ließen die Orgel pfeifen und begingen ähnlichen Unfug im Frauenmünster.

Der Rath griff zwar ein, wollte aber die Entscheidung dem Probst und Kapitel anheimstellen. Zwingli war andrer Ansicht: ihm war die Gemeinde die Kirche, sie irre nicht, wenn sie setze, was die Schrift lehre; der große Rath sei die oberste Macht, um Beschlüsse zu fassen. Er fühlte sich als Prediger und Bischof der Stadt, als Seelsorger durch seinen Eid gebunden, und Viele auf seiner Seite.

Zürich wurde wegen der schweizer Soldaten und ihrer Kriegstüchtigkeit von Rom auffallend mild behandelt; erhielt doch selbst Zwingli, als geliebter Sohn, ein Schreiben vom Pabst Hadrian VI. vom 22. Januar 1523. Da fiel

nicht sehr ins Gewicht, daß der Bischof in Konstanz die Meinung verdammte, ein Christ sei nicht gehalten, nach Kirchensatzungen zu leben.

Da berief der Rath nach vielfältiger Erwägung dieses schweren Handels eine Einladung an alle Geistliche seines Gebiets zu einer Disputation den 29. Januar; mit wahrhafter, göttlicher Schrift und in deutscher Zunge sollte gestritten werden. Dem Bischof von Konstanz wurde auch Anzeige gemacht.

Obwol die Gegner spotteten, in Zürich werde von Landlaüfern ein Landstreichertag gehalten, schikkte der Bischof doch auch seine Abgesandten, darunter Faber, um der Disputation beizuwohnen, wenn auch nicht an derselben theilzunehmen.

Auch die Kantone wurden geladen, aber nur von Schaffhausen und St. Gallen kamen Geistliche als Abgeordnete. Eifersucht und übergroße Bedächtigkeit hielten Manche zurükk, wie den Zwingli befreundeten Oekolampad, im gleichgesinnten Basel.

Doch waren 600 Personen von früh an im Saale des großen Raths. Zwingli hatte in 67 Schlußsätzen ein vollständiges Programm vorgelegt.

Der Bürgermeister Markus Röust eröffnete die Konferenz; Zwingli, der in der Mitte des Saals an einem Tisch mit der heiligen Schrift in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache saß, hielt die einleitende Rede und schloß: „Nun wohlan denn in Gottes Namen! Hier bin ich!“ Faber, beredt und gewandt, kein verächtlicher Gegner, von Luther unter die giftigen Leute gerechnet, führte des Bischofs Sache. Als bald nach dem Anfang eine Pause eintrat, rief eine Stimme: „Wo sind die Leute, die uns

verbrennen und Holz herzutragen wollen? Tretet hervor!" Eine andre Stimme erinnerte an den Pfarrer Wyß von Eislispach, der im Thurm gefangen sitze. Da erhob sich Faber und erklärte, er habe diesen belehrt über die Fürbitte der Heiligen, daß er widerrufen werde. Schnell forderte Zwingli ihn auf, den Beweis hier zu wiederholen. Das gelang nicht. Zu einer eigentlichen Disputation kam es nicht.

Nach dem Schluß des Gesprächs faßten beide Räthe Mittags den Beschluß, daß Meister Ulrich Zwingli fortfahren und das Evangelium weiter verkündigen solle wie bisher und alle Leutpriester, Seelsorger und Prädikanten nichts Andres zu lehren hätten, als was mit der heiligen Schrift bewährt werden könne.

Dieser Abschied ward Nachmittags mitgetheilt, Zwingli dankte seinem Gott, Faber glaubte aber nun dem Kampfe eine günstige Wendung geben zu müssen. Es war aber ein kläglicher Versuch; er mußte bekennen, im Hebräischen sei er nicht erfahren, im Griechischen nicht wohl berichtet, das Lateinische verstehe er ziemlich. Ihm sekundirte ein unwissender Priester mit der Frage: „Wie soll ein Pfarrer auf einer kleinen Pfründe so viel aufbringen, um ein neues Testament zu kaufen?" Dazu, meinte Zwingli, wäre wol Keiner zu arm, oder ein Bürger schenke oder leihe das Geld. — Er und seine Freunde behielten durch ihre Kenntnisse und ihre Gesinnung den Sieg, aber ebenfalls ohne eigentliche Disputation.

Zwingli ließ bald darauf die Auslegung und Gründe der Schlußsätze erscheinen. Faber, der ärgerlich sich ausgesprochen hatte, vor Schneidern und Schuhmachern disputiren zu sollen, hatte solchen Unwillen

erregt, daß er für eine Streitſchrift wider Zwingli in Baſel keinen Verleger oder Drukker finden konnte. Sieben Bürger Zürichs ließen ein Schriftchen: das Gyrenrupfen erſcheinen, in dem mit kleinem Witz und grobem Scherz der Gegner Faber als Geyer gerupft wurde; trotz Fabers Klage ging der Rath mit Stillſchweigen über dieſe Schmähſchrift. Darin ſpiegelt ſich die Stimmung des Volks.

III. Durchführung der Reformation.

1. Zwinglis Stellung.

Scharf und bestimmt hatte Zwingli seine Prinzipien ausgesprochen: das Schrift- und das Gemeindeprinzip.

Nur die heilige Schrift, unabhängig von den Kirchenvätern und den Kirchenlehren, sollte gelten und entscheiden. Seit 1516 hatte er begonnen, das Evangelium Christi zu predigen; dabei war er geblieben und dabei sollte es bleiben.

Die Kirche war die Gemeinde, deren Stellvertreterin die weltliche Obrigkeit, deren Gesetze dem göttlichen Willen gleichförmig sein sollen; würde sie treubrüchig und außer der Norm Christi dreinfahren, mag sie mit Gott entsetzt werden. Eine geistliche Gewalt gibts sonst nicht.

Mit Recht konnte Zwingli auf seine Unabhängigkeit von Luther sich berufen. Er wurde lutherisch gescholten und hatte von Luther erst gehört, nachdem er zwei Jahre

ſich an die Bibel gehalten. Er predigte Paulum, war
nenne man ihn nicht einen Pauliſten? Chriſtum pred
er, warum heiße er nicht ein Chriſt? Er wollte kei
Namen tragen, als ſeines Hauptmanns Jeſu Chriſti, deſ
Streiter er ſei. Mit Abſicht hat er ſich in keiner W
zu Luther gehalten: er wollte zeigen, wie gleichförmig
Geiſt Gottes ſei, da Beide ſo weit von einander entfe
und doch ſo einmüthig ſind, ohne alle Verabredung. T
ſchätzt er Luthern ſo hoch, wie Einer; er nennt ihn ei
trefflichen Streiter Gottes, der mit ſo großem Ernſte
Schrift durchforſcht, als ſeit tauſend Jahren irgend Ei
auf Erden, und mit männlichem, unentwegtem Gemü
den Pabſt in Rom angegriffen hat, wie kein Andrer.

Bemerkenswerth iſt es, daß Zwingli weder Gewiſſe
kämpfe durchzumachen, noch Aehnliches wie Luther zu beſt
gehabt hat, der vor Kajetan in Augsburg, vor Dr.
in Leipzig, vor Kaiſer und Reich in Worms geſtan
und im päbſtlichen Banne und kaiſerlicher Acht ſich befan

Zwingli, durch und durch Schweizer, voll Begier
ſein Zürich, wo er als Chorherr Bürgerrecht erlangt ha
groß zu machen, wird mit Recht von ſeinen Freunden
ſchweizer Tribun genannt. Er hatte das Volk auf ſei
Seite. Wie ein Cenſor wirkte er bei großem Sittenver
auf gründliche Beſſrung. Er war die Obrigkeit, der gr
Rath ihm ganz zu Willen. Unverkennbar trat Bieder
und treuherziges Weſen in ſeiner Perſönlichkeit und ſein
Wirken hervor.

Gehaßt wurde Zwingli ebenſo ſehr, als er gefürd
war. Das konnte man ihm nicht vergeſſen, daß er
zum Verbot der fremden Kriegsdienſte gebracht und
Zürich Solches aufrecht gehalten ward. Luzern hatte 15

auf der Tagsatzung in Bern den Beschluß durchgesetzt, den Zwingli überall, wo man ihn auf eidgenössischem Gebiete betreffe, gefänglich einzuziehn.

Gegen Verleumdungen hatte er sich oft genug zu vertheidigen.

Mit dem bedenklichen, kampfscheuen Erasmus war er zerfallen, besonders da er sich Huttens annahm, der auf der Insel Ufnau im Züricher See, 35 Jahr alt, den 29. August 1523 starb.

Selbständig stand er auf dem Grund der heiligen Schrift im Bunde mit der weltlichen Obrigkeit: so ging er nun vorwärts.

2. Die große Disputation (1523).

Die Umwandlung des äußern Kirchenwesens kam nach jenem Gespräch in vollen Gang, der jedoch bald in bedenklicher Weise beschleunigt ward.

Geistliche traten in den Ehestand; Einer verheirathete sich mit einer Nonne. Der Rath gestattete den Klosterfrauen auszutreten; nur der dritte Theil derselben blieb, sollte aber das Ordensgewand ablegen.

Das ursprünglich geordnete wissenschaftliche Leben und erbauliche Studien wurden wieder im Stift eingeführt, um eine tüchtige Priesterschaft heranzubilden. Die Zahl der Geistlichen ward vermindert, die Stolgebühren größtentheils aufgehoben. Schulen wurden eingerichtet. Statt des lateinischen Gesangs wurde deutscher Gesang und deutsche Liturgie zur deutschen Predigt geordnet. Auch bei der Taufe wurden überflüssige und abergläubische Gebräuche abgethan, die eben in der Schrift keinen Grund hatten.

Vor Allem aber bewegten zwei Fragen, über Verehrung der Bilder und über die Messe, die Gemüther.

Ein Schuhmacher, Klaus Hottinger, äußerte in vandalischem Geiste, er wolle einen Eimer Wein an das Spital schenken, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde und Votivtafeln zu zerschlagen. Mit seinem Anhang warf er ein großes Kruzifix am hellen Tage um. Sein Genosse, Lorenz Hochrütiner, zertrümmerte im Frauenmünster die ewige Lampe und besprengte mit dem Oel seine Gehilfen. Diese Frevler ließ der Rath gefangen setzen.

Wie tief der Zug wider die Bilder in des Volkes Herzen saß, zeigt der später als Mann berühmt gewordne Thomas Platter. Er war damals Schüler in Zürich. Eines Morgens fehlt ihm das Holz und er sollte doch heizen. Da denkt er: „Da sind so viele Götzenbilder in der Kirche, die könnten aushelfen". Er schleicht in die Kirche, nimmt einen Johannes vom Altar, steckt ihn mit den Worten in den Ofen: „Duck Dich, Jochli; Du mußt hinein, wenn Du auch Johannes heißt."

Es bestanden drei Parteien: die Radikalen, die fanatischen Bilderstürmer, von Ludwig Hetzer, Simon Stumpf und Konrad Grebel erregt; die Toleranten, vom ehrwürdigen Komthur Konrad Schmidt geführt, welche die Bilder als Krükken der Schwachen bestehn lassen wollten, und die Reformer — Zwinglis Freunde —, die in aller Ordnung und Ruhe die Bilder beseitigen wollten.

Der Rath hielt deshalb eine zweite Disputation für nöthig. Zwingli wünschte, daß auch die andern Stände sich betheiligten. Bern hielt dafür, so schwere Sache gehöre

vor die Tagsatzung; die Waldstädte lehnten ab, auch Basel mit der Universität blieb aus. Nur Schaffhausen und St. Gallen schickten Abgeordnete. Der Bischof sandte einen geheimen Horcher. Doch waren 900 Personen beisammen, darunter mehr als der dritte Theil Geistliche, meist aus dem Züricher Gebiet.

Zwingli hob das Recht der Gemeinde hervor: „Höngg und Küßnacht ist eine gewissre Kirche, denn alle zusammengerotteten Bischöfe und Päbste.“ Mit Ernst und Ruhe entwickelte und vertheidigte er seine Ansichten. Mit Geduld ging er auf die Ansichten der Fanatiker ein; die gemüthvolle Milde des Komthur Schmidt machte, wie auf Alle, so auch auf Zwingli einen ergreifenden Eindruck. Nicht ohne tiefe Rührung mit Thränen hielt Zwingli die Schlußrede. Hier sagte er das schöne Wort: „Deren sind Viel, die dem wohlgelehrten Mann Martin Luther nichts aus seinen Büchern ablernen wollen, als die Pracht seiner Worte, die er oft im Feuer inbrünstiger Liebe redet. Aber das fromme, treue Herz, das er zur göttlichen Wahrheit und zum Worte Gottes hat, das will ihm Keiner ablernen.“

Die Disputation, die vom 26. bis 28. Oktober dauerte und sämtliche Bilder in den Kirchen verwarf, die Messe aber nur als Wiedergedächtniß faßte, hatte zunächst Milde gegen die Bilderstürmer zur Folge und sodann eine Schrift Zwinglis, kurze christliche Anleitung für die Pfarrer über die Predigt von Christo, die erste Bekenntnißschrift der evangelischen Kirche.

Die Entscheidung über Bilder und Messe wurde auf Pfingsten des folgenden Jahres vertagt.

Vor Allem aber bewegten zwei Fragen, über Verehrung der Bilder und über die Messe, die Gemüther.

Ein Schuhmacher, Klaus Hottinger, äußerte in vandalischem Geiste, er wolle einen Eimer Wein an das Spital schenken, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde und Votivtafeln zu zerschlagen. Mit seinem Anhang warf er ein großes Kruzifix am hellen Tage um. Sein Genosse, Lorenz Hochrütiner, zertrümmerte im Frauenmünster die ewige Lampe und besprengte mit dem Oel seine Gehilfen. Diese Frevler ließ der Rath gefangen setzen.

Wie tief der Zug wider die Bilder in des Volkes Herzen saß, zeigt der später als Mann berühmt gewordne Thomas Platter. Er war damals Schüler in Zürich. Eines Morgens fehlt ihm das Holz und er sollte doch heizen. Da denkt er: „Da sind so viele Götzenbilder in der Kirche, die könnten aushelfen". Er schleicht in die Kirche, nimmt einen Johannes vom Altar, steckt ihn mit den Worten in den Ofen: „Dukk Dich, Jochli; Du mußt hinein, wenn Du auch Johannes heißt."

Es bestanden drei Parteien: die Radikalen, die fanatischen Bilderstürmer, von Ludwig Hetzer, Simon Stumpf und Konrad Grebel erregt; die Toleranten, vom ehrwürdigen Komthur Konrad Schmidt geführt, welche die Bilder als Krükken der Schwachen bestehn lassen wollten, und die Reformer — Zwinglis Freunde —, die in aller Ordnung und Ruhe die Bilder beseitigen wollten.

Der Rath hielt deshalb eine zweite Disputation für nöthig. Zwingli wünschte, daß auch die andern Stände sich betheiligten. Bern hielt dafür, so schwere Sache gehöre

vor die Tagsatzung; die Waldstädte lehnten ab, auch Basel mit der Universität blieb aus. Nur Schaffhausen und St. Gallen schickten Abgeordnete. Der Bischof sandte einen geheimen Horcher. Doch waren 900 Personen beisammen, darunter mehr als der dritte Theil Geistliche, meist aus dem Züricher Gebiet.

Zwingli hob das Recht der Gemeinde hervor: „Höngg und Küßnacht ist eine gewissre Kirche, denn alle zusammengerotteten Bischöfe und Päbste.“ Mit Ernst und Ruhe entwickelte und vertheidigte er seine Ansichten. Mit Geduld ging er auf die Ansichten der Fanatiker ein; die gemüthvolle Milde des Komthur Schmidt machte, wie auf Alle, so auch auf Zwingli einen ergreifenden Eindruck. Nicht ohne tiefe Rührung mit Thränen hielt Zwingli die Schlußrede. Hier sagte er das schöne Wort: „Deren sind Viel, die dem wohlgelehrten Mann Martin Luther nichts aus seinen Büchern ablernen wollen, als die Pracht seiner Worte, die er oft im Feuer inbrünstiger Liebe redet. Aber das fromme, treue Herz, das er zur göttlichen Wahrheit und zum Worte Gottes hat, das will ihm Keiner ablernen.“

Die Disputation, die vom 26. bis 28. Oktober dauerte und sämtliche Bilder in den Kirchen verwarf, die Messe aber nur als Wiedergedächtniß faßte, hatte zunächst Milde gegen die Bilderstürmer zur Folge und sodann eine Schrift Zwinglis, kurze christliche Anleitung für die Pfarrer über die Predigt von Christo, die erste Bekenntnißschrift der evangelischen Kirche.

Die Entscheidung über Bilder und Messe wurde auf Pfingsten des folgenden Jahres vertagt.

3. Neue Ordnung (1524. 1525).

Am Pfingsttage 1524 wurden in Zollikon Bilder und Altäre zerschlagen.

Dagegen erließ der Rath einen Befehl: die Gemeinden sollten berathen, beschließen und in Ordnung die Beschlüsse durchführen; wer ein Bild geschenkt, dürfe es zurücknehmen.

In Zürich sandte der Rath Abgeordnete nebst den drei Leutpriestern und einen Baumeister mit Handwerksleuten, die am 20. Juni in die Kirchen gingen, sie von Innen verschlossen und sämtliche Bilder wegnahmen. Dabei wurden auch sehr köstliche Werke der Malerei und Schnitzerei, wahre Kunstwerke, zerschlagen. Freskogemälde an den Wänden wurden übertüncht. Selbst die Orgeln wurden beseitigt.

Vielen kamen die so verödeten, alles Bilderschmucks beraubten Kirchen häßlich vor.

Eine Kranken- und Armenordnung folgte 1525. Das Geld, das auf Bilder verwendet worden war, sollte lieber Armen zu gute kommen. Bettelei an den Kirchen, auf den Straßen und in den Häusern sollte abgestellt, fremde Pilger und Bettler sollten versorgt werden. Das Predigtkloster ward Spital für Arme, das von Oetenbach für Kranke.

Darauf erschien die Eheordnung. Das Mädchen soll über 14, der Knabe über 16 Jahr sein; elterliche Einwilligung ist unerläßlich, bis nach dem 19. Lebensjahre; Verwandtschaftsgrade außer den 3 Mos. 18 angegebnen hindern die Ehe nicht; Dispense um Geld hören auf. Auch die Ehescheidung ward geordnet. Lüderliche Dirnen wurden so gut wie die öffentlichen Verbrecher aus der Stadt entfernt.

Am 11. April erschienen die drei Leutpriester nebst dem wieder nach Zürich an die Schule berufnen Oswald Mykonius unter Führung Zwinglis vor dem Rath und trugen auf Beseitigung der abgöttischen Messe an. Ostern wurde das Abendmahl als Liebes- und Bundesmahl in verschiednen Abtheilungen nach Zwinglis einfacher Anordnung, welche wesentlich noch in Zürich besteht, gefeiert. Die Feier war so rührend, daß alte verjährte Feindschaften schwanden und christliches Lieben und Leben eingeleitet ward.

In den Landgemeinden ging Beseitigung der Bilder so ruhig, wie in Zürich, nicht ab: oft wurden Gott zu Lob und Ehren die köstlichsten Tafeln verbrannt.

An Reibungen und Exzessen fehlte es in der Umgegend, namentlich dem Thurgau, nicht, wo ein leidenschaftlicher Gegner der Reformation, Am Berg aus Schwyz, Landvogt war; das Kloster Ittingen an der Grenze des Züricher Kantons ward von einer Bande überfallen und ein Raub der Flammen.

Es steigerte sich der Haß der römischen Waldstädte; Bern redete Zürich zu, innezuhalten, nachzugeben. Zwinglis Mannesmuth und Bewußtsein, eine gute Sache zu vertreten, war jetzt sehr nöthig.

Da drohte nun eine neue Gefahr, ein innrer Feind.

4. Innre Feinde (1525).

Die radikale Partei war nicht befriedigt: ihr wars schon nicht recht, daß die Bilder in aller Ordnung beseitigt wurden. Auch der demagogische Zug in ihr nahm Anstoß, daß nach Zwinglis Auffassung der große Rath als christliche Obrigkeit handelte, und die Gemeinde durch stillschweigendes Einverständniß den Beschlüssen Sanktion zu ertheilen hatte.

Noch größren Anstoß nahm sie daran, daß Zwingli den Zehnten aufrecht erhielt, der, obwol nicht göttlichen Rechts, doch schon durch Vertrag in der dritten Hand war und für Unterhaltung der Kirche und Schule unentbehrlich war.

Der Führer war Konrad Grebel, aus einem alten angesehnen Geschlecht; in Wien und Paris hatte er mehr Geld durchgebracht, als studirt; von der Lüderlichkeit ging er über zur Schwärmerei. Was er als Bilderstürmer nicht erreicht hatte, versuchte er als Wiedertäufer, nachdem er mit Karlstadt und Münzer bekannt worden war. Mit Geist, Bildung und leidenschaftlicher Entschiedenheit verband er ein Maß von Urtheil und Besonnenheit, das ihn zum Haupt befähigte. Ihm gesellte sich Wilhelm Röubli bei, der gern Aufsehn erregte. Der talentvollste war Balthasar Hubmaier.

Sie behaupteten nun, nur Gläubige könnten getauft werden, Gott allein sei Herr, ein Christ dürfe kein weltlich Amt haben, noch das Schwert nehmen, alle Gläubigen seien einander gleich, müßten in wahrer Christlichkeit leben.

Drei Religionsgespräche mit den Wiedertäufern den 17. Januar, 20. März und 6. December 1525 führten zu keinem Schluß. Zwingli, der in seiner Schrift über die Taufe diese als ein Pflichtzeichen faßte, konnte sie nicht überwinden: er sah die Kinder der Erwählten als Glieder des Bundesvolks an, denen das Zeichen des Eintritts nicht zu versagen sei; später würde sichs schon zeigen, ob sie erwählt seien. Die Ordnung hatte er für sich. Die Gewalt machte ein Ende. Mehre Wiedertäufer, darunter Grebel, wurden gefangen gesetzt und aus dem Gefängniß zur Disputation geführt. Bei der letzten gings tumultuarisch zu. Ein Wiedertäufer lief auf Zwingli zu und

sagte: „Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott, daß Du mir eine Wahrheit sagst.“ „Das will ich thun“, fiel Zwingli schnell ein, „ich sage Dir, daß Du ein so böser, aufrührerischer Bauer bist, als meine Herren einen im Lande haben.“ Die Gemeinde war auf Zwinglis Seite. Einige flohen, Andre wurden verbannt, Hauptführer ohne Erbarmen ertränkt.

In die Zeit der Religionsgespräche fielen wegen der Zehnten und der Dienste ernstliche Volksunruhen auf dem Lande; nur mit Mühe, durch Milde und Entschiedenheit des vom Zwingli berathnen großen Raths, wurden sie überwunden.

Wider Zwingli, der an seiner Popularität dabei einbüßte, gingen fälschliche Gerüchte, als habe er gesagt: „Laßt die Bauern nur an die Stadt kommen und schießt 3- bis 400 todt“, — „Zweien oder Vieren der ärgsten, die Zehnten nicht geben wollen, legt die Köpfe vor die Füße.“ Einmal wurde sein Haus des Nachts von einem tollen Haufen angegriffen, die Fenster eingeworfen; er war aufgestanden und war mit dem Schwert bereit, furchtlos den Einbruch abzuweisen.

5. Wachsthum nach innen und außen (1526—1528).

Mit ungebrochnem Muth führte Zwingli sein Werk weiter.

Zunächst ordnete er die Angelegenheiten des Stifts und sorgte für Schulen. Die Mittel gewährten die Heiligthümer der Sakristei. Da fanden sich: ein Marienbild, 60 Pfund feines Goldes schwer, ein Kreuz von 122 Mark feinsten Goldes, ein goldnes Kreuz mit Edelsteinen und Perlen, 10 goldne Kelche, das in Gold gefaßte Gebetbuch

Karls des Großen, kostbare Gefäße, Teppiche, Tücher, Baldachine, Gewänder mit Goldstickerei. Aus dem Gold und Silber wurden Goldgulden, Thaler, Batzen, Schillinge gemünzt mit dem Bilde Karls des Großen, oder Zürichs Stadtwappen, oder dem Reichsadler, auch mit Kelchen.

Seit 1525 in der Amtswohnung des Schulherrn sorgte er für Berufung tüchtiger Lehrer, des ungeheuer fleißigen Ceporin, des feinen stillen Pellikan u. a. Sie waren seine Gehilfen und Freunde.

Durch seine Predigten, für die Zwingli nun das erste Buch Mosis zu Grunde legte, wirkte er nach wie vor. Die Feiertage wurden beschränkt, wiewol bis 1530 noch einige Marien- und Apostletage beibehalten wurden. Die Altäre wurden nun gänzlich beseitigt, natürlich auch die Sakramentshäuschen. Das Jahr darauf ließ Zwingli die Orgel abbrechen, da er den Chorgesang beseitigte, obwol auf dem Lande die Gemeinde deutsche Psalmen zu singen begann; das ließ er geschehn. Merkwürdig, der musikalische Mann wollte, da Kol. 3, 16 es hieße: „singet im Herzen" — kein Tempelgemurmel. —

Streng war die Kirchenzucht. Ehegerichte wurden eingesetzt, die über gute Sitte wachten. Besonders scharf wurde die Geistlichkeit überwacht; leider war das noch sehr nöthig.

Mit Härte wurde das Reislaufen bekämpft, da Zwingli in der Predigt es forderte. Ein Bürger, Hans Bullmann, der Zwingli einen Schelm, Ketzer, Seelenmörder geschimpft und durch das Großmünster geritten war, wurde den 4. Mai 1526 hingerichtet, weil er dem Herzog von Würtemberg als Hauptmann gedient. Selbst ein Greis, Jakob Grebel, der Vater des Wiedertäufers, ein angesehner

Mann, erlitt, weil er Pensionen genommen, den 30. Oktober dieselbe Strafe.

Natürlich erfuhren die Wiedertäufer, die sich immer noch und immer wieder regten, keine Milde. Doch versäumte Zwingli nicht, auch durch Belehrung zu helfen. Dieser Kampf ist ihm heißer geworden, als ein andrer, wie er selbst bekennt. Ihn schmerzte die Verachtung der Taufe: deshalb nannte er die Anabaptisten nur Katabaptisten. Seinem Eifer wider sie ist auch die Einrichtung der Kirchenbücher, zuerst der Taufregister, zu verdanken.

Zwingli hielt alle innern Feinde kräftig nieder. Geschäftig waren die römisch Gesinnten außerhalb. Dr. Eck von Ingolstadt und Faber von Konstanz brachten nach langem Bemühen ein Gespräch in Baden in Argau den 19. Mai 1526 zu Stande; es war wider Zwingli gemünzt. Dieser betheiligte sich aber nicht, da er da persönlich gefährdet war. Er und der Rath hatten es nicht erreichen können, daß es in Zürich gehalten wurde. Die Katholischen schrieben sich den Sieg über Oekolampad von Basel und Haller von Bern zu und sie gewannen wirklich wieder im Volke an Macht und Ansehn.

Die Verbindungen Zürichs und Zwinglis erweiterten sich bis in den Elsaß und Süddeutschland. Konstanz ward gewonnen 1527, und Bern verband sich mit Zürich 1528 in Folge der Disputation vom 6. bis 25. Januar. Hier fehlten Faber und Eck, die Katholischen überhaupt hielten sich fern. Die Verhandlungen waren unbedeutend, aber der Eindruck der evangelischen Streitmacht und Zwinglis Persönlichkeit sehr förderlich. Der Bund Zürichs und Berns sicherte die Reformation gegen drohende Kämpfe.

6. Bürgerkrieg (1529).

Während Zürich durch einen Wall evangelischer Orte, Bern, Basel, Winterthur, Konstanz, St. Gallen, Appenzell, umgeben ward, wuchs im Jura Feindschaft und Bitterkeit der Evangelischen und Katholischen wider einander.

Der aus Zürich verbannte Schuster Hottinger ward in Luzern enthauptet, ein Andrer eben da als Ketzer ertränkt, weil er wider Mönche und Nonnen gepredigt hatte. Zwinglis Bücher wurden in Luzern verbrannt, sein Bild beschimpft und verbrannt; ein Oberster wünschte nichts so sehr, als ihn selber aufhängen zu können. In Kurzem ward eine ganze Reihe Ketzer durchs Schwert, Feuer oder Wasser aus dem Lande und Leben hinweggethan. Besonders aufregend wirkte der Feuertod des Pfarrers Jakob Kaiser, der auf dem Wege in seine Heimath Utznach von den Schwyzern aufgefangen und verurtheilt ward, obwol Zürich ihn als seinen Unterthanen reklamirte.

Marx Wehrli, ein Diener des Landvogts, wurde, weil er die Züricher Ketzer geschimpft, trotz der Unterwaldner Standesfarben, in denen er Dienstes wegen nach Zürich gekommen, gefangen gesetzt und hingerichtet.

Die fünf katholischen Stände, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug hatten sich mit Ferdinand von Oesterreich verbündet; sie sollen ihm Konstanz zugesagt haben. An ihrer Spitze stand Luzern, von wo zugleich der Spott Murners wider die evangelischen Saukpfeifer eine Zeit lang böses Blut machte. Der Religionshaß loderte hoch auf, genährt von politischen Interessen, den Pensionen, die die Vorsteher, Hauptleute und die kriegslustige Jugend nicht missen wollten.

Krieg war unvermeidlich. Zürich selbst voran. Die Banner waren aufgeboten: 39,000 Mann standen an der Grenze gegen Luzern. Komthur Schmidt war Feldprediger. Auch Thurgau ward durch ein Fähnlein besetzt und ein drittes stand gegen Schwyz.

Die Züricher waren trefflich gerüstet: die Männer voll sittlichen Ernstes, die Waffen gut, Proviant reichlich. Zwingli war doch die Seele. Er wollte keine Unterhandlungen, machte wenigstens sehr harte Bedingungen. Aber der Landamman Aebli von Glarus begann Friedensunterhandlungen.

Bei Kappel, wo die Hauptschaaren einander gegenüberstanden, traten die Vorposten oft zu nachbarlichem Gespräch und friedlichem Scherz zusammen. Einmal brachten die Waldstädter einen Kübel Milch, stellten ihn auf die Grenze und riefen den Zürichern zu: „Wir haben nichts zu brokken!“ Da brachten redliche Züricher Brot und brokkten ein. Auf beiden Seiten lagerten sich nun die Gegner und aßen gemeinschaftlich. Griff einer mit dem Löffel über die Mitte, so schlug ein andrer ihn auf die Hände und mahnte, die Grenze nicht zu überschreiten. So treuherziges Scherzen bei heißer Gluth der Leidenschaft! Uneins, vergaßen sie doch der alten Freundschaft nicht.

Den 26. Juni 1529 kams zum Landfrieden. Allgemeiner Jubel trat an die Stelle des Krieges und Feldgeschreis. Nur Zwingli war ernst und bewegt. Jetzt war ihm der Sieg der Evangelischen gewiß gewesen und die Friedensbedingungen erschienen ihm zu gering. Trüb sah er in die Zukunft.

7. Zwingli und Luther (1529).

In dieser Zeit kam es Zwingli besonders auf kräftige Allianzen an; sein Blick ging nach Deutschland.

Luther war freilich schwer zu gewinnen. Er hatte gerade mit den Bilderstürmern zu kämpfen gehabt, während Zwingli mit der Entfernung der Bilder und alles künstlerischen Schmucks begann. Gerade Luthers Widersacher, Karlstadt, Münzer, Schwenkfeld, fanden in der Schweiz Aufenthalt und Anerkennung.

Seit 1524 begannen die Abendmahlsstreitigkeiten durch eine Schrift Karlstadts. In volle Bewegung brachte sie 1525 eine Schrift Bugenhagens, der von Oekolampadius und Andren Luthers Affe genannt wurde. Anfangs ließ man Luthers Namen außer dem Spiel und bekämpfte blos Luthers Lehre. Luther schrieb heftig, gereizt, faßte Schweizer und Schwärmer zusammen, nannte Zwingli nur Zwingel. Dieser wollte nicht lutherisch sein noch heißen, antwortete 1527 und 1528 in drei Schriften mit kalter, vornehmer Ironie, siegsgewiß.

Richtig hatte Zwingli in dem kühnen Landgrafen Philipp von Hessen den Fürsten erkannt, der mit kirchlicher Weitherzigkeit Lust und Kraft verband, eine politische Verbindung der Evangelischen in der Schweiz und Deutschland zu fördern.

Philipp lud die beiden Häupter der Reformation mit ihren Freunden zu einem Gespräch nach Marburg für Anfang Oktober.

Kaum war der Kappeler Friede zu Stande gebracht, da eilte Zwingli, den der Rath nicht hatte ziehen lassen wollen, ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen, wie ein

Flüchtling, nur vom Professor Collin begleitet, des Nachts fort, eilte über Basel nach Straßburg, von wo er unter dem Schutze von 40 hessischen Reitern am 29. September in Marburg eintraf; er kam mehr wie ein eidgenössischer Kriegsmann, mit dem Schwert umgürtet, als ein Priester des Friedens. Luther kam Tags darauf an.

Das Gespräch begann den 1. Oktober und verlief bis zum 3. Oktober in Ruhe. Man einigte sich über 14 Punkte; nur über dem 15., der vom Abendmahl handelte, blieb die Differenz stehn. Zwingli mit seinen Freunden, unter denen Oekolampadius, leugneten die Gegenwart Christi im Abendmahl, Christi Leib im Himmel könne unmöglich den Gläubigen auf Erden mitgetheilt werden; Er habe selbst zu den Jüngern gesagt, daß Er nicht alle Tage bei ihnen sein könne, und Sein Fleisch nichts nütze sei; deshalb seien Brot und Wein nur Zeichen und das Abendmahl ein Wiedergedächtniß und Bundesakt der Christen unter einander. Zwinglin war Luthers Auffassung zuwider, und Luthern Zwinglis. Luther hielt fest an den Worten: „Das ist der Leib". Er erklärte: „Ihr habt einen andern Geist, wie wir". Er wollte lieber zehnmal todt sein, als ein solches Gewissen haben, daß das Evangelium sollte Ursach gewesen sein einiges Blutes; die Evangelischen sollten eher leiden, als sich rächen und in Sachen des Glaubens nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Worte sich vertheidigen. Luthern verletzte es auch, daß der Zwingel griechisch, ebräisch, lateinisch auf dem Predigtstuhl redet.

Zwingli, dem beim Schluß des Gesprächs ohne Einigung die Augen übergingen, eilte doch hoffnungsreich und siegesfreudig von Marburg in die Heimath. Er bebte vor einem Krieg nicht zurükk. Noch versuchte er mit den süd-

deutschen Reichsstädten, mit Venedig und auch mit Frankreich ein Bündniß zu schließen, da die Sache der Reformation bei dem wachsenden Ansehn des Kaisers gefährdet erschien.

8. Das Jahr 1530.

Ein bedeutendes Jahr! In ihm entwickelte Zwingli eine außerordentliche Thätigkeit nach allen Seiten; da faßt er zusammen, was er als Aufgabe seines Lebens erkannt.

Mit dem reichen, bevölkerten Straßburg, gegen das die noch armen und kleinen Schweizerstädte zurücktraten, war doch noch zu Weihnachten 1529 ein Bund gemacht und es in das Burgrecht mit Zürich, Bern und Basel aufgenommen; da wurden Bilder und Altäre abgethan, die Wände mit den Gemälden übertüncht, auch den Gottgläubigen verboten, ein Bild bei sich zu haben; die Orgeln verstummten, alle Instrumentalmusik ward vom Gottesdienst ausgeschlossen.

Doch ging Zwingli nicht in politischer Thätigkeit auf.

Es erschienen die Erklärungen des Jesaias und Jeremias. Sobald die Augsburgische Konfession bekannt worden war, verfaßte er die Schrift: Rechenschaft des Glaubens an Kaiser Karl. Sie wurde aber weder dem Reichstage vorgelegt noch geprüft, sondern wohl von Luther gelobt, obwol darin frühre Zugeständnisse zurückgenommen wurden und Luthern der Vorwurf traf, daß er sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehne, von Eck aber zu einer Schmähschrift wider Zwingli benutzt. Darauf schrieb Zwingli an die Fürsten Deutschlands über Ecks Schmähungen. Bald darnach erschien eine kurze und sorgfältige Behandlung der Hauptlehre von der Vorsehung. Hier führte er Alles auf die allwirksame Gottheit

zurükk, der gegenüber unser Wille unfrei sei. Endlich ist noch die kurze Darlegung des christlichen Glaubens an König Franz I. zu nennen, welche Mitte des folgenden Jahres geschrieben war; diese Schrift, welche den Werth und die Unentbehrlichkeit wahrer Religion trefflich hervorhebt, ist jedenfalls auf ein steinichtes Land gefallen, Zwingli glaubte, den König, der sich so sehr bemühte, die Schweiz zu gewinnen, für diese und die Reformation gewinnen zu können.

Darin hat Zwingli sich im Gefühl seines Rechts und der Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit ebenso getäuscht, wie mit der Mahnung an die fünf Orte, die Predigt des Evangeliums zu gestatten.

Zürich erregte vielmehr immer mehr Feindseligkeit durch sein Vorgehn, besonders durch seine Gewaltmaßregeln gegen das Kloster zu St. Gallen. Darüber hatte es das Schirmrecht. Als es vergeblich die Wahl eines neuen Abts zu verhindern gesucht hatte, setzte es einen Hauptmann und ließ sich selbst durch Bern und die andern evangelischen Stände, welche gern vermitteln wollten, bewegen, in seinem eigenmächtigen Vorgehn innezuhalten. Das Kloster ward an die Stadt St. Gallen verkauft; die Toggenburger kauften sich ebenfalls von der Abtei frei. Dabei war Zwingli thätig; das war für die fünf Orte die bitterste Kränkung.

Natürlich gewann die österreichische Politik wieder Einfluß. Da gewann das Schloß Musso oder Musco am Comersee eine Bedeutung, weil hier ein Schlüssel zum Paß aus Deutschland nach Italien war und Graubündten darunter zu leiden hatte. Darüber entstand der Musser Krieg, der Anfang 1531 losbrach.

Unterdeß bildete Zwingli das Gemeinwesen Zürichs

aus. Er nimmt sich der Volksschule an, sucht auch den Bauern Erleichtrung zu schaffen, um die Schulen auf dem Lande zu fördern.

Nicht minder fördert er die klassischen Studien und theologische Vorlesungen. Eine Zeit lang zog er Karlstadt als Korrektor an die Froschauersche Druckerei. Doch machte dieser sich nicht blos durch seine sächsische Aussprache als Prediger am Spital unangenehm; sein hochstrebendes und anspruchvolles Wesen machte ihn zu einem Seelsorger für Kranke ungeeignet und überhaupt sehr unbequem.

Tief schnitt das Sittenmandat vom 26. März 1530 ein. Jedermann, ohne Ausnahme, der nicht durch Krankheit und andre redliche Gründe bei der Gemeinde oder dem Pfarrer entschuldigt ist, muß alle Sonntage bei guter Zeit zur Kirche gehn und bis zu Ende aushalten. Niemand darf den Prediger auf der Kanzel unterbrechen. Sonntagsarbeit ist bei Strafe von 10 Schillingen verboten, nur zur Ernte und Herbstzeit nachgelassen. Auch in Schlössern und Kapellen sind Altäre, Bilder, Gemälde, Lichter, Messe abzuthun. Die Wirthshäuser sind zu beschränken. Unmäßiges Zutrinken ist mit einer Mark Silber zu bestrafen; um 9 Uhr darf sich Niemand im Weinhause befinden; kein Wirth darf über 10 Schillinge borgen. Das Spiel mit Karten, Würfeln, auf dem Brett, mit Schachen, Kegeln, Wetten, Gerade und Ungerade, Tutschen, Stökkeln ist untersagt. In Stadt und Land soll ein Gewicht gelten, die Metzger auch Fleisch nur zu demselben Preis verkaufen. Selbst Mehl- und Brotwagen wurden eingerichtet, und Müller und Bäkker hart bestraft, wenn über sie Klagen erhoben wurden.

Besonders den Adel schränkte Zwingli ein. Die Jagd

ward freigegeben, weil das Volk ſich im Schießen üben müſſe und ſolches zur Kriegführung nöthig ſei.

Wer ſich dem Worte Gottes widerſetzte und dem Abendmahl entzog, wurde vom kleinen und großen Rath ausgeſchloſſen.

So wirkte Zwingli als theologiſches Haupt auf dem Gipfel ſeines Anſehns aus, was er bereits 1523 als ſein Ziel angedeutet hatte.

IV. Schluß.

Zwinglis Ende (1531).

Das unter Zwinglis Leitung rükksichtslos hervortretende Zürich brachte die katholischen Kantone in Aufregung. Die Schmäh- und Schimpfreden hörten nicht auf; Evangelische wurden von den fünf Waldstädten verfolgt und gestraft; die evangelischen Bürgerstädte forderten von ihnen Religionsfreiheit für die evangelischen Einwohner. Endlich drängte Zwingli auf völlige Umgestaltung der Eidgenossenschaft: Zürich und Bern, die reichsten und stärksten Kantone, sollten wie zwei Ochsen am Wagen, die am gleichen Joch ziehen, die Leitung des Ganzen übernehmen. Auf Krieg wurde in Zürich gerüstet; viel geschah besonders für das Geschützwesen.

Zwingli hatte in Zürich einen wachsenden Widerstand zu bekämpfen, so daß er einmal erklärte, er wolle zurükktreten. Allein das ließ man nicht zu.

Der Krieg schien unvermeidlich. Alle Vermittlungen

waren vergeblich. Leider kam es, gegen Zwinglis Willen, zum Proviantabschlag: Korn, Salz, Wein und Eisen durften den Gebirgskantonen nicht mehr zugeführt oder überlassen werden. Das gab den Ausschlag.

Am 9. Oktober 1531 erfolgte der Angriff der fünf Orte. Zwingli hatte selbst zu den Waffen gegriffen. Todesahnungen waren schon durch seine Seele gegangen. Einmal hat Georg Müller, Abt von Wettingen, auf dem Kirchhofe zum großen Münster Zwingli gefragt, was doch der Komet dieses Jahres bedeute. „Mein lieber Georg", hat dieser geantwortet, „mich und manchen Ehrenmann wird es kosten, und wird die Kirche und die Wahrheit Noth leiden, doch werden wir von Christo nicht verlassen werden."

Bei seinem Pferde stehend, sagte Zwingli unmittelbar vor dem Auszuge zu seiner weinenden Frau: „Die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; der Herr will es. Amen. Er sei mit Dir, mit den Unsern!" Zitternd frug Anna: „Werden wir uns wiedersehn?" „So der Herr will", war die Antwort, „Sein Wille geschehe!" „Und was bringst Du uns zurükk?" „Segen nach dunkler Nacht." Er schwang sich aufs Pferd; weinend sah Anna ihm nach.

Schon am 11. Oktober kam es bei Kappel zum Kampf, in welchem Zwingli kurz vor Sonnenuntergang von einem Steinwurf und einem Speerstich zu Boden geworfen ward. Nur 1200 Züricher hatten rechtzeitig über den Albis an die bedrohte Grenze rükken können. Ein Gegner Zwinglis, Leonhard Burkhard, trat mit der Frage an ihn heran: „Wie stehts nun, Meister Ulrich, wie gefällt Euch die Sach? Ihr habt uns den Brei gekocht und die Rüben gesalzen: Ihr müßt sie uns nun helfen ausessen!" „Will

auch", war Zwinglis Antwort, „und mancher Biedermann, der hier steht in Gottes Hand, dessen wir lebendig und todt sind." „Und auch ich wills helfen auseffen", fügte Burkhard hinzu, „und Leib und Leben trefflich wagen." Noch sprach Zwingli seinen Landsleuten Muth ein, als der Kampf losbrach. Von drei Seiten wurden sie angegriffen. Auf dem Schlachtfelde lagen über 500 Kämpfer, todt oder verwundet, unter ihnen Zwingli. Die Sieger trafen ihn noch am Leben, forderten ihn, ohne ihn zu kennen, zur Beichte auf; er weigerte sich, die Mutter Gottes anzurufen; da gab ihm der Hauptmann Bokinger von Unterwalden mit dem Schwert den Todesstreich.

Anna verlor an diesem Tage den Mann, den Sohn, den Bruder, den Schwiegersohn und den Schwager. Die Leiche ihres Mannes erhielt sie nicht. Die Luzerner hielten ein Ketzergericht über Zwinglis Leichnam, als sie ihn erkannt hatten; durch des Nachrichters Hand ward er geviertheilt, verbrannt, die Asche mit Schweinsasche vermischt und zerstreut. Nur das Herz ward gerettet. Thomas Platter soll es aus den Flammen erhascht und als Heiligthum dem Freunde Zwinglis, Oswald Myconius, in Zürich übergeben haben.

Mit dem Schweizer Johannes Müller, dem großen Historiker, muß man sagen: „Meister Ulrich Zwingli hatte eine patriotische, republikanische Seele, die er nicht weniger in bürgerlichen als in religiösen Arbeiten zeigte; er begnügte sich nicht, seine Kirche auf den Weg der Wahrheit zu leiten, wenn er nicht auch dem Vaterlande alle für die Freiheit und Grundsätze erforderlichen Sitten und Grundsätze gäbe. Es war in seinem System, die Nation an häusliche Tugenden, an Gerechtigkeit und Frieden zu gewöhnen.

Für bürgerliche Ordnung und für die unſchuldige Politik eines ewigen Friedens war er ſo eifrig, als in den Kontroverſen. Aber ohne Luthers verzehrenden Eifer und ohne desſelben immer erneuerten Stoß auf den gemeinſchaftlichen Feind würde der Schweizer mit andern wohlmeinenden Predigern der Wahrheit unbemerkt, oder doch ohne umgeſtaltende Wirkung geblieben ſein."

Johann Calvin.

(1509—1564.)

I. Vorbereitung.

1. Kindheit und Jugend (1509—1531).

Johann Calvin ist geboren den 10. Juli 1509. Sein Vater, Gerhard Cauvin oder Chauvin, war bischöflicher Sekretär, Syndikus des Domkapitels und Fiskalprokurator zu Noyon in der Picardie; die Mutter Anna, geborne Franke aus Cambray, eine ängstlich fromme Frau, starb frühzeitig. Der Vater hatte für 6 Kinder zu sorgen, 4 Söhne, deren ältester Karl, der zweite unser Johann, der dritte Anton, und zwei Töchter. Er war Sohn eines Böttchers im nahen Dorf Pont l'Evêque; strebsam hat er sich heraufgearbeitet; voll Einsicht, war er bei den Großen wohl angesehn; vielbeschäftigt, hatte er kaum Zeit sich um seine Kinder viel zu kümmern; so beliebt er in der Gesellschaft war, so streng war er zu Hause; er vermochte es nicht die Liebe der Kinder zu gewinnen.

Wegen seiner ungewöhnlichen Gaben wurde Johann mit den Söhnen einer adeligen Familie Mommor unter-

richtet und erzogen. Weich und schüchtern war er von Natur, wol von der Mutter her; dem adeligen Hause, in dem er wie Kind war, verdankte er seine vornehme Art, die Feinheit seiner Sitte; dankbar gedenkt er bis in sein Alter des vielen Guten, das er in dieser Familie genossen.

Der Vater benutzte seine Stellung, um den Söhnen das Studium leicht zu machen. Dem erst 12jährigen Johann, der Geistlicher werden sollte, wurde eine Pfründe zu Theil, eine Kaplanei an der Kathedrale. Von diesem Einkommen studirte er seit 1523 in Paris.

Zuerst machte er den Kursus der Grammatik in dem Kollegium de la Marche unter einem bedeutenden Schulmann, Mathurin Cordier, durch. Nach kurzer Zeit ward er in das Kollegium de Montaigu versetzt, wo neben den grammatisch-humanistischen die philosophischen und theologischen Studien betrieben wurden; auch hier genoß er den Unterricht eines namhaften Gelehrten, eines Spaniers; einige Jahre später hat Ignaz Loyola in demselben Kollegium den Grund zu seiner Bildung gelegt.

Still und zurükgezogen lebte er nur den Studien; lebendig war sein Pflichtgefühl, das den scheuen und zugeknöpften Studenten den lokkren Genossen oft unbequem machte. Bei diesen hieß er der „Akkusativ"; er war ein strenger Richter loser Streiche. Gern verkehrte er mit seinen Lehrern; besonders lieb hatte er den wohlwollenden und kenntnißreichen Cordier.

Noch ehe er die Priesterweihe erhalten, ward er Pfarrer von Marteville, 18 Jahre alt; zwei Jahre später vertauschte er diese Pfründe gegen die Pfarre von Pont l'Evêque. Die Tonsur und eine einzige Disputation machte ihn zum Pfarrer.

Des Vaters Verbindungen und die eignen Neigungen, verbunden mit großem sittlichen Ernst, ließen eine glänzende Zukunft erwarten.

Ganz unerwartet kam ihm daher die Weisung des ehrgeizigen Vaters, in Orleans und Bourges Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Ob dieses Studium eine glänzendre Laufbahn in Aussicht stellte, oder die Gährung auf dem kirchlichen Gebiet zum Umsatteln rieth, ist ungewiß. Der Sohn aber fügte sich gehorsam dem Willen des Vaters. Etwa seit 1527 studirte er auf den beiden berühmten Rechtsschulen, erst in Orleans, dann in Bourges, mit demselben gewissenhaften Fleiß, mit dem er in Paris für den Kirchendienst sich vorbereitet hatte. Den Schlaf verkürzte, Trank und Speise entzog er sich, um seinen Wissensdurst zu stillen; sein schwacher Körper litt unter der Energie seines Fleißes.

In Orleans vertrat er schon die Lehrer in deren Abwesenheit. Man bewunderte seinen lebhaften Geist, sein starkes Gedächtniß, die Leichtigkeit der Auffassung und insbesondre die erstaunliche Gewandtheit, mit der er die Vorträge seiner Lehrer in eleganter, gefälliger Sprache, nicht ohne Witz und launige Einfälle, zu Papier brachte. Als Licentiat ging er nach Bourges. Wahrscheinlich folgte er einem Humanisten, Melchior Volmar aus Rotweil, von dem er Griechisch lernte und der ihm den Weg vom Codex des Justinian zum Evangelium von Jesus Christus bereitete; dieser geliebte Lehrer hing ja den Grundsätzen der deutschen Reformation an. Mit den klassischen Studien kam er natürlich, wie Erasmus und Viele, auf einen freiren Standpunkt in kirchlichen Dingen. Jetzt hat er auch eine Bibel und angesehne Geistliche kennen lernen, welche der

kirchlichen Bewegung das Wort redeten. Er selbst soll in dem kleinen Ort Lignères gepredigt und das Wohlgefallen adeliger Familien durch seine freimüthige Sprache gewonnen haben. Hieher schreibt er einem Freunde vom Sterbebette seines Vaters, an das er gerufen und geeilt war. Aber er schreibt ohne den Schmerz, den die Liebe zum sterbenden Vater erweckt, nur in dem Verlangen, zu den Studien und Studiengenossen zurückzukehren. Am 26. Mai 1531 ist der Vater im Kirchenbann gestorben und der Sohn gab nun das Studium der Rechtswissenschaft auf und ging wieder nach Paris.

Noch hing er fest an der römischen Kirche; es ward ihm nicht leicht, vom päbstlichen Aberglauben sich loszureißen. Stark war seine Wahrheitsliebe und lebendig sein Wahrheitssinn; vieles kam in Orleans und Bourges an ihn, was ihn zu der Reformationsbewegung hinzog. Aber Ehrfurcht vor der Kirche und Freude an ihrer festen Ordnung hielt ihn doch fester. Die aufkeimende innre Unruhe suchte er in humanistischen Studien zu überwinden; diesen gab er sich nun ganz hin. Auch seine gleichgesinnten Freunde, junge Juristen, aus guten, wohlhabenden Familien, waren in gleicher Stellung der freiren Richtung und der klassischen Bildung zugethan. In diesem Verkehr hatte er nicht an frommem Sinn eingebüßt, aber sehr an Freiheit im Auftreten und Freimüthigkeit im Urtheil gewonnen. Sein Spruch war: prompte et sincere.

2. Der Bekehrte (1532).

Nach des Vaters Tode war Calvin in der Wahl seiner Studien zwar frei, aber auch von Geldmitteln entblößt: Freunde und Verwandte unterstützten ihn.

In Paris nahm er seine Wohnung im Kollegium von Fortet, um den Vorlesungen des Helleniſten Danès nahe zu sein. Unsicher und schwankend der religiösen Frage gegenüber, gab er sich mit um so größrem Eifer dem Studium des klassischen Alterthums hin; er wollte einer Entscheidung in der kirchlichen Stellung entgehn und seine Zweifel in den Hintergrund drängen.

Die lutherische Bewegung hatte in Frankreich, besonders in Paris, Wurzel geschlagen; Lutheraner gabs genug; schon waren sie in kleinen Gemeinden zusammengetreten. Der König Franz I., Freund klassischer Bildung, war einer Reformation nicht abgeneigt und als Gegner des Kaisers Karl ein Verbündeter der deutschen Lutheraner. Doch bedurfte er auch in seiner Politik des Pabstes. Der strenge sittliche Ernst und die mitunter in Fanatismus ausartende Begeistrung der französischen Lutheraner stieß ihn zurükk; er hatte wol Zeit, die Werkstätten der Künstler zu besuchen, aber keine Stunde übrig, die Lehre der Evangelischen zu prüfen. Es konnte auch die der Reformation zugethane Schwester, Margarethe, Königin von Navarra, sie vor Verfolgung nicht schützen. Der erste Märtyrer war Johann Leclerc; in Metz ward er hingerichtet 1524. Andre folgten auf dem Scheiterhaufen oder durch den Strang. Das Parlament in Paris zeichnete sich durch ungemeine Härte, ja Grausamkeit aus.

Im Frühjahr 1532 erschien Calvins erste Schrift, ein Kommentar zu Senecas Abhandlung von der Milde. Es ist eine gelehrte Arbeit, reich an Citaten, aber auch ausgezeichnet durch Klarheit der Gedanken, Schärfe treffenden Ausdrukks, Selbständigkeit des Urtheils. In Erstaunen setzt die Kühnheit, mit der die politischen Mißstände der

Zeit, die Mängel in der Pflege der Gerechtigkeit, die Uebelstände in der Verwaltung, insbesondre die Grundsätze des despotischen Regierungssystems gerügt werden; er klagt, daß es so schwer sei, denen einen Rath zu geben, die im Regiment sitzen. Man kann nicht glauben, daß er bei Nero nicht an Franz und bei der Schildrung der Milde nicht an die Verfolgung der Lutherischen gedacht habe, wenn er das auch mit keinem Worte bestimmt andeutet. In Dankbarkeit hat er die Schrift einem Mommor gewidmet; nicht ohne Aufregung schikkt er sie seinen Freunden mit der Bitte, für die Verbreitung zu sorgen, da er sie auf seine Kosten habe drukken lassen.

Bibel und Kirchenväter verdrängen nun bei Calvin die Klassiker; er war nun wieder Theologe, nachdem er die Lutheraner hatte kennen lernen. Der wohlhabende Kaufmann de la Forge zog ihn an, machte ihn mit der Gemeinde bekannt. Wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl erkannte er den Abgrund der Irrthümer, den tiefen Schmuz, in dem er sich befunden. Er wollte nicht geringren Muth haben, als die Gemeinde zeigte. Bald wurde er ihr Mittelpunkt; sie sammelte sich um ihn.

Am 1. November 1533 hatte sein Freund Nikolaus Kop, ein Mediziner, beim Antritt des Rektorats an der Universität eine Rede zu halten. Diese verfaßt Calvin. In ihr wird gegenüber den Sophisten die wahre Weisheit des Christen dargestellt; mit großer Freimüthigkeit wird die Wahrheit des Evangeliums, die Rechtfertigung durch den Glauben im Sinne der deutschen Reformation hervorgehoben.

Sorbonne und Parlament waren aufs Tiefste verletzt und entrüstet. Alles war in Bewegung. Eine strenge

Untersuchung ward eingeleitet. Kop floh noch zeitig nach Basel. Gegen Calvin, der als Verfasser erkannt wurde, ward ein Haftbefehl erlassen. Seine Papiere wurden mit Beschlag belegt; er selbst entkam, als Winzer verkleidet.

3. Der Flüchtling (1533—1536).

Als ein Herr von Espeville floh Calvin in das südliche Frankreich und führte ein bewegtes Wanderleben, von Ende des Jahres 1533.

Die meiste Zeit brachte er in Angoulême zu. Hier fand er einen frühren Studiengenossen, den Kanonikus Ludwig du Tillet, der zugleich die benachbarte Pfarrei in Claix verwaltete. Der Freund und eine reiche Bibliothek hielten ihn hier fest; er lebte hier als der Grieche von Claix. Bis ins 17. Jahrhundert hieß ein dortiger Weinberg Calvins Weinberg. Hier hat „der neue Vulkan auf seinem Ambos" später erscheinende Schriften vorbereitet.

Im Jahre 1534 war er bald da, bald dort. Jeder Winkel wurde ihm zu einer Schule. In Nerac besuchte er den Hof der Margarethe, der Schwester des Königs, die für ihn bei dem Bruder vergeblich ein gut Wort eingelegt. Im Mai war er in Noyon, um seine Pfründen aufzugeben und dafür eine Entschädigung als Abfindung sich zahlen zu lassen. Auch in Orleans hat er seine Freunde besucht und hier seine erste theologische Schrift vom Seelenschlaf vollendet; diese war gegen die auch in Frankreich rührigen Wiedertaüfer gerichtet, voll herber Schärfe und schneidender Polemik. Selbst in Paris ist er gewesen, wo gerade der durch die Härte der Verfolgung erregte Fanatismus die Römischen zur Grausamkeit durch Plakate aufreizte, welche an allen öffentlichen Plätzen, selbst an den Thüren

der königlichen Gemächer in Blois, wider die Mißbräuche der päbstlichen Messe loszogen. Da füllten sich die Gefängnisse mit Verdächtigen.

Calvin sah, daß seines Bleibens in Frankreich nicht weiter sei. Mit seinem Freunde Tillet, der für das Evangelium gewonnen war, eilte er nach Basel. In der Nähe von Metz verließ sie ein Diener mit ihrer Baarschaft, die er entwendet. Mühselig kamen sie nach Straßburg. Hier statteten Freunde sie aus, um nach Basel gelangen zu können.

In Basel arbeitete nun Calvin die berühmt gewordnen und in vielen Auflagen immer erweiterten Institutionen aus; sie geben einen Unterricht im Christenthum. Erschienen sind sie zuerst 1536. Bedeutend ist besonders die gewaltige Vorrede, eine Zuschrift an Franz I. Er wendet sich an den von Verleumdern irregeführten König mit der Mahnung, dem Wüthen der Gottlosen gegen wehrlose Unschuldige Einhalt zu thun; nicht für sich, für sein Volk trete er ein; nicht Mitleid, Gnade erflehe er, sondern Gerechtigkeit; er lege den Glauben der Evangelischen dar, damit der König im Gerichte vor Gott keine Entschuldigung habe. Schwungvoll, hinreißend ist die Sprache; der Festigkeit der Ueberzeugung entspricht die Gedankenfülle.

Die Grundgedanken der Schrift selbst sind: Die heilige Schrift ist alleinige Quelle aller christlichen Wahrheit wie des christlichen Glaubens und Lebens, und zwar so, daß nichts gilt, was nicht aus ihr geschöpft ist; nur auf sie ist in allem zurückzugehn. Alle geschichtliche Entwicklung wird abgebrochen; kirchliche Tradition hat kein Recht. Der Majestät und Souveränetät der göttlichen Gnade gegenüber dient alle Kreatur nur als Mittel der Selbstverherrlichung

Gottes. Gott hat von Ewigkeit bestimmt, was aus jedem Menschen werden soll, ein Seliger oder ein Verdammter. Gläubige gibts nur, weil es Erwählte gibt. Die Kirche ist die Sammlung der Auserwählten. Die himmlische Gabe des heiligen Abendmahls empfangen nur die Erwählten. Ein Hauptmerkmal der wahren Kirche ist strenge Zucht. Die Kirchengewalt ist bei der Gemeinde; selbständig und selbstthätig hat sie ihr kirchliches Leben zu gestalten; sie wählt und beruft, unter Leitung der Geistlichen, die Diener des Wortes. Der Staat hat als göttliche Stiftung sein Recht gegen Uebergriffe römischer Kirchengewalt und kommunistische Eingriffe schwärmerischer Sekten, aber kein Recht über die Gewissen oder in Glaubenssachen; er hat der Kirche zu dienen, sie zu schützen: Religion und Gottesfurcht sind seine Grundlagen.

Diese Schrift bestand zuerst aus sechs Kapiteln; allmälig wuchs sie zu vier Büchern; kaum ein Satz blieb unverändert. Verändert aber wurde wol kein Gedanke; diese blieben in allen Auflagen dieselben. Diese Schrift ist eine That, das hervorragendste Erzeugniß der wissenschaftlichen theologischen Literatur im 16. Jahrhundert. Der Gedankengang ist sicher, die Darstellung ruhig, durchsichtig, ebenso gelehrt, als anziehend. Es gibt Abschnitte, wie über die Herrlichkeit der heiligen Schrift, das Gebet, des Menschen Elend, welche zu dem Schönsten gehören, was die Literatur bietet. Doch, wie Luthers Werke, hat es nicht gezündet; es ist für Gebildete geschrieben, nicht für das Volk, aber fast in alle Sprachen Europas ists übersetzt worden.

Als Gelehrter liebte Calvin die Stille. Drum ließ er das Werk nicht unter seinem Namen erscheinen; er nannte

den Verfaſſer Martianus Lucanius. Sobald es die Preſſe verlaſſen, eilte er nach Italien. Dahin zog es auch ihn. Mehr aber als Rom, reizte ihn der Hof der Herzogin Renata von Ferrara, der evangeliſch geſinnten Tochter Ludwigs XII. Bald aber eilte er wieder von dort fort; die Wachſamkeit der Inquiſition wird ihn genöthigt haben. Er kam wieder nach Frankreich. Aber bald ging er nach der Schweiz zurükk. Begleitet von ſeinem Bruder Anton, der auch für das Evangelium gewonnen war, kommt er im Juli eines Abends, ermüdet von der Reiſe, in Genf an. Nur eine Nacht wollte er ruhn. Aber hier wird er feſtgehalten.

II. Die ersten Einrichtungen (1536—1541).

1. Genf bis 1530.

Vor Allem ist ein Blick auf den Schauplatz zu werfen, den Calvin betrat.

Genf, in herrlicher Lage, malerisch am Lemansee, da, wo der Rhone blaue Fluthen pfeilschnell herausbrechen. So schön die Lage, so bedeutend ist die Geschichte der Stadt.

Schon zu Cäsars Zeit war Genf ausgezeichnet durch reichen Verkehr und ward zum wichtigen Stützpunkt für militärische Operationen. Sie erfreute sich römischer Kultur. Apostelschüler sollen hier das Evangelium verkündet haben. Im 4. Jahrhundert war Genf ein ansehnliches Bisthum. Nach den Stürmen der Völkerwandrung ward es Residenz des Königsgeschlechts von Burgund. Später rangen die Grafen, dann die Herzöge von Savoyen mit dem Bischof um die Herrschaft über Genf. Unter diesen Kämpfen erwachte in der Bürgerschaft der Geist der Freiheit mit Macht.

Stattliche Thürme und Thore, reiche Klöster schmückten die Stadt. Ein unternehmender Handelsstand bildete sich. Der Verkehr war sehr lebhaft: Frankreich, Italien, Deutschland tauschten hier ihre Produkte und Fabrikate; vier große Messen wurden jährlich abgehalten. Fremde ließen sich gern hier nieder; ihr Andrang war groß. Der Landadel feierte gern in der Stadt seine Feste. Zahlreiche Pilgerscharen strömten jährlich hier zusammen. Sieben Kirchen, viele Kapellen zogen die Gläubigen an. Stark war der Klerus vertreten; es gab wol 700 Geistliche. Reiche Stiftungen zeugten von freigebiger Wohlthätigkeit; für Arme und Kranke war trefflich gesorgt.

Das Handwerk blühte; schon vor der Reformation hatte Genf mehre Druckereien. Verschiedne Sprachen hörte man. Die Bildung war vielseitig. Italischer Kunstsinn und Geschmack, deutsche Kraft und Ordnung, französische Gewandtheit und Leichtigkeit verbanden sich.

An Leichtsinn, Luxus, Ueppigkeit, Spielsucht und Unsittlichkeit fehlte es nicht. Aber Genf imponirte Jedem, der es sah.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts war Genf fast eine savoyische Stadt. Der bischöfliche Stuhl war meist entweder mit savoyischen Prinzen, selbst minderjährigen, oder mit Männern besetzt, die Savoyen anhingen. Der alte Freiheitssinn der Bürger, nicht erstorben, sondern gekräftigt, neigte zur Schweiz. Zuerst nahm Freiburg Genf in das Burgrecht auf. Dann neigte auch Bern dahin, Genf zu gewinnen. Zwei Parteien standen in der Bürgerschaft wider einander, Mameluken, die Savoyen anhingen, Eidgenots, auch Huguenots, die zur Schweiz neigten. Als diese in zu großes Gedränge kamen, nahm Bern mit Nachdruck sich Genfs an und es ward eine eidgenössische Stadt.

Bern, der Reformation zugethan, gewann Genf der weizer Eidgenossenschaft und der Reformation. Die 530 zu Hilfe gesandten Truppen von Bern und dem noch tholischen Freiburg waren meist deutsch redende „Lutheraner" id wurden bewaffnete Missionäre. Von ihnen wurden in rchen und Klöstern Altäre, Kruzifixe und Bilder zerstört, ostien und Kirchengeräthe mit rohen Späßen geschändet, n Kloster vor der Stadt fast zertrümmert, Mönche und riester verhöhnt, gemißhandelt; in St. Peter wurde das vangelium deutsch gepredigt. Nur in einem Kloster, wo ie katholischen Freiburger lagen, war noch katholischer ottesdienst.

Die Truppen zogen ab, aber Berns Einfluß blieb. Doch trat alle Reformation wieder zurück. Genf war ben eine katholische Stadt. Trotz des Verfalls kirchlicher Sitte und der Entartung der Priester und Mönche herrschte icht Abneigung gegen Kirche und Geistlichkeit. Der reiheitssinn war nicht unkirchlich, wider Rom.

Doch schon 1524 war Luther in Genf bekannt: in der luffuhrung eines Spiels wurde er als Schreckmittel wider uchtlose Geistliche gebraucht. Der rege Verkehr mit dem vangelischen Bern nährte aufkeimende Feindseligkeit gegen lerus und Fasten; in Bern hießen, die der neuen Lehre ch zuneigten, die „Gutwilligen"; das waren besonders ortgeschrittne Freiheitsfreunde.

2. Farel.

Nach dem Kappeler Tag 1531, an welchem Zwingli efallen war, wurden die Evangelischen durch die katholische eaktion beunruhigt, vielmehr erregt. Da ließ Klemens VII. 532, als sie im besten Zuge war, einen allgemeinen

Jubelablaß in Genf verkündigen. Sofort fanden sich, im Juni, eines Morgens auf dem Hauptplatze der Stadt, dem Molard, und an den Kirchthüren Plakate, auf denen im Namen des himmlischen Vaters allen Reuigen und an Christi Verheißung Gläubigen vollkommner Ablaß zugesagt war. Eine ungeheure Bewegung entstand. Der Rath der Zweihundert ging über eine Untersuchung gegen Urheber der Plakate hinweg und forderte, daß in allen Kirchen und Klöstern Evangelium und Epistel nach der Wahrheit und ohne alle Beimischung von Fabeln und Menschensatzungen gepredigt werde.

Da erschien im Herbst Wilhelm Farel, aus Gap in der Dauphiné, 1489 geboren, eine feurige, heftige, südländische Natur, aus angesehner Familie; er hatte mit dem Schwert die Feder, mit dem Schwert des Kriegs das Schwert des Geistes vertauscht und wirkte als Reformator im Dienste und Schutze Berns. Erst papistischer als der Pabst, galt ihm der Pabst nun als der Erstgeborne Satans, die Messe als greulicher Götzendienst, Helena wegen Auffindung des Kreuzes als die Vermaledeite unter den Weibern; aufs Äußerste bekämpfte er Heiligen- und Bilderdienst. Von Oekolampad und Zwingli war er vergeblich zur Milde aufgefordert worden. Er liebte es, plötzlich in der Mitte der Gegner hervorzutreten, scheute ihren Zorn nicht, ergriff das Wort im wilden Getümmel, mit Donnerstimme übertönte er den Tumult empörter Volkshaufen. Er drang zuweilen in die Kirchen, bestieg die Kanzel, während der Priester noch Messe las, und unterbrach sie. Er war gefürchtet und gehaßt; man hat ihm aufgelauert, ihn mißhandelt, blutig geschlagen. Aber indem man ihn schlug, erhob er seine Stimme und verdammte, um deßwillen er blutete; furchtlos und unbeugsam war er.

Bern empfahl den „geliebten Farel“ nach Genf. Da trat er wider Erwarten mit Mäßigung auf. Er predigte in seiner Wohnung vor wachsender Zuhörerschar. Aber die erregte Stimmung des Volks nöthigte, wider ihn einzuschreiten. Nach wenigen Tagen zog er im Oktober wieder ab, nicht ohne Lebensgefahr; er hat die Rufe gehört: „In die Rhone mit ihm!“ „Tödtet ihn!“ —

Auf seine Veranlassung kam Antoine Fromment, ein junger Mann von 22 Jahren, einnehmendem Wesen, gewandt und voll evangelischen Eifers schon im November nach Genf. Er trat als Sprachlehrer auf, der kein Honorar fordre, wenn sein Unterricht nicht fördre, auch Krankheiten umsonst heile; er sammelte Viele um sich, in der Stille, geräuschlos. Am 1. Januar 1533 war aber der Andrang so groß, daß er auf den Molard zog und da öffentlich predigte. Bewaffnete Volkshaufen zersprengten die Versammlung. Auch Fromment mußte entweichen.

Feindseliger, als früher Mameluken und Eidgenossen, standen sich die Katholischen und Gutwilligen entgegen; jene vom katholisch gebliebnen Freiburg, diese von Bern geschützt. Vermittlungsversuche halfen nichts. Alles trug Waffen. Wiederholt brachen Unruhen aus, Tumulte los; Blut floß hin und wieder.

Da brachte Bern es zur Entscheidung. Vier Gesandte mit einem jungen Prediger Peter Viret, Schüler und Freund Farels, traten Anfang des Jahres 1534 wie altrömische Senatoren vor den Rath mit alter bedeutender Schuldforderung, Beschwerden über Beschimpfung durch Prediger und der Drohung, das Burgrecht aufzulösen. Zwei Monate dauerten die Verhandlungen. Die katholischen Syndici wurden beseitigt; einer der eifrigsten unter den Gutwilligen

ward erster Syndikus, der Rath erneuert, Farel und Fromment predigten wieder in Genf, zunächst in Privatwohnungen. Selbst der neue Rath wagte nicht, ihnen Kirchen zuzuweisen; das katholisch gesinnte Volk war noch zu stark und zu erregt. Farel aber dringt am 1. März mit einem Haufen „Gutwilliger" in die Rivekirche, besteigt die Kanzel und hält die erste evangelische Predigt an geweihter Stätte.

Dankend und zufrieden zog die Berner Gesandtschaft bald darnach ab. Genf blieb im Burgrecht mit Bern, aber Freiburg schikkt das abgeschnittne Bundessiegel nach Genf zurükk.

Bern ermahnte Farel, mit Fug und Glimpf vorzugehn; auch der Rath wünschte nur mäßiges Eingreifen. Aber Farel taufte und traute, ohne nach dem katholischen Ritus zu fragen. Römische Geistliche wurden auf offner Straße verhöhnt, Gottesdienste der Katholischen von den Gutwilligen mit rohem Muthwillen gestört, Prozessionen zersprengt; an evangelische Predigten schloß sich Bilderstürmerei. Priester und Mönche traten zu den Evangelischen, um sich bald darauf zu verheirathen; Kirchengut brachten sie klüglich zur Ausstattung mit. Farel und Viret forderten Oberaufsicht über das ganze Kirchenwesen. Dem trat der Rath entgegen.

Der Krieg, den der mit dem Herzog von Savoyen verbündete Bischof begann und Genf bedrängte, sowie ein Versuch, die vornehmsten Prediger zu vergiften, verschlimmerte nur die Lage der Katholischen in Genf, wenn Bern, mit der That zurükkhaltend, auch nur mit Rath beistand.

Im Mai 1535 setzte Farel endlich die längst begehrte Disputation durch. Aber es stellte sich kein Gegner. Zwei

angelisch gesinnte Franzosen wurden mit Mühe als pponenten aufgestellt. Doch dauerte die Disputation ehre Wochen. Das Resultat war die Erklärung, Bilder, essen und dergleichen sei Götzendienerei. Gegen den illen des Raths wurden die Kirchen mit Gewalt für angelische Predigt in Besitz genommen. Seit dem 0. August 1535 wurde katholischer Gottesdienst nicht mehr duldet.

Noch ward Genf von außen bedrängt. Da bot im erbst 1535 Frankreich die Hand zur Hilfe. Nun brach ersüchtig Bern mit Macht hervor, reinigte das ganze eeufer und befreite Genf von seinen katholischen Drängern. eit Frühjahr 1536 ist Genf ein selbständiger Freistaat der Schweiz.

Farel aber, so groß er im Niederreißen war, vermochte n Frieden nicht zu bauen. Dazu stand er nun allein. iret war nach Neuenburg und Lausanne gegangen; romment hatte sich ins Privatleben zurückgezogen. Ohne ganisirendes Talent und schöpferische Kraft war dem un=estümen Manne das Leben härter als der Tod.

Zu rechter Zeit kam da Calvin nach Genf im Juli 536.

3. Calvins Anfang in Genf (1536. 1537).

Calvin traf seinen Freund und frühern Reisegenossen illet zufällig auf der Straße. So ward seine Ankunft kannt. Farel hört davon und eilt zu ihm mit der Bitte bleiben. Dagegen sträubt sich Calvin; er weist auf ine Studien, seine Schüchternheit, seine Jugend, seine bneigung, an einen Ort sich zu binden. Da erhob sich arel, der in Calvin die Klarheit, Ruhe und Tiefe, die

ihm selber fehlte, und die Kraft des Charakters erkannte, die die Lage der Dinge erforderte, wie ein Prophet und sagt: „Nun, da Du Deine Studien vorschützest, so verkünde ich Dir im Namen des allmächtigen Gottes den Fluch des Herrn, wenn Du nicht mit uns Sein Werk hier unterstützest und Du nicht sowol Christum, als nur Dich selber suchst." Calvin war, als habe vom Himmel Gottes starke Hand ihn ergriffen und festgehalten; Gottesfurcht und zartes Gewissen halten ihn fest. Nachdem er seine Angelegenheiten in Basel geordnet, läßt er sich im August 1536 in Genf nieder.

Als Lehrer der heiligen Schrift beginnt er mit Auslegung pauliniſcher Briefe in Nachmittagsgottesdiensten zu St. Peter. Das fand Anklang, hatte Erfolg. Bald ward er auch Prediger. Im Oktober begleitete er Meister Farel zu einer großen Disputation nach Lausanne; da hat er nur zwei Mal das Wort genommen, Farel zu unterstützen. Auch da machten seine Gelehrsamkeit und Klarheit großen Eindruck.

Nach einer Besoldung hatte Calvin nicht gefragt. Farel sorgte schon dafür Anfangs November. Erst im Februar erhielt er eine Besoldung in sechs Goldstücken.

Calvin hatte sehr bald die wichtige Lage Genfs und was zur Zeit noth war, erkannt. Der junge Mann von 27 Jahren war mit dem gerade 20 Jahr ältren Farel wie ein Herz und eine Seele. Der Erobrer Farel hatte nun einen Gesetzgeber in Calvin gefunden und freute sich ohne Eifersucht der Gaben desselben.

Vor Allem galt es, ein klares und bestimmtes Bekenntniß aufzustellen. Auf Anstoß und mit Hilfe Calvins ward von Farel ein solches in 21 Artikeln aufgesetzt;

darin waren die Hauptlehren kurz und deutlich gefaßt. Um die Glaubenswahrheiten zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, schrieb Calvin einen Katechismus, der in Aller Hand sein sollte. Beide Schriften legten sie mit einer Denkschrift dem Rathe vor: er sollte Beides genehmigen, das Bekenntniß von allen Einwohnern beschwören lassen, den Katechismus einführen. In der Denkschrift wurde monatliche Abendmahlsfeier, Exkommunikation Unwürdiger, Psalmengesang zu Hebung gottesdienstlicher Feier, tüchtiger Jugendunterricht und besondre weltlich-geistliche Behörde für Behandlung von Ehesachen mit Entschiedenheit gefordert.

Die Syndici und der Rath waren der Sache günstig. Doch änderten sie manche Bestimmung im Bekenntniß, namentlich über Exkommunikation, die sie milderten; nur eine viermalige Abendmahlsfeier jährlich ward gefordert. Dagegen ward der Katechismus einstimmig angenommen.

Das Bekenntniß ward im April 1537 gedruckt und an die Bürger vertheilt. Die Beschwörung aber stieß auf Hindernisse. Doch der Rath blieb fest und setzte in der Hauptsache die Beschwörung des Bekenntnisses durch. Von Vielen ward der Eid mit Eifer geleistet. Widerspenstige wurden mit Ausweisung bedroht.

Farel und Calvin konnten mit dem ersten Erfolg zufrieden sein. An einem französischen Flüchtling, dem Augustinermönch Courault, gewannen sie einen eifrigen Gehilfen. Der tüchtige Schulrektor Saunier erhielt an dem ersten Lehrer Calvins in Paris, Mathurin Cordier, der der neuen Lehre sich zugewandt hatte und zu seinem geliebten Zögling nach Genf geeilt war, guten Beistand.

An Mitarbeitern fehlte es nicht. Auch Viret kommt öfter zum Besuch.

Der Rath ordnete strenge Sonntagsfeier; schlechte Gesänge, Spiel und ausgelassnes Wesen wurde nicht geduldet. Sonntags wurden fünf, an jedem Wochentage zwei Predigten gehalten, und zwar so, daß es möglich war, alle nacheinander zu hören. Gepriesen wurden Farels und Calvins Vorlesungen über das alte und neue Testament in der Kathedrale. Guter Unterricht ward gewährt.

Streng ward die Sittenpolizei gehandhabt. Ein Spieler wird mit den Karten um den Hals an den Pranger gestellt. Eine Haarkraüslerin wird auf einige Tage ins Gefängniß gesteckt, weil sie eine junge Frau mit unpassendem Haarschmuck versehn. Wer an abgeschafften katholischen Feiertagen nicht arbeitet, wird streng bestraft.

Genf wird als evangelische Stadt berühmt. Ende des Jahres 1537 kommen schon Protestanten aus England, um Calvin und Farel zu sehn.

4. Die ersten Kämpfe (1537. 1538).

Vielversprechend war der Beginn. Aber an ihm hingen schwere Kämpfe.

Schon im März 1537 galt es einen Kampf mit Wiedertaüfern. Zwei Niederländer waren in Genf erschienen, die die heilige Schrift noch tiefer zu verstehn vorgaben, als die Prediger, und durch sittlichen Ernst Eingang gewonnen hatten. Auf eine öffentliche Disputation von mehren Tagen mit ihnen wurden sie aus Stadt und Gebiet von Genf verwiesen. Aber an heimlichem Anhang fehlte es ihnen nicht.

Dieser Kampf war ein kleines Vorspiel zu ernstren Kämpfen.

Ein zweideutiger Mensch, Peter Caroli, Prediger im Waadtland, erhob eine doppelte Anklage wider seine Kollegen, namentlich die Genfer Reformatoren: sie unterließen die Fürbitte für die Todten und glaubten nicht an die Dreieinigkeit. Die erste Anklage verdächtigte viel mehr den Kläger selbst; er schien zu katholisiren. Die andre Anklage verletzte Calvin tief. Auch schien sie nicht ganz unrichtig, da er mit der kirchlichen Tradition brach, nur auf die heilige Schrift zurükging, auch Ausdrükke, wie „Trinität" und „Person" nicht brauchte, und an das Bekenntniß des Athanasius sich nicht gebunden achtete; er verweigerte es, es zu unterschreiben.

Calvin berief sich auf eine Synode. In Lausanne traten auf Berns Anordnung noch im März über hundert Geistliche zusammen. Calvin wurde gerechtfertigt. Aber ein Stachel blieb in ihm, und eine Mißstimmung doch wider ihn.

Eifersucht gegen die Franzosen nährte diese Mißstimmung. Farel und Calvin, ihre Gehilfen Courault, Saunier, Cordier waren Franzosen. Calvins Bruder Anton und Vetter Olivetan waren bei ihm; von Farel kamen zwei Brüder. Seit Anfang 1537 wurden die Rathsprotokolle französisch, früher lateinisch.

Bald sollte Calvin erfahren, daß ein scharf- und tiefblikkender Mann, der seine Genfer kannte, Recht habe mit dem Wort: „Ihr habt die Priester gehaßt, die Euch zu ähnlich waren; Ihr werdet die Prediger hassen, weil sie Euch zu unähnlich sind." Schon ließen sich Stimmen vernehmen: „Wir können die Prediger nicht dulden, die unsre Laster strafen; wir wollen in Freiheit leben." Als die Glaubensformel beschworen werden sollte, hieß es: „Die

zehn Gebote drin kann man doch nicht beschwören; darüber wird man ja meineidig." Derer, die den Eid verweigerten, wurden immer mehr. Der Rath drohte mit Verbannung. Da erklärten die Bewohner einer ganzen Straße ohne Ausnahme, sie würden weder schwören, noch die Stadt verlassen. Der Rath hielt seine Drohung fest, wagte aber nicht, sie auszuführen.

Die Unzufriedenheit mit den Predigern ging zuerst in den Unwillen wider den Rath über, der sie vertheidigte und Genfs Freiheiten verletzte. Die Geistlichen verstanden sich zu keiner Mildrung. Der Rath wurde durch die wachsende Aufregung der Bürger schwankend. Die Leidenschaften wuchsen bei den Bürgern in Wirthshäusern, bei den Predigern auf den Kanzeln. Man sprach schon von Vertreibung der Prediger.

Die Opposition lehnte sich auch jetzt an Bern. Dieses hatte nicht, wie Farel und Calvin, mit der katholischen Tradition völlig gebrochen: da gab es noch außer Sonntagen christliche Feiertage, Taufsteine, ungesäuertes Brot beim heiligen Abendmahl, Haarschmuck der Bräute. Die Berner Gebräuche sollten in Genf auch angenommen werden. Farel und Calvin wichen kein Haar breit. Es galt Genf auch von Bern unabhängig zu machen.

Im Februar 1538 wurde der Rath neu gewählt. Alle vier Syndici gehörten zur Opposition gegen die Prediger, einer war bernisch gesinnt. Ruhig traten sie auf, aber fest gegen die Prediger; die Macht und das Recht der Obrigkeit sollte gegen die Prediger gewahrt werden.

Stärker brach die Volkswuth durch. Calvin hörte an seinem Arbeitstisch Rufe: „In die Rhone mit den Verräthern." Dröhnende Schläge an die Hausthür weckten

ihn aus nächtlicher Ruhe. Schmähschriften, Spottlieder kamen wider die Prediger auf.

Das Gerücht von einer französischen Intrigue, Genf von Frankreich abhängig zu machen, steigerte und verbitterte die Bewegung.

Eine von Bern berufne Synode in Lausanne verlangte von den Genfer Predigern Annahme der Berner Gebräuche. Diese wiesen das ab.

Unterdeß war die Maßlosigkeit der Prediger auf den Kanzeln gewachsen. Courault ging am weitesten: er nannte die Genfer eine gewissenlose, ausgelassne Horde, er sei Hirte trunkner Saüe; Calvin selbst, noch am maßvollsten, nannte den Rath ein Kollegium des Teufels. Ein Bruder Farels wurde wegen gröblicher Reden gefangen gesetzt. Auch Courault, dem die Kanzel verboten war, wurde verhaftet, weil er doch die Kanzel wieder bestieg und heftiger ward, als zuvor.

Ostern nahte. Charfreitags wurden Calvin und Farel in feierlicher Rathssitzung förmlich aufgefordert, die Berner Gebräuche anzunehmen. Vergeblich.

Am Osterfeste sollte heiliges Abendmahl gefeiert werden. Calvin und Farel war die Kanzel verboten, andre Geistliche sollten gewonnen werden, aber wurden nicht gewonnen. Ueberaus zahlreich strömten die Bürger zu den Kirchen. Calvin ging, von entschiednen Freunden begleitet, nach St. Peter, Farel ebenso nach St. Gervais, erklärten nach Verabredung übereinstimmend, das Abendmahl nicht auszutheilen, straften die Gottlosigkeit der Stadt, und gingen unter sichrem Geleit ihrer Freunde in ihre Wohnungen.

Der Rath trat noch am Ostertage zu einer Berathung zusammen; seine Autorität stand auf dem Spiele. Er

beschloß, die Sache dem großen Rath und der allgemeinen Volksversammlung zur Entscheidung vorzulegen.

Der Rath der Zweihundert ward für den Tag nach dem Ostertag versammelt, sprach Amtsentsetzung und Ausweisung Calvins und Farels aus, doch sollte ihnen bis Ernennung ihrer Nachfolger der Aufenthalt in Genf gestattet sein.

Die Generalversammlung erklärte wieder den Tag darauf bestimmt, binnen dreimal 24 Stunden haben die widerspenstigen Geistlichen Stadt und Land zu verlassen.

Der Beschluß ward sofort Calvin und Farel eröffnet. Der Erste sagte: „Wohlan, hätten wir Menschen gedient, so wären wir schlecht belohnt; aber wir dienen einem höhren Herrn, der uns den Lohn nicht vorenthalten wird.“ Ohne Verzug reisten Beide ab, Calvin mit „lebhafter Freude, mehr als sich eigentlich ziemte“, wie er später erzählt hat.

In Bern wurden sie unter dem Eindruck der Ueberraschung über die Energie der Genfer mit Theilnahme aufgenommen. Berns Vermittlung erreichte nur, daß Courault, der Haft entlassen, ihnen nachgeschickt wurde.

Auf der gerade versammelten allgemeinen Schweizer Synode in Zürich, wohin Calvin und Farel gingen, erklärten sie zwar, hie und da zu weit gegangen zu sein, fanden aber nur Theilnahme, in der ein freundliches Schreiben nach Genf erfolglos erlassen worden ist.

In Bern fanden sie darnach die Stimmung ihnen ungünstiger. Doch ward der Versuch von Bern gemacht, durch Gesandte Beide nach Genf zurückzuführen. Sie wurden zurückgewiesen.

Beruhigt durch das Bewußtsein, Alles gethan zu haben, um eine Aussöhnung herbeizuführen, fanden sie sich in ihr

Loos. Courault fand eine Anstellung in Orbe, wo er im Herbst starb, Farel in Neuenburg, und Calvin ging nach Basel.

5. Calvin in Deutschland (1538—1541).

In Basel fand Calvin Ruhe. Seinem Farel war er nahe; die Trennung von diesem bewährten Freund ward ihm schwer. Leichter ertrug er es, daß Tillet mit Vorwürfen von ihm sich abwandte.

Martin Butzers Einladung nach Straßburg wies er erst bestimmt ab; er wollte kein Predigtamt wieder annehmen. Mit Farels Zustimmung gab er endlich dem Drängen Butzers nach und siedelte noch 1538 im September nach Straßburg über.

Dieser Aufenthalt war für Calvin von großer Bedeutung, für das äußre, wie für das innre Leben. Hier berührte sich der Wellenschlag der deutschen und der schweizer Reformation mit der Brandung der Verfolgung der Evangelischen in Frankreich.

In Straßburg fand Calvin an Butzer, Kapito und Hedio fördernde Freunde. Der Rath warf ihm ein kleines Gehalt aus. Ueberall begegnete ihm achtungsvolle Theilnahme. Als Prediger der französischen Emigrantengemeinde hatte er einen wichtigen Beruf. Viermal predigte er wöchentlich in St. Nikolai unter großem Zulauf. Hier richtete er die monatliche allgemeine Abendmahlsfeier ein und führte, wenn auch unter Kämpfen, endlich eine strengre Disziplin durch. Die Gemeinde hatte reichlich Predigt und Bibelstunden mit Psalmengesang, mit regelmäßiger Feier des Abendmahls. Für Viele wars eine Freude.

Seit Frühjahr 1539 hielt er Vorlesungen, vornehmlich

über pauliniſche Briefe, die wißbegierige Jünglinge und gelehrte Männer aus Frankreich anzogen. Feine Latinität und chriſtliche Klarheit und Wärme zeichnen ſeine Auslegungen aus.

Siegreich bekämpfte er die Wiedertäufer und gewann Manchen der Kirche wieder.

Die Inſtitutionen wurden gründlich überarbeitet und erſcheinen 1539 bedeutend erweitert. Ein vortrefflicher Kommentar über den Römerbrief erſcheint von ihm. Auch über das Abendmahl ließ er eine Schrift erſcheinen, in der er Luther und Zwingli Verfehlungen nachwies. Calvin beklagte es, daß die Züricher aus Eiferſucht es gar nicht ertragen könnten, wenn Luther dem Zwingli vorgezogen würde. Luther, bei dem Calvin „ſehr hoch in Gnaden ſteht", trägt im Brief an Butzer „achtungsvoll Grüße an Sturm und Calvin" auf.

Näher noch kam Calvin Melanthon; es war ja die Zeit der deutſchen Religionsgeſpräche in Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg, bei denen dieſer beſonders thätig war.

Die Friedenskonferenzen 1539 in Frankfurt, wo Melanthon, und 1540 in Hagenau, wo Kruziger ihm bekannt wurden, gingen in Religionsgeſpräche zu Worms im Herbſt 1540 und ſeit Januar 1541 in Regensburg über. Er freute ſich der Einigkeit der Theologen; Eck war ihm ein barbariſcher Sophiſt mit grenzenloſer Anmaßung; von den zwei päbſtlichen Legaten, dem edlen Contarini und dem Biſchof Morone, meinte er, jener wolle ohne, dieſer aber mit Blut die Gegner unterwerfen. Das langſame und ſpärliche Kommen der Fürſten, auf die der Kaiſer, wie er ſelbſt, in Regensburg längre Zeit warten mußte, verdroß ihn.

Ein Greul war ihm, daß mit Rom unterhandelt wurde; er warnte, in einer Schrift, die er unter dem Namen Eusebius Pamphilus herausgab, Deutschland vor dem blutgierigen römischen Tyrannen. Melanthons Friedensliebe ging ihm zu weit. Empört hat es ihn, daß städtische Magistrate Prediger nicht duldeten, welche die Laster schonungslos straften, und die Theologen von den Fürsten gar zu abhängig waren. Seine Hoffnungen auf Deutschland schwanden. Er eilte von Regensburg unbefriedigt nach Straßburg zurück.

6. Calvins Rückkehr nach Genf (1541).

Unterstützt von katholisch, bernisch und libertinisch Gesinnten war es den Feinden Calvins und Farels gelungen, diese zu vertreiben. Noch 1538 traten ihre Freunde, nach Farels Vornamen Guillaume die Guillermins, hervor; ihren Sitz hatten sie im Rivekloster, wo die Schule blühte. Mochte sie auch verfallen, Saunier, auch Cordier mußten Genf verlassen. Aber die Guillermins wurden nicht gelähmt oder überwunden, noch zur Ruhe gebracht.

Zwei Thatsachen förderten ihre Absichten, Calvin und Farel zurückzurufen.

In Lyon, wo viele Flüchtlinge sich aufhielten, ward 1539 in einer Versammlung eine Zuschrift an die Genfer beschlossen, um ihnen Aussöhnung mit der Mutterkirche Roms ans Herz zu legen. Kardinal Sadolet verfaßte sie geschickt.

Calvin schrieb in sechs Tagen eine musterhafte Widerlegung; Luther erklärte, sie habe Hände und Füße; er hatte an ihr große Freude, und aus ihr haben die Genfer Calvins Anhänglichkeit an seine erste Gemeinde deutlich erkannt.

Furcht vor Rom schürte die Sehnsucht nach Calvin, wie sie Verfolgung der Katholischen hervorrief.

Gleichzeitig suchte Bern, dessen Gebräuche in Genf angenommen waren, dessen Prediger Calvin und Farel ersetzten, die Zeit zu benutzen zur Befestigung seiner Uebermacht über Genf. Mit Gesandten von Genf kamen in Bern Artikel zu Stande, die Genfs staatliche Ehre verletzten und wichtige Rechte preisgaben. Gegen die Artikulanten, beim Volk Artichants genannt, erhob sich ein Sturm. Sie wurden verbannt, ein Syndikus hingerichtet; der andre entfloh, 1540.

Staat, Kirche, Schule bedurfte einer festen ordnenden Hand. Die Wahlen brachten die Guillermins auf. Die Berner Prediger dankten ab.

Calvin muß zurükk — ward allgemeine Stimme.

Seit Frühjahr 1539 war bei ihm angefragt. Ohne Farel wollte er nicht kommen; Genf war ihm ein Abgrund; Farel, den die Neuenburger nicht fortkassen wollten, bat er, dem Plane, ihn zurükkzurufen, entgegenzuarbeiten. Viret, durch den er bewegt werden sollte, schrieb er 1540: „Warum nicht lieber gleich gekreuzigt zu werden."

In Straßburg hatte er, wie er schreibt, verlernt, Massen zu regieren, und auch sich häuslich eingerichtet. Idelette von Bures, eine edle, würdige Wittwe, Mutter von Kindern, eine seltne Frau, hatte er heimgeführt. Das Maß häuslicher Tugenden, Holdseligkeit, Demuth, Sittsamkeit, Geduld und Sparsamkeit, unterstützten Butzers und der Freunde Bitten bei Calvin, sich zu verheirathen. Es geschah Herbst 1540. Obwohl der Haushalt dürftig bestellt war und Geldmangel hin und her nicht fehlte, war ihm doch wohl in seiner Straßburger stillen Häuslichkeit und er wollte nicht wieder nach Genf.

Genf aber ſetzte Alles in Bewegung. Farel, deſſen Vermittlung wiederholt erbeten wurde, legte ihm die Rükkkehr nach Genf aufs Gewiſſen. Viret erneuerte die Bitten. Die Berner verſagten Genf Unterſtützung ihres Geſuchs. Über Baſel, Zürich, Straßburg nahmen ſich der Sache an. Selbſt frühre Gegner fehlten unter den Bittenden nicht.

Der Rath, der kleine, ſowie der der Zweihundert, hikkten Geſandte, um Meiſter Calvin für Genf zu gewinnen. Keine Mühe, keine Koſten wurden geſcheut. Die Geſandten, die ihn in Straßburg nicht trafen, zogen ihm nach nach Worms.

Lieber wäre er übers Meer gezogen, als nach Genf; vor keinem Ort fürchtete er ſich, wie vor Genf. Seine Seele bebte vor dem Beſchluß. Aber er konnte endlich nicht anders.

Am 13. September 1541 ward er wie ein Fürſt empfangen. Die Frau kam einige Wochen ſpäter nach.

III. Kampf und Sieg (1541—1555).

1. Die Grundlegung (1541—1544).

Aus Deutschland zurückgekehrt, wo er im Verkehr mit deutschen, der Reformation dienenden Männern erstarkt war, hatte Calvin die Reformation in dem romanischen Genf selbständig durchzuführen und Genf, das vom savoyischen Herzog und römischen Bischof befreit war, von Bern unabhängig zu machen.

Calvin wurde in ein stattlich eingerichtetes Haus mit einem Garten, auf einem Hügel gelegen, mit schöner, freier Aussicht, nicht weit von St. Peter eingeführt. Tuch zu einem Rock ward ihm geschenkt. Seine Frau mit ihren Kindern wurde auf Stadtkosten nachgeholt. Die Kanzel in St. Peter war bereits bequem für ihn eingerichtet. Ein sehr bedeutender Gehalt, etwa 10,000 Franks, wurde ihm bewilligt. Nicht lange nach seiner Ankunft ertönte die Glocke in St. Peter, die den Namen Clémence, Milde, trägt, und rief zur Kirche. Mit einem Bußgottesdienst

wurde die wieder beginnende Arbeit Calvins in Genf eingeleitet. Das Volk war in großen Scharen da; die Predigt war um so ernster, als eine verheerende Pest und die Deutschland anstürmenden Türken ängsteten.

Viret, den die Genfer von Bern erbeten hatten, hatte nach Kräften Calvin vorgearbeitet. Aber auf Calvin wartete die Entscheidung. Er nahm eine außerordentliche Arbeitslast auf sich. Was er aber sich vorgenommen, faßte er entschieden an, führte es unerschütterlich durch. Groß war seine Mäßigung.

Zuerst handelte es sich um eine Kirchenordnung. Mit sechs Vertrauensmännern, seinen Anhängern, berieth er den Entwurf. In wenigen Wochen ward er fertig. Der kleine Rath von Fünfundzwanzig fand doch einige Artikel für bedenklich und milderte. Calvin gab nach, da die Grundgedanken festgehalten wurden. Auch die Zweihundert fanden Einiges zu mildern. Die allgemeine Versammlung genehmigte am 20. November 1541 die Vorlage einstimmig. Am 2. Januar 1542 ward nun das neue kirchliche Grundgesetz der Republik anerkannt und verkündigt.

Das Consistorium trat mit dem 20. Dezember 1541 in Wirksamkeit. Mitglieder waren die sechs, später neun Geistlichen der Stadt, dann zwölf, später auch mehre Männer von gutem Ruf und ehrbarem Wandel, auf ein Jahr gewählt, aus den verschiednen Räthen und Bezirken der Stadt, und eidlich verpflichtet. Das war der Rath der Aeltesten, ein ebenso aristokratisches, als aus Geistlichen und Laien zusammengesetztes Institut. Seine Aufgabe war, auf das Leben eines Jeden Acht zu haben, die Rechtgläubigkeit, den Kirchenbesuch, die Sittlichkeit bis ins Haus hinein zu kontroliren und darüber zu richten, wie Vermahnung, Verweis,

Exkommunikation zu verhängen. Jeden Donnerstag hielt es seine Sitzung, unter dem Vorsitz eines Syndikus; Calvin war die Seele. Da kamen die Anklagen zur Sprache: Gotteslästrung, Spiel, Tanz, Zauberei, Tadel der Geistlichen, Versäumniß der Predigt, ehelicher Unfriede, unbedachte Scherze, lächerliche Mienen in der Kirche, besonders Luxus und Vergnügungssucht. Die Wirthshäuser wurden abgeschafft, dafür in jedem Stadttheil eine „Abtei", ein geistliches Casino, eingerichtet und Benehmen des Wirths, wie der Gäste, genau bestimmt. Das Leben ward völlig umgestaltet in diesem schönen, lustigen Weinlande, auch auf dem Lande.

Der Prediger steht im Vordergrund; sein Amt gilt als das bedeutendste. Nachdem das Predigerkollegium den von ihm Gewählten nach seinem Wissen, seiner Lehrfähigkeit und seinem sittlichen Wandel geprüft, schlägt ihn es dem kleinen Rath vor, dieser bestätigt die Wahl und der große Rath stimmt zu. Darauf folgt eidliche Verpflichtung und feierliche Einführung. Aus dem wohl zu erhaltenden Kirchengut erhält derselbe einen angemessnen Gehalt. So groß seine Autorität und so erhaben sein Beruf, so rein muß sein Leben sein. Wöchentlich kamen die Geistlichen Freitags in der Kongregation zusammen, um sich in Reinheit und Einigkeit der Lehre zu erhalten. Jährlich ward eine Visitation gehalten. Da Genf in drei Parochieen zu St. Peter, St. Magdalena und St. Gervais getheilt wurde, in denselben nach Abschaffung der übrigen Feste, außer dem Himmelfahrtstage, Sonntags elf, in der Woche täglich zwei Gottesdienste gehalten wurden und die Predigt, Erklärung der heiligen Schrift, in keinem fehlte, so wuchs die Zahl der Prediger bald von fünf auf 16. Bei der Armenpflege wurden sie von Diakonen unterstützt; bei Be-

erdigungen hatten sie nichts zu thun. Neben der Predigt war die katechetische Unterweisung der Jugend eine Hauptsache. Deshalb schrieb Calvin noch einen Katechismus. Trefflich waren die Gebete, schöner Psalmengesang hob die Feier; Calvin selbst bearbeitete viele Psalmen. Sonst aber fehlte alle Kunst; nichts von Skulptur, auch kein Kreuz, nichts von Bild oder Malerei, nichts von Musik und Instrument ward beim Gottesdienst verwendet. Die schöne Orgel der Rivekirche wollte der Rath 1544 in St. Peter aufstellen lassen; Calvin veranlaßte, daß sie verkauft wurde.

Für die Schule wurde Cordier nicht gewonnen; der humanistische Castellio war zu freisinnig und trat bald wieder ab. Der längren Vakanz folgte ein schneller Wechsel. Es machte Calvin Noth, für das geistliche Genf einen tüchtigen Schulmann zu gewinnen.

Die bürgerliche Ordnung wurde durch eine Kommission berathen, in der angesehne, rechtskundige Bürger mit Calvin saßen. Der Entwurf lag dem Rathe 1543 vor: 1544 kams zur Einführung der neuen Ordnung. Der kleine Rath der Fünfundzwanzig bildete die aristokratische Spitze; der Rath der Sechszig, der Rath der Zweihundert und noch mehr der Gemeinderath trat zurükk; nur was von dem höhren an den nächstfolgenden gebracht wurde, durfte von diesem in Erwägung gezogen werden. Nicht die Anzahl, sondern das Ansehn und Gewicht der Personen sollte entscheiden. Die Rechtspflege ward überaus streng. Strafen waren Schwert, Scheiterhaufen, Galgen, Viertheilen, Verbrennung. Schon Verdacht genügte. Von 1542—1546 wurden 8- bis 900 Verhaftungen vorgenommen, 58 Todesurtheile wurden vollstrekkt, 76 Verbannungsdekrete erlassen, darunter 27 auf bloßen Verdacht hin. Stark wurde gegen

die „Peſtbereiter“ oder „Verpeſter“ gewüthet; man hielt die Peſt für ein Werk geheimer Verſchwörung; wenigſtens ging das Gerede, es beſtehe eine Verbindung, die auf den Nachlaß der Geſtorbnen rechne und nicht eher einhalten wolle, als bis Genf mit einem Maß Getreide ernährt werden könne. Von 20,000 Einwohnern ſtarben 2000 in kurzer Zeit. Die Gefängniſſe waren Anfang 1545 überfüllt; der Arm des Henkers ermattete unter der furchtbaren Arbeit. — Da der Staat wol die äußre Leitung und Aufſicht der Kirche hat, dieſe aber die innre Beſtimmung und Leitung des Staatslebens, ſo wurde in Genf auch das bürgerliche Leben rigoriſtiſch bis ins Kleinſte und Einzelnſte geordnet. Was dem katholiſchen Kultus diente, durfte nicht Gegenſtand des Gewerbes und Handels ſein. Fremde ohne Beſchäftigung wurden ſofort ausgewieſen, Müſſiggänger zur Arbeit genöthigt. Zu öffentlichen Aufſehern kamen geheime Spione.

Genf ward ein proteſtantiſches Rom.

2. Kampf gegen die Libertiner.

Nicht blos Calvins Freunde hatten die Rükkehr desſelben bewirkt. Die Gegner Berns, die mit der Verwirrung unzufriednen Patrioten Genfs ſtanden auf Seite der Freunde Calvins. Roms Anhänger und Calvins Widerſacher mußten bei der Bewegung und Aufregung ſchweigen. Dieſe und Andre, deren Erwartungen nicht erfüllt wurden, traten allmälig hervor. Calvins Grundſätze und Einrichtungen fanden nicht allgemeinen Beifall; ſeine Freunde erregten Unzufriedenheit.

Peter Viret ward trotz aller Bitten Genfs 1542 von Bern zurükkgerufen. An Stelle der alten Prediger, die

Calvin in Genf vorfand, aber als unwürdige entfernte, berief er andre, Franzosen. Diese bewährten sich in der Pestzeit nicht. Nur Einer, Peter Blanchet, hatte den Muth, im Pesthospital zu fungiren, 1542; dieser erlag der Seuche 1543, als sie mit erneuter Heftigkeit wieder auftrat. Verdacht ward es Calvin, daß er in dieser Zeit nach Metz abreiste, um einer Disputation über das Abendmahl willen, und nach sechs Wochen zurückkehrte, ohne nach Metz gekommen zu sein.

Der Geist der Unzufriedenheit wuchs zu einer Opposition heran. Frühre Freunde fielen ab, unter den Predigern kam Widerspruch auf. Selbst unter den Syndicis und im Rath fanden sich Widersacher. Als ein französischer Flüchtling die „schöne Freiheit" in Genf pries, sagte spöttisch ein Weib: „Ja wohl, anderwärts wird man zur Messe gezwungen, hier aber zur Predigt." Nicht mehr nur leise ward auf das Regiment der Prediger und der Franzosen gescholten.

Die Opposition gegen Calvin konzentrirte sich zunächst im Libertinismus. Zweierlei Libertiner gab es, politische und religiöse; jene bäumten sich gegen die aristokratischen Grundzüge in der neuen Ordnung Genfs und wollten die alten Freiheiten, die demokratische Gestaltung festhalten, diesen war die Sittenzucht Calvins unerträglich und ihre unerträgliche Frivolität sowol in religiösen Anschauungen, als in sittlichen Grundsätzen nöthigte geradezu zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Der religiöse Libertinismus forderte zuerst Calvin zum Kampfe heraus. Er schrieb 1544 wie gegen die Anabaptisten, so gegen die Libertiner. Sie kamen aus den Niederlanden nach Frankreich und von da nach

Genf. Sie rühmten sich des freien Geistes, nannten sich geradezu die „Geistlichen". Gott war ihnen Alles, und Alles war ihnen Gott; nichts besteht außer Gott; außer Gott ist Alles nichts; Engel und Teufel, Welt und Sünde, Fleisch und Seele ist blos ein Wahn; Erlösung ist Freiheit von dem Wahn; Christus ist der Typus dieser Idee; die Wiedergeburt ist die Rükkkehr zu der nakkten Unschuld Adams; die Ehe ist fleischlich und unverbindlich. Der Pantheismus dieser Libertiner ging in groben Materialismus über und löste alle sittlichen Ordnungen. Günstlinge der geistreichen, evangelisch gesinnten Königin von Navarra beförderten die Anerkennung und Geltung dieser Richtung, und die Unzufriedenheit mit Calvins Sittenzucht führte ihr Anhänger genug zu; war da doch unsittliches Leben förmlich organisirt und hatte Calvin als Aufgabe sich gestellt, gründlich Wandel zu schaffen.

Die Frau eines Rathsherrn, Benoise Ameaux, verstand die Gemeinschaft der Heiligen so, daß ihnen Häuser, Güter, auch der Leib gemein sei, und diejenigen zurükkzuweisen, denen sie zu gefällig gewesen sein soll, sei eben so hart, als Armen Essen und Trinken zu verweigern; hiermit sei der höchste Grad der Liebe erreicht. Der Mann wurde auf sein Verlangen von ihr geschieden und ihr selbst lebenslängliches Gefängniß zuerkannt.

Raoul Monnet, der in angesehnen Familien ein beliebter Libertiner war, besaß eine Gallerie lüderlicher Bilder; diese nannte er sein neues Testament. Er wurde hingerichtet, und seine Bildersammlung durch den Henker verbrannt.

Gefährlich wurde dieser religiöse, höchst verderbliche, widerliche Libertinismus durch die Verbindung mit dem berechtigten politischen, der noch eine Verstärkung durch den

außerordentlichen, von Calvin unterstützten Zudrang von Franzosen gewann; einmal wurden 300 Bürger aufgenommen, meist Franzosen, Flüchtlinge, die Calvins Macht mehrten und stützten.

Ameaux, der von jener Libertinerin geschiedne Mann, Mitglied des Raths der Zweihundert, hatte Calvin einen sehr schlechten Mann, einen Pikarden, seine Lehre hart gescholten. In der deshalb angeordneten Untersuchung wurde Calvin ein ehrenvolles Zeugniß von den Geistlichen ausgestellt. Der Verklagte wurde in eine Geldbuße von 60 Thalern verurtheilt. Calvin fand das zu gelind und setzte es durch, daß Ameaux im Hemde, barhaupt, mit einer Fakkel in der Hand durch die Stadt ziehn und auf den Knien dann öffentlich Reue ausspreche. Das geschah im April 1546, nachdem eine bedenkliche Bewegung zu Gunsten Ameaux' kräftig unterdrükkt war.

Der Widerstand wuchs. Ami Perrin, der eifrig für Calvins Rükkkehr thätig gewesen, war durch seine Frau Franziska, Tochter eines alten Genfer Freiheitskämpfers Franz Faber, in eine der ersten und Calvin feindlichen Familienverbindungen eingetreten; hier trug man den Haß gegen den „Bischof Calvin" zur Schau. Durch Putz und Tanz bei einer Hochzeit 1546 war das Kirchengesetz verletzt. Der Schwiegervater, der laut erklärte, er glaube nicht, was Calvin predige, kam drei Wochen ins Gefängniß; er betrat es mit den Worten: „Freiheit, Freiheit! ich gebe 1000 Thaler für eine allgemeine Volksversammlung." Franziska und die Andern wanderten gleichfalls ins Gefängniß. Ami Perrin, militärisches Haupt, gewandt, frech, ehrgeizig, floh zunächst nach Lyon, glaubte, die Sache würde vergessen, kam zurükk und ward festgesetzt. Calvin sah nicht die Personen an;

Perrin schien ihm ein Catilina werden zu können; er nannte ihn den Theatercäsar. Ohne Gefahr war für Calvin die Sache nicht; aber er war furchtlos.

Franziska Perrin war zu Bezähmung ihrer Wuth in ein enges Gefängniß gebracht; daraus entfloh sie. Tags darauf hing ein Papier an der Kanzel mit Schmähung Calvins und Androhung des Todes. Der Verdacht fiel auf Jakob Grüet. Er wird eingezogen. Man findet unter seinen Papieren: eine Bittschrift an die Volksversammlung, durch Gesetz nur das zu strafen, was dem Staat schadet, und nicht durch das Gehirn eines melancholischen Menschen eine Empörung und den Tod von tausend Bürgern zu veranlassen; Blätter, in denen Christus verhöhnt, die heilige Schrift verlacht, die Unsterblichkeit ein Traum genannt wird; auch Calvins Schrift wider die Libertiner mit der Bemerkung: „Lauter Unsinn!" Nach wiederholter Tortur, die er muthig aushielt, ohne einen Mitwisser anzugeben, wurde er wegen Gottlosigkeit und staatsgefährlicher Umtriebe am 26. Juli 1547 mit dem Schwert hingerichtet. Später erst fand man ein arg libertinisches Buch von ihm, das seit 1545 unter seinen Freunden kursirte; das ward 1550 durch den Henker verbrannt. Er war ein begabter, frecher Mensch, der auch in der Reihe derer genannt wird, denen man das am Ende des 16. Jahrhunderts erschienene Buch „von den drei Betrügern" zugeschrieben hat und zuschreiben konnte, da es den Satz durchführt, die Welt sei dreimal, von Moses, Christus und Mohammed, betrogen.

Calvins Grundsatz war, Sünde und Irrthum nicht blos verfolgen, sondern schonungslos vertilgen, und zwar, wo er es fand, überall.

3. Aus der Enge in die Weite.

Gehaßt war Calvin in dem lebenslustigen Genf, wie Keiner sonst. Die Hunde erhielten den Namen Calvin, wie nach der Schlacht bei Waterloo Franzosen ihre Hunde Blücher nannten; Kains Namen fand man in Calvin. Selbst vom Rath mußte er sich einen Verweis gefallen lassen.

Ein junger Genfer, Trolliet, der als Eremit in Burgund gelebt hatte, kam 1545 nach Genf und trat zur reformirten Kirche. Er begehrte eine Pfarrstelle; die Verwandten unterstützen sein Gesuch, der Rath wird für ihn gestimmt. Calvin weist ihn als untüchtig zurükk. Er muß sich mit einer Schreiberstelle begnügen. Durch Bekanntschaft mit einem Diener Virets bekommt er Briefe von Calvin in seine Hände. Da findet er Stellen: „Das Volk mißbrauche die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit, man wolle ohne Christus regieren, aber unter dem Namen Christi; vom Rath sei wenig Gutes zu hoffen, er sei heuchlerisch wie die Andern.“ In Abschriften kommen solche Stellen in die Schenken. Verletzte Eigenliebe schürt den Haß gegen den Eindringling. Calvin hört von dieser Sache, eilt aufs Rathhaus, verlangt Untersuchung und rechtfertigt sich, ohne der Wahrheit und seiner Würde Etwas zu vergeben, muß aber einen so scharfen Verweis hinnehmen, daß er noch Schlimmes befürchtet, ohne Angst: hat ja in einem Privatschreiben christlich geurtheilt, ohne öffentlich schaden zu wollen. Viret aber und Farel hielten für nöthig, nach Genf zu eilen und des Freundes sich anzunehmen; der letztre besonders beruhigte Bürgerschaft und Rath; dieser gab das Original zurükk.

Bei alledem ließ Calvin Muth und Ruhe sich nicht

rauben; das zeigt seine umfassende und besonnene Thätigkeit. Rom, Frankreich, England, Deutschland, die Schweiz behielt er im Auge, so hart auch ihn Genf beschäftigte.

Gegen den Pabst Paul III., der 1544 ein heuchlerisch-väterliches Schreiben voll von Ermahnungen und Drohungen an den Kaiser Karl erlassen, schrieb er kurze Betrachtungen, die den Priester aller Gottlosigkeit, den Fahnenträger Satans heftig angriffen. Er war auch der Erste, der gegen das Konzil von Trient 1547 gründlich und gelehrt, scharf und gewaltig schrieb.

Sein Heimathland zog seine Aufmerksamkeit immer auf sich. Die Pariser Hochschule, die Sorbonne, hatte 1542 25 Glaubensartikel für die Christenheit aufgestellt. Calvin widerlegte sie 1543, indem er ironisch jeden mit römischen Gründen beweist und dann vom evangelischen Standpunkt gründlich widerlegt. Später nahm er sich der furchtbar verfolgten Waldenser im südlichen Frankreich 1545 an; 4000 fanden in Genf Unterkommen. Das Jahr 1546 brachte eine verschärfte Verfolgung der Lutheraner im nördlichen Frankreich. In Briefen und einer kleinen Schrift voll derber Ironie, mit der er die damals schon durch Schmeichelei verwöhnten Pariser und Höflinge angriff, nahm er der Evangelischen sich an und stärkte ihren Märtyrersinn.

Den minderjährigen König Eduard VI. von England suchte er für das Evangelium zu gewinnen, und den Regenten, Herzog von Sommerset, berieth er mit großem Eifer.

Besonders interessirt hat ihn Deutschland. Schon 1544 schrieb er dem Kaiser „im Namen aller Liebhaber des Reichs Christi", um ihn mit der Reformation auszusöhnen und eine Einigkeit der Kirche in der Erkenntniß des Sohnes

Gottes anzubahnen. — Niederschmetternd war das Werk, das er wider Albert Pighius 1543 herausgab. Dieser wollte des Erasmus Angriff Luthers in der Schrift vom freien Willen verschärfen und siegreich hinausführen. Calvin sieht ihn an wie einen hungrigen Hund, der sich durch Bellen rächt, da er nicht beißen kann. Dem Melanthon hat er diese Schrift gewidmet, in derselben auch Luther sehr anerkannt. Aus dem Jahr 1545 stammt der einzige Brief, den Calvin an Luther geschrieben hat; er schreibt wie ein jugendlicher Anfänger dem „verehrten Vater" und bittet ihn bescheiden, diesen Brief und zwei kleine Schriften anzunehmen und zu lesen oder daraus sich Mittheilung machen zu lassen und ihm kurz seine Meinung über den Frieden der Kirchen wissen zu lassen; durch Melanthon wollte er ihn Luthern überreichen lassen. Dieser gab ihn aber wegen Luthers gereizter Stimmung den Schweizern gegenüber nicht ab.

Mit der größten Anerkennung hatte Calvin das Jahr vorher über Luther an Bullinger geschrieben und ihn beschworen, den großen Mann mit Nachsicht zu behandeln; er sei eben doch der erste Diener Christi, außerordentlich die Gaben, die ihn auszeichnen, dabei nicht zu vergessen, mit welcher Seelenstärke und Beharrlichkeit, mit welchem Geschick er die reine Lehre durchgekämpft und verbreitet habe.

Nach Luthers Tod brach der schmalkaldische Krieg aus. Auch Genf rüstete 1546. In dem folgenden, dem traurigsten Jahr des Jahrhunderts, blieb Calvin ungebeugt, fest in Hoffnung. Mannhaft schrieb er gegen das Interim von 1548; es dürfe nicht die geringste Wahrheit aufgegeben werden.

4. Das Haus.

Der Haß der Feinde konnte ebenso wenig als das Gedränge der verschiedensten Arbeiten Calvins Arbeitskraft brechen und seine Arbeitslust mindern. Er fand seine Leiden und Kämpfe geringer, als die andrer Diener Gottes; sein Kampf sei ja nur wie ein Scherz. Er fühlte sich wie einen Ehrenbürger in diesem Kreise, immer bereit zu trösten, zu bitten, sich ja nicht zu ängstigen. In seiner Gottesfurcht und seinem schöpferischen Geiste fand er sich stets zurecht.

In der Freundschaft Virets und Farels hatte er immer wieder Erquikkung, besonders an seinem Weib, der großherzigen Idelette, deren Kränklichkeit ein tiefes Weh, deren Tod ein harter Schlag für ihn ward.

Sie hatte ihm nur einen Sohn etwas zu früh geboren, der zu großem Schmerz des Vaters bald starb. Ein Jesuit sagte, es hätte das Leben dieses infamen Menschen sich nicht weiter fortpflanzen sollen.

Idelette ward bald kränklich; sie konnte nur durch eine Gehilfin schreiben. Aber so kränklich sie war, Freundschaftsdienste wollte sie nicht versäumen. Der Frau des nächsten Freundes wollte sie in einem Wochenbett beistehn; sie reiste ab, aber bedurfte ebenso sehr der Hilfe, als sie solche leistete. Am Schluß der Briefe Calvins an seine Freunde steht oft noch ein Wort von der kränkelnden Frau, auch mitunter ein Gruß von ihr. Butzer schrieb Anfang 1549 dem Calvin, er bitte, daß Gott ihm die Frau erhalte und gesund mache, und erflehe das mehr für die christliche Kirche, als für ihn. So viel galt sie bei denen, die sie kannten.

Ihr ganzer Werth ward in ihrem Sterben klar. Eine Freundin bat, sie möchte doch in Gedanken an den Ausgang der Krankheit ihre Kinder aus erster Ehe Calvin anempfehlen. „Das ist nicht nöthig", hat sie da gesagt; „das Eine, was nöthig ist, ist, daß sie fromm sind. Mein Mann zieht sie nicht anders denn in der Furcht Gottes und einer keuschen Zucht auf. Sind sie fromm, dann ist er ihnen Vater, ohne daß er gebeten wird; sind sies aber nicht, so verdienen sie nicht, daß ich für sie bitte." Drei Tage vor dem Tode fing er von selbst an, von ihren Kindern zu sprechen und für sie zu sorgen. „Ich bin überzeugt", war die Antwort, „daß Du die Kinder nicht verlassen wirst, die von mir Gott befohlen sind." Am Todestag hat sie dann während einer christlichen Zusprache von Zeit zu Zeit gerufen: „O herrliche Auferstehung! O Gott Abrahams und aller unsrer Väter! Die Gläubigen haben auf Dich gehofft, von Anbeginn, zu allen Zeiten, und keiner ist in seiner Hoffnung zu Schanden geworden, ich auch werde Dein Heil erwarten." Die Sprache ward matter; als die Stimme vergehn wollte, bat sie: „Laßt uns Gott bitten, laßt uns beten; Ihr aber fleht zu Gott für mich." Während Calvins Gebet, der eben von einer Amtshandlung zurükgekommen, entschlief sie ruhig, Anfangs April 1549.

Sie war ihm die beste Gefährtin, eine Gehilfin in allen seinen Sorgen und Mühen, sie wäre auch freiwillige Gefährtin der Verbannung und des Mangels, ja auch des Todes geworden. Ohne ängstliche Sorge, ist sie Calvin nie im Geringsten entgegen gewesen. Ihr Tod war gerechte Ursach eines tiefen Kummers; ihn zu überwinden, bedurfte er der ganzen Kraft seines Geistes.

5. Züricher Uebereinkunft (1549).

In den Schmerz des drohenden und dann eingetretnen Wittwerstandes kam ihm eine große Freude über das Gelingen eines wichtigen Werkes.

Calvin erkannte die übergroße Nüchternheit der Auffassung Zwinglis und wollte von dem gemeinsamen Grunde aus die tiefer und reicher gefaßte Lehre vom Abendmahl, sowie eine größre Selbständigkeit der Kirche zur Anerkennung in den schweizer Gemeinden bringen; auf solchem Grunde sollte eine reformirte Kirche zustande kommen, der auch die Deutschen die Hand reichen könnten und würden. Bei den Zerwürfnissen in der Schweiz hielt er eine Einigung auf gemeinsamem Bekenntniß für nöthig. Die Verfolgungen der Reformirten in Frankreich und die Noth des Protestantismus in Deutschland drängten ihn, eine Vereinigung zu versuchen, die Halt gewährte. Seine Ueberzeugung war, daß im Abendmahl Brot und Wein nicht leere Zeichen seien, sondern die Gemeinschaft mit Christus wirklich gewährt werde, und daß die christliche Gemeinde dem Staate gegenüber unabhängig dastehn müsse.

Ebenso klar erkannte er aber auch die Schwierigkeit.

In Zürich herrschte Mißtrauen gegen die unruhigen Welschen, Calvin, Viret, Farel, die immer etwas Neues wußten und wollten; hier war man auf Zwinglis Ansehn eifersüchtig. Die Basler charakterisirte schon damals eine milde, unbestimmte Frömmigkeit. Bern, wo die Politik vorherrschte und das Kirchenregiment in den Händen der patrizischen Obrigkeit war, wollte sich seine Uebermacht nicht mindern oder gar entreißen lassen; hier war das romanische Triumvirat Calvins, Virets und Farels ver-

dächtig, hier fürchtete man Genfs aufblühende Macht; Genf sollte Bern nicht blos dankbar, sondern dienstpflichtig bleiben.

Vergeblich schienen längre, geschikkte Verhandlungen Calvins mit dem ehrlichen, aber beschränkten und eigensinnigen Bullinger in Zürich. Aber doch hatten sie die Sache geklärt, und als Calvin mit Farel Ende Mai 1549 nach Zürich kam und mit Bullinger im Beisein weltlicher Räthe die Sache mündlich verhandelte, kam es bald zu einer Formel, über die sich Zürich und Genf einigte. Dieser Konsensus wurde von Bullinger an die eidgenössischen Gemeinden geschikkt und mit Freuden angenommen; im Oktober erschien er gedrukkt. St. Gallen, Schaffhausen, Graubündten, Neuenburg, auch Basel sind ihm beigetreten, nur Bern nicht.

Doch auch in Bern gestalteten sich die Verhältnisse für Calvin günstiger, da die Geistlichkeit ihm widrig gesinnte Mitglieder verlor und an deren Stelle Männer kamen, welche Calvins Bestrebungen förderten.

Besondre Freude war es für Viret, in Lausanne an dem feingebildeten, geistvollen Edelmann Theodor von Beza einen Lehrer der griechischen Sprache an der Akademie zu gewinnen, der ihm und Calvin ein tüchtiger Freund ward.

Das waren Lichtstrahlen in Calvins Leben, deren er recht sehr bedurfte.

6. Bolsec und Trolliet.

Die Libertiner kamen immer wieder auf. Perrin, in den Rath gewählt, trat an die Spitze der Regierung; dessen Gesinnungsgenossen nahmen die wichtigsten Stellen ein. Den Geistlichen entfiel der Muth, dem Volk schwoll

der Kamm. Unzüchtige Lieder wurden auf Psalmenmelodieen gedichtet und gesungen, sogar bis in die Kirchen und Gottesdienste. Calvin beschwerte sich, daß ihm „Kain" nachgerufen und er angepfiffen werde. In der Zeit, da er seine Vorlesungen hielt, trieb sich eine lärmende Bande bei dem Gebäude umher. Junge Leute rieben sich an ihm, stießen ihn auf die Seite. Mit Steinen ist er in seine Wohnung getrieben worden. Man grüßte die Geistlichen nicht; Hohn, Gelächter, Schmähreden mußten sie sich auf den Straßen gefallen lassen. Ihnen sollte das Leben in Genf unerträglich werden.

Calvin ließ sich nicht irren. Er ermahnte die Amtsgenossen zu ruhigem Ertragen und unverrückter Treue. Ja Anfangs 1550 wurde verboten, Kinder auf Namen wie Claudius, Balthasar, Allerheiligen, Sonntag, zu taufen, weil daran sich arger Aberglaube heftete; der erste, hieß es, bringe langes Leben, der zweite bewahre vor Krankheit, der letzte bewirke frommen Sinn. Man fand in dem Verbot eine unerträgliche Tyrannei, wollte lieber die Kinder gar nicht taufen lassen. Die Sache kam vor den Rath, die Geistlichen setzten aber durch, daß das Verbot aufrecht erhalten wurde, obwol der Rath Ausnahmen gestattete.

Diese Spannung benutzte ein streitsüchtiger Mensch zu einem Angriff auf Calvin. Hieronymus Bolsec, ein Karmelitermönch aus Paris, der die Kutte abgeworfen hatte und Arzt geworden war, hatte um und in Genf schon seit einiger Zeit die Lehre von der Vorherbestimmung als Ketzerei und Calvin als Irrlehrer bezeichnet. Von dem Gelüste, eine Rolle zu spielen, oder Aufsehn zu erregen, oder seine ärztliche Praxis zu heben, aufgestachelt, benutzte er einen Kongregationsgottesdienst, hervorzutreten. In diesen, auf

den Freitag angesetzten Gottesdiensten durfte nach der einleitenden Predigt des Geistlichen Jedermann das Wort ergreifen und ein Gespräch eröffnen, in dem die christliche Erkenntniß der Gemeinde durch freien Gedankenaustausch gefördert werden sollte. Am 16. Oktober 1551 war über die Prädestination gepredigt worden. Da erhob Bolsec seine Stimme, griff diese Lehre heftig an als eine gottlose, die Gott zum Tyrannen und Urheber der Sünde mache, weder in der Schrift begründet, noch mit Augustins Ansehn zu decken sei. Unerwartet war ihm, daß Calvin, der während der Predigt still in die Kirche eingetreten war, nun seine Stimme erhob und mit vollständiger Gelehrsamkeit, Klarheit, Sicherheit, Beredtsamkeit die Lehre der Kirche vertheidigte. Die Folge war, daß Bolsec als Ruhestörer festgenommen und ins Gefängniß abgeführt wurde. Noch denselben Abend gaben die Geistlichen 17 Fragepunkte bei dem Rath ein, über die Bolsec zu vernehmen sei. Er behauptete, die schweizerische Geistlichkeit stehe auf seiner Seite. Der Rath beschloß daher, Zürich, Basel und Bern um Gutachten zu bitten; unterdeß hätte er Bolsec auf freien Fuß gesetzt, wenn er einen Bürgen hätte stellen können. Basels Gutachten war unbestimmt, Zürich ging auch nicht entschieden heraus, und Bern hatte sich aufs hohe Pferd gesetzt und mahnte zu Mäßigung, christlicher Liebe und freundlicher Belehrung.

Calvin hatte von Basel und dem feindseligen Bern nichts Besondres erwartet; in Zürich hatte er sich gründlich getäuscht und deshalb ernst an Bullinger geschrieben.

Der Rath entschied doch wider Bolsec, er mußte sofort das Gebiet Genfs verlassen, und wenn er es wieder betrete, habe er Auspeitschen zu erwarten.

Obwol Calvin in einem Kongregationsgottesdienste den 18. Oktober die angefochtne Lehre gründlich behandelte und diese von der zahlreich versammelten Gemeinde festgehalten und den 1. Januar 1552 das darüber aufgenommne Protokoll gedruckt dem Rath als Neujahrsgeschenk überreicht wurde, wagte doch jener Trolliet, der aus Privatbriefen Calvins öffentliche Anklagen gemacht hatte, Calvin wegen der Prädestinationslehre aufs Neue zu verdächtigen. Und Solches nahm der Rath an; Calvin mußte als Angeklagter sich behandeln lassen, bis zum Austrag der Sache schweigen. Calvins Freunde wurden nicht gehört, seine eigne Vertheidigungsschrift machte geringen Eindruck. Da erhob sich der ernster gesinnte Theil der Bürgerschaft. Der Rath aber schlug nun die Sache nieder.

Doch fand Calvin genügende Rechtfertigung. Bolsec, 1563 wieder Katholik, schrieb eine Geschichte des Lebens, der Sitten, Handlungen, Lehren und des Todes Calvins, die als offne Schmähschrift, wenn auch von Feinden benutzt und in diesem Jahrhundert in Frankreich mehrmals wieder gedruckt, doch gründlich in allen Punkten widerlegt worden ist. Trolliet dagegen bezeugte im Angesichte des Todes aufrichtige Reue über seine That und fand erst Trost, als Calvin ihm Verzeihung zusprach; von diesem freundlich bis zum letzten Athemzuge behandelt, ist er reuig und getröstet gestorben.

Solchen Demüthigungen folgten natürlich Unordnungen aller Art. Blieb Calvin auch ungebeugt und seine Charakterstärke und Geisteskraft ungebrochen, so konnten doch Anfechtungen nicht ausbleiben.

Bei der bevorstehenden Herbstkommunion 1553 sollte Philibert Berthelier, ein Führer der Libertiner, der durch

einen Spruch des Konsistoriums vom Abendmahle ausgeschlossen war, auf Veranlassung des ersten Syndikus, Ami Perrin, zum Tisch des Herrn treten. Die Kirche war von früh an außerordentlich besucht; eine bewegte Menge, unter ihr Berthelier mit seinen Freunden, drängte sich in die Nähe des Abendmahlstisches. Calvin hielt die Predigt, klar, ruhig, wie sonst. Er sprach vom Genuß des heiligen Mahles, mahnte ernst, die ausgeschlossen seien, nicht heranzutreten, er werde standhaft das Verbot des Konsistoriums aufrecht halten und fest bleiben. Still und ruhig verlief die Feierlichkeit. In solcher Disziplin ruhte Calvins Macht.

Aber das Jahr 1553 hatte gleichzeitig noch einen gewaltigen Kampf gebracht.

7. Servet.

Michael Servet, ein Altersgenosse Calvins, ebenfalls 1509 geboren, aus angesehnem Geschlecht zu Villanuova in Arragonien, war ein Mann von hoher natürlicher Begabung, genial, aber phantastisch, ohne sittliche Zucht. In Toulouse, um die Rechte zu studiren, wurde natürlich diese reich ausgestattete Natur von den reformatorischen Ideen und Schriften ergriffen und bewegt. Er brannte vor Begier, an dieser Bewegung theilzunehmen, fühlte sich zum Reformator berufen und ward nun ein schwärmerischer Freidenker. Als junger Mann von 21 Jahren ließ er in Hagenau ein Werk drukken über die Irrthümer der Trinität, dem später ein Nachtrag folgte. Zwingli war über die Frechheit dieser Schrift entsetzt; Servet sah die Trinität als eine Lehre des Pabstthums an, die mit diesem fallen müsse. Oekolampad gab sich vergeblich Mühe, Servet zu bessrer Einsicht zu bringen; man fürchtete von

solchen Anschauungen für die Ehre der Reformation und den Bestand der Religion.

Nachdem Servet in Paris Mathematik und Medizin studirt, in Lyon die Geographie des Ptolemäus 1535 herausgegeben hatte, ward er in Paris Doktor der Medizin. Zeugniß seiner Begabung ist, daß er bereits den Umlauf des Bluts betrachtet, erkannt und beschrieben hat. Als Arzt wirkte er an verschiednen Orten Südfrankreichs, besonders in Vienne. Aber reformatorisches Gelüste ließ nicht von ihm. Seit 1540 drängte er Calvin, den er schon in Paris kennen gelernt, zu einem belehrenden Briefwechsel. Anfangs versuchte Calvin, ihm aus seinen Verirrungen zu helfen. Endlich aber brach er ab, indem er ihn auf den christlichen Unterricht verwies, das Buch, in dem er alles fände, was er von ihm erfahren könne. Servet schickt dem Calvin das Buch mit bittren, höhnischen Randbemerkungen zurück und legt ein ganzes Convolut seiner ketzerischen Schriften bei. Doch setzte er seine zudringlichen Zuschriften noch einige Zeit fort. Aber Calvin blieb bei dem, was er an Viret geschrieben: „Von mir wird er nichts mehr herausbringen." — In Vienne erschien von Servet eine leichtfertig bearbeitete, aber gut honorirte lateinische Bibelübersetzung, die bald verboten wurde, und anfangs 1553 die Schrift: Wiederherstellung des Christenthums. Hier wird die Lehre der Trinität in den verletzendsten Ausdrücken verhöhnt; es ist die Rede von dem dreiköpfigen Monstrum; Gott ist Alles und Alles ist Gott, die Kindertaufe wird ein verabscheuungswürdiger Greul genannt. Ueber das Heilige wird in einer so grauenhaften Weise geredet, daß es nicht möglich ist, es nachzusagen oder abzuschreiben.

Anonym war das Buch erschienen. Der Verfasser

wußte recht gut, daß er sein Leben gewagt habe; ihn reizte aber der Taumel der Eitelkeit, Märtyrer zu werden. Er hatte sogar Calvin eine Abschrift noch vor der Veröffentlichung der Schrift zugeschikkt. Calvin wird nun nicht mit ängstlicher Geheimnißkrämerei die Kunde von dem Buch und seinem Verfasser für sich behalten haben. Ein vornehmer Franzose, Wilhelm de Trie aus Lyon, der nach Genf zu Calvin sich gezogen fühlte, hat davon gehört, und als Verwandte ihn mahnen, zurükkzukommen, schreibt er sehr befriedigt von der guten Zucht in Genf, hier dulde man keine Irrlehrer, oder gar Ungeheuer, die Christum als ein Götzenbild ansehn, wie Servet thue, der bei ihnen in Ansehn sei, während sie gute Christen zum Tode führten. Darauf bitten die Verwandten um Beweise; mit Mühe erhält er von Calvin einige Blätter, auf denen Servet giftige Randglossen zu Calvins christlichem Unterrichte niedergeschrieben. Diese schikkt er seinen Verwandten. Daraufhin wird Servet in Vienne zur Haft gebracht.

Am 7. April 1553 gelang es der Schlauheit Servets, zu entkommen; er trieb sich lange Zeit in Frankreich umher, wollte dann nach Neapel, ging aber Mitte Juli über Genf; er hatte einen Zug zu Calvin. Er blieb längre Zeit in einem Gasthause am See, verkehrte lebhaft mit den Gästen, besuchte die Kirchen, hörte einige Predigten Calvins. Am 13. August, eben im Begriff, das Gasthaus zu verlassen und abzureisen, wird er auf Calvins Veranlassung gefangen genommen.

Nach der Genfer Gerichtsordnung mußte der Ankläger ebenfalls festgesetzt werden. Deshalb läßt sich der Schreiber Calvins, Nicolas de la Fontaine, zur Haft bringen und übergibt die 38 von Calvin aufgesetzten Anklagepunkte.

Dieser war jedoch der Aufgabe nicht gewachsen. Calvins Bruder Anton bürgt für la Fontaine; er wird auf freien Fuß gesetzt, Calvin selber übernimmt an der Spitze der Geistlichkeit auf Bitten des Raths die Anklage gegen Servet.

Unerquicklich waren die Verhandlungen über die 38 Anklagepunkte, die alle einzeln durchgenommen wurden. Calvins steigende Entrüstung und Servets kalter Leichtsinn charakterisiren dieselben. Zur Vertheidigung gab die Behörde Servet Raum und die geforderten Bücher; dazu lieh Calvin, was Servet begehrte.

Sobald bekannt ward, Servet sei in Genf festgenommen, erschien ein Beamter von Vienne, wo er bereits zum Feuertode verurtheilt und im Bilde mit seinen Schriften verbrannt war, und reklamirt. Der Rath ließ Servet die Wahl des Gerichtshofs. Dieser aber bat, die Herren von Genf möchten seine Richter bleiben.

Wahrscheinlich hatte der Eindruck von dem Haß und der Feindschaft gegen Calvin Servet bestimmt, länger in Genf zu bleiben; auch nach der Gefangennahme mochte er auf die feindselige Stimmung der Libertiner gegen den Reformator gerechnet haben; ihren Gesinnungen stand er nahe; hat er doch, als er im Gasthofe gefragt ward, ob er verheirathet sei, leichtfertig geantwortet: „Man hat Weiber genug, ohne verheirathet zu sein.“ Ja, es mag den Libertinern der Gedanke gekommen sein, ob nicht Servet gegen Calvin zu benutzen sei.

Der Prozeß nahm eine andre Wendung. Calvin sollte die hauptsächlichsten Irrthümer Servets zusammenstellen, dieser darauf seine Antwort geben, und schließlich sollten beide Schriftstücke den schweizerischen Kirchen zur Begutachtung vorgelegt werden.

In Erinnerung an den Prozeß Bolsecs ließ Calvin sich das nicht ohne Unwillen gefallen, und doch gab er die Anklageschrift, die er über Nacht hätte fertigen können, erst nach 14 Tagen ab, damit der Verklagte Zeit habe, sich zu sammeln.

Servet, dem einige Vornehme Gunst erwiesen, gab gegen Ende September statt der Beantwortung seiner Anklagen eine Bittschrift, daß er vom Rath der Zweihundert abgeurtheilt werde, und eine Anklage auf Todesstrafe gegen Calvin ein. Perrin befürwortet, wenn auch vergeblich, dieses Gesuch. Nun war nicht zu verwundern, daß Servet seine Vertheidigungsschrift leichtfertig behandelte und nur seine Beschuldigungen gegen Calvin wiederholte.

Am 21. September wurden die Schriftstücke mit Servets letztem Werke den Kirchen von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen vorgelegt. Anfang Oktober gingen die Gutachten ein. Am Schärfsten waren die Züricher gegen die grauenhafte Gottlosigkeit; die Basler, die es gern Allen recht machen wollten, waren am mildesten; aber einstimmig waren alle in Servets Verwerfung.

Am 23. Oktober versammelte sich der kleine Rath und die Sechszig, um Beschluß zu fassen. Die Haupter der Libertiner blieben weg; Perrin meldete sich krank. Einige stimmten für Verbannung, andre für ewiges Gefängniß, die Meisten für den Tod, von diesen Einige fürs Schwert, andre für Feuer. Der strengste Vorschlag galt endlich.

Der Spruch erregte Entsetzen. Perrin raffte sich auf und forderte, das Urtel dem Rathe der Zweihundert zur Prüfung vorzulegen; in ihm hatte seine Partei die Oberhand. Das ward abgewiesen. Calvin reichte tief ergriffen ein Gesuch der Geistlichen ein, daß die Art der Todesstrafe

gemildert und statt des Scheiterhaufens das Schwert verhängt werde; auch vergeblich.

Am 26. Oktober Mittags ward Servet das Urtel vorgelesen. Betäubt hört er es an. Plötzlich schreit er herzzerreißend: „Erbarmen, Erbarmen, Erbarmen!“ Dann wird er ruhiger. Der 27. Oktober bricht an. Farel übernimmt es auf Calvins Einladung, ihn auf dem Todeswege zu begleiten. Von seinen Irrthümern will er nichts hören; gern läßt er sich von Gottes Liebe sagen. Auch ist er bereit, mit Calvin sich zu versöhnen. Dieser kommt, begleitet von zwei Rathsherren; der eine fragt, was er wolle. Servet sagt, Calvin um Verzeihung bitten. Dieser erklärt, von persönlicher Beleidigung frei zu sein und erinnert ihn an Gottes Gnade. Darnach wird das Gebet und Flehn zu Gott hin und wider von Betheurungen der Unschuld und Bitten um Mildrung der Strafe unterbrochen. Der Zug geht endlich zur Richtstätte bei Champel, einer Anhöhe in lieblichster Umgebung. Kein rohes, oder bittres, oder ketzerisches Wort kommt über Servets Lippen. Im Angesicht des Scheiterhaufens sagt er: „O Gott, o Gott!“ Er wird auf den Holzstoß gehoben, an den Pfahl gebunden, ein mit Schwefel bestreuter Kranz ihm aufs Haupt gesetzt, damit der Dampf bald ihn erstikke. Dringend bittet er den Henker, den Leiden ein schnelles Ende zu machen. Der zündet das Feuer an einer falschen Stelle an, der Wind treibt den erstikkenden Rauch zur Seite, das frische Holz brennt nur langsam. Peinliches Mitleid drängt Leute mit Reisern und Holzbündeln nachzuhelfen. Eine halbe Stunde währt die Qual. Mit Kraft erhebt Servet noch einmal seine Stimme und ruft: „Jesu, Du Sohn des ewigen Gottes!“

Auf St. Peter schlägts Zwölf. Servet hat ausgelitten. Schweigend geht das Volk auseinander.

Calvin, dem schon damals der Feuertod Servets Schuld gegeben wurde, hat in ausführlicher Schrift im Anfang des Jahres 1554 sich zu rechtfertigen gesucht. Zwar steht er nicht wie Luther, der nicht billigen mochte, falsche Lehren mit dem Tode zu strafen; denn das Gesetz befehle zwar, falsche Propheten zu tödten, man komme aber endlich dazu, nur noch die unschuldigen und heiligen Propheten hinzurichten. Calvin hielt den Tod der Ketzer für gerecht, aber nicht eine grausame Hinrichtung, und Servets Tod war Sache des Kriminalgerichts, zu dessen Verhandlungen er nur als Sachverständiger hinzugezogen ward.

Bullinger billigte die Strenge Genfs gegen Servet, da die Betrübniß über des Spaniers Lästrungen den Schmerz über seinen Tod überwand; er dankte Calvin im Namen der Kirche Zürichs. Auch Viret und Beza beruhigten Calvin. Der sanfte Melanthon schrieb ihm, die Kirche Christi sei ihm jetzt und zu allen Zeiten Dank schuldig. Das Grauen vor der religiösen und sittlichen Frivolität Servets war größer als die Theilnahme bei seinem qualvollen Tode.

8. Die Entscheidung (1555).

Unter Segenswünschen war Calvin in das neue Jahr 1554 eingetreten. Sogar zu einem Mahle war er am Neujahrstage vom Rath geladen und ein Versöhnungsschauspiel aufgeführt worden. Am 2. Februar schwur das Volk, den Reformatoren treu zu sein und zu bleiben.

Calvin gab darauf nichts; ihm lag nur daran, daß die Exkommunikation als ein Recht der kirchlichen

Behörde anerkannt werde. Diese Angelegenheit schien auf dem besten Wege zu sein.

Berthelier, von Geistlichen und den Aeltesten gebeten, nur sein Unrecht zuzugestehn, daß er sich des Sakraments wirklich unwürdig gemacht und die Ausschließung gerecht gewesen, gab nach. Es war für den trotzigen und gereizten Mann ein schwer Stükk. Aber er gab nach, machte den 25. Oktober mit dem Konsistorium Frieden und empfing das heilige Abendmahl.

Zürich, Basel, Schaffhausen haben sich sehr bestimmt für die kirchliche Ordnung in Genf ausgesprochen; das gespannte Bern hatte sich nur kurz geäußert. Man hatte die Ordnung für schrift- und zweckmäßig erklärt und gerathen, sie ja nicht zu stören.

Am 24. Januar 1555 wurden die Gutachten in feierlicher Rathssitzung geprüft. Man fand es sonderbar, daß ein Gerichtshof, die kirchliche Behörde mit dem Recht der Exkommunikation, bestehn solle, dessen Beschlüsse der Rath nicht zu prüfen habe noch abändern dürfe; die souveräne Macht könne doch keine gleichberechtigte neben sich dulden. Calvin hob aber hervor, nur Christus sei König und Herr der Kirche und deren Diener dürften nicht in die politische Verwaltung eingreifen, aber auch nicht dulden, daß die Sakramente entweiht würden und die bürgerliche Obrigkeit in den geistlichen Dienst eingreife. Da ward beschlossen, bei der bisherigen Ordnung zu bleiben und die geistliche Gerichtsbarkeit bei dem Konsistorium zu belassen.

Die kirchlich Gesinnten gewannen die Majorität in den Räthen, die Sittengesetze wurden strenge gehandhabt, jede Zügellosigkeit, jede Verachtung der Kirche ernst gerügt.

Diese Art und Macht des neuen Genf beruhte auf den

zugewanderten und aufgenommnen Flüchtlingen. Gegen diese versuchten nun die Libertiner noch einmal ihre Macht. Ein wahrer Wanderzug richtete sich von Frankreich über den Jura nach der gesegneten Freistätte. Auch Italien stellte ein bedeutendes Kontingent. Man berechnet, daß von 1549—1554 nicht weniger als 1376 Flüchtlinge in Genf aufgenommen worden sind und wol die Hälfte mit beträchtlichen Summen sich das Bürgerrecht erkaufte. In den Monaten Februar und März wurden 1555 etwa 60 zu Bürgern angenommen und 50 Anmeldungen lagen noch vor.

Als einmal eine Zahl ankamen, riefen Bürger: „Recht so, da kommt das Geld und die Steine, welche wir für unsre Befestigungen brauchen." Ganz anders urtheilten die Libertiner. Ihre Meinung war eine andre: „Seit diese nichtswürdigen Franzosen hier sind, bekommt kein Bürger eine Gabe; man muß in Frankreich oder Italien geboren sein, um in Genf etwas zu gelten. Diese Leute, die um des Evangeliums willen dem Feuer entlaufen, bringen eine schöne Theurung in die Stadt, alle Preise haben aufgeschlagen, seit sie da sind."

Gerade durch diese Flüchtlinge hob sich das neue, junge Genf; auf ihnen gründete sich Calvins Macht. Es waren ja Männer mit tiefer, lebendiger Glaubensüberzeugung, von strengem Sittenernste, makellosem Lebenswandel, voll glühenden Eifers für ewige Wahrheit und göttliches Recht. Sie kamen zum Theil mit ihrem geretteten großen Vermögen; Viele hatten das Ihrige verlassen müssen und suchten durch Unterricht, Handel oder Handarbeit ihr Brot sich zu verdienen.

Die furchtbare Verfolgung der Gläubigen mit Feuer

und Schwert in Frankreich, Italien, den Niederlanden, England vermehrten ihre Zahl außerordentlich; natürlich, daß auch unlautre Persönlichkeiten darunter waren, die Calvin zum Kampf herausforderten, während Jene ihm starken Halt gewährten.

Gerade diese verfolgten die Libertiner mit ihrem ganzen Haß. Man suchte ihnen die Arbeit und Kunden zu entziehn. Auf den Straßen wurden sie verhöhnt. Ja, Perrin ließ eines Tages einen Sturm auf ihre Verkaufsbuden und Wohnungen ins Werk setzen. Der Rath nahm sich der Bedrängten an, aber die Angriffe wiederholten sich. Perrin förderte ein Gerücht, Frankreichs König wolle sich durch die Flüchtlinge der Stadt bemächtigen. Das Gerücht, so dumm und leicht widerlegbar, sollte dazu dienen, den Fremden die Waffen abzunehmen und sie wehrlos zu machen. Das war vergeblich.

Da diese Versuche 1554 keinen Erfolg hatten, kams nun 1555 zu einer Verschwörung der Libertiner Berthelier, Perrin, Vandel, Börner, den 18. Mai. Perrin warnte erst vor Uebereilung. Vandel warf ihm Furcht vor. Es ward beschlossen, von verschiednen Stellen mit den gesammelten Volkshaufen auf ein Mal loszubrechen. Es war auf Ermordung Calvins und der ihm ergebnen Flüchtlinge abgesehn.

Berthelier griff mit seiner Schar, meist Schiffsleuten, das Rathhaus an. Er wollte die Thore sprengen und rief: „Diese Französlinge mögen hervorkommen; wer sich zeigt, den schlagen wir nieder.“ Der Syndikus Aubert eilt in seiner Amtstracht herbei. Er wird niedergeschlagen und mit Füßen getreten. Unerschrokken rafft er sich auf, stellt sich an die Spitze der herbeieilenden Thorwache. Die

Haufen werden in die Nebenstraßen gedrängt. Die Bürger eilen zur Hilfe herbei. Die Verschwornen werden auseinander gesprengt, viele fliehen, nicht wenige werden gefangen genommen. Vier der schlimmsten Aufrührer, von denen Einer seine Mutter erschlagen, der Andre ein alter Bandenführer war, wurden hingerichtet, die vier Häupter verbannt.

Bern nahm in seiner feindseligen Stellung und seiner Verstimmung gegen Calvin der Verbannten sich an und ging in seiner Anmaßung so weit, daß es seinen Gerichtshof für kompetent hielt, den Prozeß gegen die Vertriebnen zu revidiren und die Entscheidungen des Genfer Gerichts zu kassiren.

Obwohl wieder allerlei Verleumdungen wider Calvin, der als Seelsorger die Verurtheilten auf den Tod vorbereitet hat, ausgestreut wurden, war doch die Theilnahme für Genf bei den reformirten Kantonen erweckt und Berns anspruchsvolle Feindseligkeit konnte nur die Anerkennung des Aufschwungs und der muthigen Haltung des calvinischen Genf verstärken.

So waren Calvins Ordnungen festgestellt.

9. Calvins Feder.

Nicht blos die Lehren von der Vorherbestimmung und von der Dreieinigkeit Gottes hat er in den Kämpfen mit Irrlehrern und Schwärmern nachdrücklich, durch Schrift wie persönlich durch Kampf vertheidigt. Auch die Lehre vom Abendmahl kam dazu. Ihm lag sehr daran, über die kalte, nüchterne, verstandsmäßige Auffassung Zwinglis hinwegzuhelfen. So glaubte er den erwünschten Einigungspunkt mit Deutschland und den Lutheranern zu

gewinnen; er hielt an der Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl und der wirklichen Gemeinschaft des Gläubigen mit dem Erlöser fest. Nur konnte er nicht zugeben, daß die Verbindung der Person des Herrn mit den irdischen Elementen, Brot und Wein, zu lehren sei und der Ungläubige die himmlische Gabe mit diesen empfange. Deshalb erschien 1555 die Streitschrift wider Westphal, der dann noch zwei andre 1556 und 1557 folgten.

Das waren die drei Hauptlehren, die Calvins Feder bei scharfen Streitschriften in Bewegung setzten.

Viel mehr diente Calvin mit seiner Feder dem Frieden und dem Bau der Kirche. Der christliche Unterricht, die sogenannte Institution, hat er wiederholt umgearbeitet und erscheinen lassen.

Neben diesem dogmatischen Hauptwerk sind die exegetischen Arbeiten, seine Kommentare zu fast sämtlichen Büchern des alten und neuen Testaments hervorzuheben. Die bedeutendsten erschienen gerade in den schwersten Kämpfen; die Zeit der ernstesten persönlichen Kämpfe war die fruchtreichste Zeit seiner Feder. Sie läßt gar nichts von der Unruhe des Streits merken. Vom einfachsten Sinne geht er stets aus; nachdem er ihn erfaßt und dargestellt, weist er in den Geist des Ganzen, hebt den Gedankengehalt und Ideenzusammenhang hervor und schließt bedeutende Gedanken für innres und äußres Leben an. Körnig ist die Kürze, durchsichtig die Klarheit, lehrreich für alle Zeit, was er bietet.

Auch Predigten ließ er erscheinen, namentlich über die Psalmen. zweiundzwanzig; sie waren sehr lehrhaft.

Außerordentlich reich und mannigfach ist Calvins Briefwechsel. Natürlich sind viele Briefe verloren ge-

angen; man hat den Verluſt auf mindeſtens ein Drittel erechnet. Hier findet man den Seelſorger für alle Stände. r ſteht im Verkehr mit Fürſten, wie König Anton von avarra, Johanna von Albret, Vornehmſten, wie dem Herzog on Longueville, Admiral von Coligny, Grafen von Boye, Marquiſe von Rothelin, Gefangnen und Märtyrern, wie nen fünf Studenten in Lyon, überhaupt Bedrängten. Er ird eben nach allen Seiten, in allen Lagen als Berather eſucht. Ein Schatz von Weisheit und Troſt liegt in dieſen chriftſtükken. Die Briefe an Freunde bilden einen großen heil.

Dazu kommen nun Gutachten, die oft von ihm egehrt werden, und diplomatiſche Schriftſtükke, die m ſein Genf aufträgt. Nennenswerth iſt, was und wie el er geleiſtet.

Fülle und Stärke des Gedächtniſſes, Lebendigkeit des eiſtes und Leichtigkeit des Arbeitens würden immer noch cht den Umfang der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit möglich emacht haben. Vieles diktirte und ließ er von Andern hreiben.

Calvins Feder war ein Schwert des Geiſtes, das dem iege und dem Frieden diente.

IV. Die letzten Jahre (1556—1564).

1. Das neue Genf.

Nachdem Calvin 20 Jahre in Genf gewirkt, von 1536 an, und dieſe Stadt den römiſchen Aberglauben und Götzendienſt aufgegeben hatte, ſtand es da doch ganz anders. Ein edler Flüchtling erzählt, er ſehe mit Vergnügen, wie die vornehmſten Bürger Eins darin ſind, den von Calvin erkämpften Stand der Dinge aufrecht zu erhalten und immer wirkſamer zu machen; es gebe viele reformirte Kirchen, die er geſehn, aber keine, die ſo vorgerükkt ſei.

Die frivolen Libertiner waren völlig überwunden und die edleren Geſchlechter des alten Genf hatten den Flüchtlingen aus Frankreich, Italien, England und den Niederlanden weichen müſſen. Mit der Zahl wuchs der Einfluß der ernſt geſinnten Vertriebnen. Erſt hatte man Calvin herbeigerufen. Er zog die Verfolgten an; er erkannte ebenſowohl die günſtige und bedeutende Lage der Stadt, als den Werth der Männer, welche die römiſche Kirche

m ihre Heimath brachte. Mit ihnen führte er ſein Werk urch und ſchuf ein neues Genf, wie im Kirchlichen ſo im olitiſchen.

Hier wirkten acht Geiſtliche, die zuſammen Sonntags hn Predigten und an jedem Wochentage zwei halten, ızu noch einen Jugendunterricht am Tage des Herrn, ie ihn die Papiſten nicht kennen.

Jeden Donnerstag traten die Geiſtlichen mit zwölf elteſten, Bürgern der Stadt, zuſammen, und wer Gottes hre und das chriſtliche Bekenntniß irgendwie verletzt hat, ird vorgefordert, zurechtgewieſen oder beſtraft, und hilft ıs nicht, wird er vom Abendmahl ausgeſchloſſen. So ıcht man die Herzen für die Wahrheit zu gewinnen, vom rrthum loszulöſen. Auf reine Lehre und reines Leben ird ernſtlich gehalten.

Anziehend iſt der Anblick, wenn an den Werkeltagen ie Glokken ertönen: die Läden der Kaufleute ſchließen ſich, ıs Geſpräch verſtummt, ſtill eilt man zum Gotteshaus, ıs mit Noten verſehne Pſalmenbuch in der Hand. Schöner Geſang und erbauliche Predigt erhebt die Gemeinde. Wegen es Zudranges zu den Kirchen beantragte Calvin gerade in en Zeiten der ſchwerſten Kämpfe den Bau einer neuen Kirche.

Das heilige Abendmahl wird viermal des Jahres, Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und den erſten Sonntag m September gefeiert. Die Woche zuvor gehen die Geiſt- ichen mit den Aelteſten von Haus zu Haus, prüfen Gemüths- und Erkenntnißſtand der einzelnen Hausgenoſſen nd ermahnen Unvorbereitete, fern zu bleiben, oder tröſten erzagte Gewiſſen. Bei der Feier reichen zwei Geiſtliche Brot und Kelch und die Gläubigen nehmens und führen ie heiligen Pfänder zum Munde.

Auf zwei Kirchhöfen werden die Todten ohne Ceremonieen und ohne Aufwand still und anständig beerdigt. Um so sorgfältiger werden die Kranken besucht und mit oder über ihnen gebetet.

Der Wahl eines Geistlichen geht die Prüfung seiner Lehre und Begabung durch die Pfarrer voran. Besteht er, wird er der Obrigkeit vorgestellt, von ihr bestätigt und am folgenden Sonntag feierlich eingeführt, wenn die Gemeinde nichts gegen ihn einzuwenden gehabt hat.

Die Kirchen sind schmucklos; in ihnen finden sich nur Sitze für die Zuhörer und die Kanzel, unter der der Abendmahlstisch aufgestellt wird.

Aus den Klöstern sind Schulen geworden, Pflanzstätten der Tugend und Frömmigkeit.

Für die Armen hat die christliche Liebe ausreichend gesorgt.

Dazu hat Calvin nach manchem vergeblichen Versuch, nach verletzenden Verleumdungen und mancher Demüthigung in Bern es 1557 durch edle Mäßigung und staatsmännische Klugheit endlich erreicht, daß Bern der aus Genf vertriebnen Irrlehrer und der Widersacher Genfs sich nicht weiter annahm, den anmaßlichen Ton herabstimmte und Genf in das Bündniß der Eidgenossenschaft aufgenommen ward.

2. Nachwirkungen.

Wie einem Gewitter noch einige Nachzüglerwolken, Regenschauer folgen, so folgten den gewaltigen Kämpfen, die Calvin siegreich durchgeführt, an allen Punkten einzelne beunruhigende Streitigkeiten nach, bis in sein letztes Lebensjahr.

Die Abendmahlslehre Calvins befriedigte die Deutschen, die Lutheraner, nicht, weil er wohl die Gegenwart Christi beim Abendmahle behauptete, aber so, daß vielmehr nur die Seele des Gläubigen von der Kraft des heiligen Geistes in den Himmel erhoben, Christo gegenwärtig ward und Seiner himmlischen Gabe theilhaft, der sichtbare Akt auf Erden von dem innren, geistlichen Hergang losgerissen ward. Deshalb wurden noch weitre Streitschriften gewechselt.

Im Gegensatz gegen Roms Pelagianismus, der auf des Menschen Werk und Tugend zu großen Werth legte, hielt Calvin mit den Seinen an der Lehre der Prädestination fest. Diese war im Kampf mit Bolsec fest gehalten. Aber es fehlte ihr nicht an Gegnern. Calvin meinte, sie werde gehaßt aus Haß gegen ihn; denn mit Unrecht werfe man ihm vor, daß er die sittliche Anstrengung und Regung des menschlichen Willens nicht anerkenne. Zur Vertheidigung seiner Person und dieser Lehre gab Castellio, früher Rektor in Genf, durch anonyme Schriften Veranlassung. Er hatte in Basel, wo Rükkhalt fand, wer zu den Häuptern der Reformation und der herrschenden Lehre der schweizerischen Kirche sich in Gegensatz stellte, eine angesehne Stellung gewonnen und frug in anonymer Schrift mit gutmüthiger Arglist, wie denn die und jene Schwierigkeit zu lösen sei. Heftig und bitter wies Calvin ihn zurükk; gleichzeitig trat Beza als tüchtiger Mitkämpfer zur Seite.

Stärker waren die Nachwirkungen der Kämpfe für die Lehre der Dreieinigkeit. Hauptsächlich Italiener kamen dabei in Frage. Laelio Socini aus Siena, ein Mann grübelnden Zweifels, suchte bei dem scharfsinnigen klaren

Mann des Glaubens, Calvin, Belehrung; dieser fühlt sich von ihm angezogen, weist ihn liebreich, später ernst zurükk, empfiehlt ihn dem Fürst Radziwill und kommt nicht eigentlich mit ihm in Streit. Dagegen den Socinianer Matthäus Gribaldi, einen Juristen von Padua, der sich bei Genf angekauft, ließ der Rath nach einem Verhöre mit Calvin entfernen; er wurde 1557 verbannt. Darnach suchte er den Arzt Georg Blandrata, der die ihres tüchtigen Pastors durch den Tod beraubte italienische Gemeinde Genfs durch seine Irrlehre beunruhigte, zu einer bessren Einsicht zu bringen. Vergeblich; Calvin wird sogar von ihm verleumdet; Blandrata, vor das Konsistorium citirt, flieht furchtsam und geht nach Polen. Ihm folgte Paul Aliciati aus Piemont, sein Freund. Am Gefährlichsten war Johannes Valentin Gentile aus Consenza in Calabrien. Erst hatte er die Lehre der Kirche unterschrieben, dann aber war er wie ein Schwärmer aufgetreten mit der Behauptung, Gott habe ihm die Wahrheit geoffenbart. Nach der Unterredung mit den Geistlichen, die ihn widerlegten, unterwarf er sich kriecherisch. Zwar habe er wegen Meineids und Wortbruchs den Tod verdient, doch solle er nur entkleidet, im Hemde, barfuß, durch die Stadt geführt und, nachdem er selber seine Schriften verbrannt, verbannt werden. Das geschah den 2. September 1558. Später mußte ihm Calvin auf eine Streitschrift antworten. —

Noch grollte Bern. Es gestattete seinen Geistlichen nicht das Exkommunikationsrecht; ohne dieses wollten diese aber das Abendmahl nicht austheilen. Bern verwies 1558 21 Geistliche. Die Häupter Viret und Beza mußten natürlich auch weichen. Viret fand Anstellung in Frankreich,

Beza ging nach Genf. Dieser Gewinn tröstete Calvin über manche Mühe und Streitigkeit.

3. Die Akademie (1559).

Genf fehlte noch Eins: eine Anstalt für höhre wissenschaftliche Bildung, besonders für Heranbildung der Diener des Evangeliums.

Calvin hatte bisher durch theologische Vorlesungen geholfen; die Früchte davon waren die Kommentare zur heiligen Schrift.

Sobald die Gemeinde Frieden hatte und sich baute in der Furcht des Herrn, hielt Calvin es für nöthig, für die Pflege der Wissenschaft zu sorgen. Da die Staatskasse erschöpft war, bat er den Rath, ihm eine Sammlung für dieses heilsame Werk zu gestatten. Der Rath erlaubte es gern und wies die Notare an, bei Testamenten, die sie aufzunehmen hätten, diese Angelegenheit im Auge zu haben.

Calvin ging von Haus zu Haus; seine Sammlung betrug die bedeutende Summe von 10,024 Goldgulden. Reiche Flüchtlinge steuerten reichlich bei: Galeas Carraccioli 2954, Pierre d'Ostères 360, Matthieu de la Roche 260 Gulden, Etienne de la Fage 50 Thaler. Der alte Freiheitskämpfer Bonnivard schenkte sein ganzes Vermögen zur Dotirung der Anstalt.

Die Berner sorgten durch Vertreibung der tüchtigsten und gewissenhaftesten Männer, daß es den Genfern nicht an geeigneten Persönlichkeiten fehlte.

Auf den Höhen des Balomier wurde ein stattliches Gebäude in Winkelform aufgeführt. Da war ein freier Platz, auf dem man sich ergehn konnte; von hier war eine herrliche Aussicht.

Bei den Mitteln des kleinen Freistaats hatte Calvin es nicht auf eine Universität, nur auf eine Akademie abgesehn. Schwer erkrankt, ließ er sich doch mehre Male auf den Bauplatz tragen, um die Arbeiter anzufeuern.

Am 5. Juni 1559 konnte die Anstalt eröffnet werden. Ein Gottesdienst in der Peterskirche leitete die Feier ein. Calvin, von einem achtmonatlichen Krankenlager erstanden, blaß und abgezehrt gegenwärtig, zog aller Augen auf sich. Als Rektor trat sein Freund Theodor Beza ein. Er hielt eine tüchtige Rede, der Calvin ein kurzes Wort beifügte.

An ein Kollegium von sieben Klassen, in denen neben christlicher besonders klassische Bildung gefördert wurde, schloß sich die Akademie mit theologischen, philosophischen, mathematischen und physischen Vorlesungen.

Schon im ersten Jahre waren 900 Schüler eingeschrieben, so ziemlich aus allen Nationen Europas. Calvin hatte oft 1000 Zuhörer und drüber.

Der Erfolg war unverkennbar. Zu dem sittlichen Ernst, dem christlichen Glaubenseifer und der christlichen Erkenntniß gesellte sich die wissenschaftliche Bildung. Der Geschäftsmann, Fabrikant, Handwerker eignete sich in Genf eine Bildung an, daß aus allen Ständen die Tüchtigsten zu Magistratspersonen gewählt werden konnten. Genf konnte bei seiner Aristokratie des Geistes, der Sittlichkeit, des Patriotismus nicht den Stand der Proletarier; es war eine kleine, aber ganz ausgezeichnete Republik. Es war nicht blos ein Asyl für die edelsten Vertriebnen; hier wurden Persönlichkeiten gebildet, welche weithin gesucht wurden, besonders in Frankreich. Gerade von da ward Calvin, wie er gewünscht, Holz geschickt, aus dem er tüchtige Pfeile geschnitzt.

4. Frankreich.

Ganz bedeutend war Calvins Einfluß auf Frankreich. Seine Sendboten durchzogen das Land entweder als Evangeliſten, die den zerſtreuten Gläubigen das Wort Gottes verkündigten, oder als Bibelkolporteure. Von ihm erbaten und erhielten die geordneten Häuflein oder Gemeinden Prediger. Genf mit ſeinem Calvin war ein Anziehungs- und Sammelpunkt für die Flüchtlinge, und daher kam den Franzoſen in der Heimath Stärkung. Calvin, ſelbſt ein Franzoſe, ſchuf in Genf ein Werk, das dem Genius des franzöſiſchen Volks außerordentlich zuſagte. Die eingreifende Thätigkeit der Einzelnen und der Gemeinden, die mit den Geiſtlichen vereint wirkende Macht der Laien, die verſtandesmäßige Strenge in der Lehrauffaſſung und die feſte Praxis im Leben übte eine anziehende Kraft auf das franzöſiſche Volk. Es nahte die Zeit, wo der Name „Lutheraner“ für die Reformirten verſchwand, ſie Chriſtaudins, dann Proteſtanten, Hugenotten genannt wurden; ſie waren faſt durchaus calviniſch geſinnt.

Calvins Chriſtenthum herrſchte in allen Ständen. Nicht blos Leute geringen Standes, ſondern die Großen des Reichs hielten zu ihm. Die Bourbonen, Anton, König von Navarra, mit ſeiner Gemahlin Johanna d'Albret, Ludwig, Prinz von Condé, ließen ſich von ihm berathen und leiten.

Die Zahl der Gläubigen war ungemein gewachſen. In den Jahren 1559 und 1560 rechnete man 2000 Gemeinden, 400,000 Reformirte, und wenn Calvin 4- oder 6000 Prediger ſchicken könnte, ſie würden, ſo meinte man, alle Anſtellung finden.

Gerade die genannten Jahre waren für Frankreich und die religiöse Bewegung von Entscheidung.

Noch herrschte Heinrich II., der seinem Vater Franz I. 1547 gefolgt war. Unter ihm wurde das Land mit Schulden belastet, die das Volk hart drükkten, aber die Engländer mußten Boulogne und Calais aufgeben und die Verbindung mit den protestantischen Fürsten ließ 1552 die Besetzung der Städte Metz, Toul und Verdun zu. Der König, ohne Verständniß für Kunst und Wissenschaft, ohne Waffenruhm, ward von Diana von Poitiers — einer ältren Frau, die in ihm Begriffe von Ehre und männlicher Tugend weckte, der Königin wie einer Magd diente und ehelichen Frieden erhielt — und von dem Kardinal von Lothringen beherrscht.

Arge Mißbräuche fanden sich überall. Diese zog der Patriot in der Narrenkappe, der Satiriker Rabelais, vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes.

Unerträglich erschien da die calvinische Sittenstrenge. Genf, der Zufluchtsort aller Irrlehrer, Roms furchtbarster Feind, wurde als Quelle alles Unglükks in Frankreich bezeichnet.

Noch wurde Gott und Kirche als Eins gefaßt; ward ein Rebell gegen des Königs Majestät des Todes schuldig erkannt, so natürlich auch, wer Gottes Majestät im Abfall von der Kirche verletzte. Die Ketzer mußten ausgerottet werden, meinte man. Aber die spanische Inquisition war nicht beliebt; die weltlichen Gerichte schienen auszureichen; das Parlament mag nicht die Bürger vor bischöfliche Diener stellen. Es that ja seine Dienste; wol 50,000 Gläubige waren zu Märtyrern geworden. Es regte sich Mitleid; Absicht der Mildrung taucht im Parlamente auf. Der

Kardinal läßt den König die Schärfe aufrecht halten; er, der allerchristlichste König, wolle und dürfe in seinem Reiche keine Ketzer dulden.

Da stirbt plötzlich der König 1559 an einer Wunde, die er beim Turnier sich selber beigebracht. Ihm folgt Franz II., 16 Jahr alt.

Im Angesicht der Scheiterhaufen schritten die reformirten Gemeinden dazu, sich eine Verfassung zu schaffen. Auf der ersten allgemeinen Synode zu Paris im Mai 1559 wurde eine Bekenntnißschrift aufgesetzt und angenommen und so Einheit für die protestantische Kirche Frankreichs gewonnen. Die Genfer Ordnung ward angenommen.

Der Plan, die Hugenotten zu vernichten, wurde noch einmal verschoben durch eine Verschwörung hugenottischer Edelleute. Der junge König war von den Guisen, namentlich dem Kardinal von Lothringen, beherrscht. Der Haß gegen die Guisen verband sich mit dem Rechtsgefühle des Volks; nur königliche Prinzen, wie der König von Navarra und sein Bruder Condé, dürften die Regentschaft führen. Daraufhin hatte ein Edelmann la Renaudie den Plan gefaßt, den König aus den Händen der Guisen zu befrein, und auch Genossen zur Ausführung desselben gefunden. Der König war mit dem Hof zu Amboise; dieser Streich mißglükkte völlig.

Calvin hatte deutsche Fürsten veranlaßt, der Protestanten in Frankreich sich anzunehmen, und Beza an den Hof des Königs von Navarra gesendet, die Sache der Gläubigen zu führen, aber sehr entschieden vor aller willkürlichen und eigenmächtigen Gewaltthat gewarnt; er schalt unwillig Plan wie Ausführung der Verschwörung von Amboise. Schmerzlich berührte ihn jede aufrührerische Selbsthilfe. Nur unter

Führung eines Prinzen von königlichem Geblüt und mit Zustimmung des Parlaments sei Anwendung von Gewalt zulässig, wobei Gläubige sich betheiligen dürften.

Zunächst schlugen die Guisen einen mildren Ton an. Ein Edikt im Mai 1560 verpönte zwar alle gottesdienstlichen Versammlungen, gab aber auf, nach dem Bekenntniß zu fragen. In diesem Widerspruche erkannte man Unsicherheit.

Im August auf einer Notablenversammlung gab der Admiral zwei Bittschriften ab; in der einen war eine entschiedne Mißbilligung der Verschwörung von Amboise und eine Lossagung von aller Theilnahme der Hugenotten daran ausgesprochen, in der andern das kirchliche Versammlungsrecht begehrt.

Ende des Jahres starb Franz II.; ihm folgte Karl IX., zehn Jahr alt. Damit änderten sich die Verhältnisse völlig. Der König ein Kind, Regentin die Mutter Katharina in Verbindung mit König Anton von Navarra, die Großen in Feindschaft, das Volk wegen der Religion in Bewegung.

Nach 1560 forderte der dritte Stand freie Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde und daß von den geistlichen Gütern ein Theil für die Armen, ein andrer für Kirchenbau, fromme Stiftungen, Spitale und Schulen, der dritte endlich für die Geistlichen verwendet werde. Der Adel fordert, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes reformirt werde.

Diese Beschlüsse wurden in Pontoise vom Adel und dem dritten Stande bestimmter wiederholt und ein freies Nationalkonzil unter Vorsitz des Königs auf Grund des göttlichen Worts binnen drei Monaten verlangt. Es stand

so, daß Manche dachten, ganz Frankreich werde jetzt reformirt.

Zu derselben Zeit waren die Geistlichen in Poissy versammelt. Die katholischen Prälaten und vornehmsten reformirten Prediger, an deren Spitze Beza, ein schöner Mann von würdiger Erscheinung, feiner Sitte und gewinnender Beredtsamkeit, großen Eindruck machte, sollten eine Einigungsformel suchen. Genf und Sorbonne zu einigen, war vergeblich, trotz wiederholter Unterredungen von Mitte August bis Mitte Oktober 1561.

Am Anfang des Jahres 1562 erschien das Edikt von St. Germain, das alle Strafen aufhebt, die auf Versammlungen der Protestanten außerhalb der Städte gesetzt sind, Religionsübungen, Gebete und Predigten ihnen gestattet und nur fordert, der Lehre der heiligen Schrift und des Konzils von Nizäa gemäß zu lehren, auch den bürgerlichen Gesetzen gehorsam zu sein und die Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

So war den Reformirten eine gesetzliche Existenz gesichert. Doch war diese mit politischen Parteien verbunden, wenn auch die Bewegung nicht von solcher Verbindung herzuleiten ist.

Calvin sah nicht ohne Sorge auf den Stand der Dinge, warnt ernstlich, sich vor aller Gewaltthat, insbesondre Blutvergießen, zu hüten; Ströme Bluts würden folgen, Frankreich und Europa davon überfluthet.

Gar zu bald ward diese Sorge gerechtfertigt.

Franz Guise, ein tapfrer Kriegsmann, nicht gerade gewaltthätig, kommt nach Vassy in der Nähe von Joinville, hört, daß die Protestanten in einer Scheune zum Sonntagsgottesdienst versammelt sind, will mit den von

ihm bemerkten Unterthanen reden, die daran theilnehmen; das Gefolge begleitet ihn, mit dem Schwert in der Hand, dem Haß im Herzen; die Gläubigen, geängstet, wollen das Thor schließen, es entsteht ein Zusammenstoß und folgt ein greuliches Blutbad.

Eine außerordentliche Erregung war die Folge. Prinz Condé mußte mit den Seinen Paris verlassen. Hier ließen katholische Gesinnung und militärische Uebungen das Aüßerste fürchten. Katharina gab dem Andringen nach, das Edikt von St. Germain für Paris und Umgegend aufzuheben.

Nun war gar Anton von Navarra durch Aussichten und Damen für Rom gewonnen; der liebenswürdige Mann war ohne Festigkeit.

Sein Bruder Condé dachte um so eifriger darauf, die Königin zu befrein, die Religion zu vertheidigen, das Edikt aufrecht zu halten. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung. England war nicht ohne Theilnahme; deutsche Fürsten sagten und sandten Hilfstruppen zu.

Am 19. Dezember 1562 kams zum Treffen bei Dreux. Die Protestanten müssen sich zurükziehn. Hinrichtungen folgen auf beiden Seiten. Ein Fanatiker Poltrot von Merey ermordet Franz Guise.

Katharina bringt Stillstand und Ruhe durch das Edikt von Amboise den 19. März 1563: Gottesdienst der Protestanten wird in den Städten, wo er besteht, geduldet, in jedem Amtsbezirk ihnen ein Ort zum Gottesdienst angewiesen, alle Edelleute dürfen nach ihrem Bekenntnis in ihren Häüsern, Barone auch mit ihren Unterthanen leben; nur für Paris bleibt die Ausübung der Religion den Reformirten verboten.

5. Calvins Ende.

In die Bewegung der reformirten Kirche Frankreichs konnte Calvin ungestört aus den geordneten und beruhigten Verhältnissen Genfs mit seinem Rath, treu seinem Wahlspruch, daß die Waffen seiner Ritterschaft geistlich seien, eingreifen. Befriedigt sah er auf das große, mit Gottes Hilfe glücklich vollendete Werk seines Lebens.

Er sah, wie das Buch eines sonst edlen Mannes, Morelli de Villiers, der behauptete, das Konsistorium sei keine apostolische Einrichtung, als Ketzerschrift 1562 verdammt und verbrannt wurde, wie 1563 ein Spötter über Blitz und Donner, Villrod, durch die Straßen geführt und vom Henker gezüchtigt ward. Ohne Murren, ohne Zeichen eines Mißfallens sah das Volk drein. Das Werk Calvins arbeitete kräftig und sicher.

An der Verbesserung der Institutionen, welche 1559 die letzte Gestalt erhalten hatten, und der Fortführung der Kommentare zum alten Testamente arbeitete er rüstig. Die Vertretung Bezas vermehrte wiederholt auf Monate seine Arbeiten.

Nur wenige, nicht bedeutende Streitschriften wurden ihm abgedrängt. Doch war eine von diesen für ihn sehr schmerzlich. Franz Balduin, aus Arras, den er an seinem Tisch gehabt, gebildet, und an seiner Unterhaltung, wie an seiner Bibliothek und schriftlichen Thätigkeit hatte theilnehmen lassen, war einmal mit mehren Papieren Calvins verschwunden. Später hat er wieder mit Calvin angeknüpft, hat aber Calvins Vertrauen schwer gemißbraucht. Als tüchtiger Jurist, bald papistisch, bald protestantisch, ließ er sich in Poissy zu den nur mehr trennenden Unionsversuchen

gebrauchen. Das regte schmerzlich die Heftigkeit des Reformators auf, 1562.

Die Kränklichkeit Calvins, vom übermäßigen Arbeiten vermehrt, drükkte ihn seit mehren Jahren hart. Migräne, Steinleiden, Magenschwäche führten ihn immer wieder den Aerzten in die Hände. Ihren Anordnungen fügte er sich gehorsam. Nur seine Arbeiten ließ er nicht ruhn. Müßiggang war ihm ein Greul, geradezu unnatürlich.

Am 2. Februar 1564 hielt er seine letzte Vorlesung über Ezechiel, den 6. Februar seine letzte Predigt. In die Kongregation der Geistlichen und in die Kirche, auch auf das Rathhaus, ließ er sich einige Male tragen.

Der Rath ordnete für den 10. März eine allgemeine Fürbitte für Calvins Genesung an.

Am Ostertag, den 2. April, ward er in die Kirche getragen, hörte die Predigt und empfing das heilige Abendmahl; mit zitternder Stimme sang er den Schlußgesang mit: „Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren."

In dem den 24. April verfaßten Testamente verfügte er über einen silbernen Becher, den er einmal als Geschenk erhalten, zu Gunsten seines Bruders Anton und über sein Vermögen von 225 Thalern zu Gunsten der Kinder desselben.

Da er den vier Syndicis und den Rathsherren Abschied sagen und sich aufs Rathhaus tragen lassen wollte, kamen sie zu ihm, den 26. April. Da hat er ihnen für alles Liebe gedankt, namentlich für Sanftmuth bei seiner zu großen Heftigkeit, und sie väterlich ermahnt.

Ebenso nahm er den 28. April von der um ihn versammelten Geistlichkeit Abschied und drükkt Jedem theilnehmend die Hand.

Farel eilte trotz ſeiner 80 Jahre noch nach Genf, :n Freund noch einmal zu ſehn.

Meiſt betend, lag er ſtill und ruhig, hatte den 19. Mai, vei Tage vor Pfingſten, die Geiſtlichen noch einmal in inem Hauſe. Schmerzlos ſtarb er den 27. Mai 1564. ;runklos, aber unter allgemeiner Theilnahme ward er beerdigt.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

HM